Kursbuch 84

Sprachlose Intelligenz?

Karl Markus Michel, Die Stunde der Sirenen
Lothar Baier, Zeichen und Wunder
Klaus Laermann, Lacancan und Derridada
Klaus Bartels, Der Kopf-Stand
Valentin Braitenberg, Lalula
Cora Stephan, Wie ich mich verkaufe
Manfred Seiler, O-Feuille-Ton
Cornelia Bolesch, Kabylon
Werner A. Perger, Die Bonner Rede
Benny Härlin, Europhonie

Kursbuch / Rotbuch Verlag
März 1986 9 Mark A 20281 F

86 - 189
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05
Kur
Goethe-Institut e.V.
Ausgeschieden am: .....

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingeborg Kiesenkamp

84 Sprachlose Intelligenz? Juni 1986

Karl Markus Michel, Die Stunde der Sirenen. Vom Niedergang des Logozentrismus 1
Lothar Baier, Zeichen und Wunder. Eine semiologische Modenschau 17
Klaus Laermann, Lacancan und Derridada. Über die Frankolatrie in den Geisteswissenschaften 34
Ulrich Enzensberger, Hier spricht der automatische Anrufbeantworter 45
Valentin Braitenberg, Lalula. Das Nichtverstandenwerdenwollen und die Sprache 51
Klaus Bartels, Der Kopf-Stand. Über die Wirklichkeit des Intellektuellen 65
Cora Stephan, Wie ich mich verkaufe 89
Manfred Seiler, O-Feuille-Ton. Auskünfte eines Kritikers 101
Cornelia Bolesch, Kabylon 115
Gunter Hofmann, Die Worte und die Dinge. Über den Verlust des politischen Diskurses 127
Werner A. Perger, Die Bonner Rede 139
Benny Härlin, Europhonie. Bericht eines Abgeordneten 155
György Dalos, Sorgen mit der Freiheit 173

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Tel. 0 30 / 7 72 24 43.
© 1986 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.
Beilagen: Verlag Europäische Perspektiven (Abo-Auflage), S. Fischer Verlag (Abo-Auflage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Klett-Cotta Verlag, Rotbuch Verlag

Karl Markus Michel
Die Stunde der Sirenen
Vom Niedergang des Logozentrismus

I

Wir wissen, wie der listenreiche Odysseus es anstellte, dem verlockenden Gesang der Sirenen, dem »honigtönenden«, zu widerstehen. Wir vergessen aber gern, daß eine Hexe es war, die ihm den Trick verriet: Kirke, bekannt dafür, daß sie Männer in Schweine verwandelte; welchem Zauber Odysseus selbst nur deshalb entging, weil Hermes ihm ein Gegenmittel zugesteckt hatte, und zwar im Auftrag von Zeus, der – nein, lassen wir den olympischen Familienzwist für diesmal beiseite. Sehen wir auch davon ab, daß es vielleicht Eifersucht war, was die göttliche Kirke bewog, ihren geliebten Bezwinger, der sie verlassen wollte, vor den Sirenen zu warnen: auch sie sind ja Zauberinnen, die den Seeleuten auflauern, um sie hinabzuziehen – nicht nur ins Animalische, wie Kirke es tut, sondern in den Tod. Auf der Wiese der Sirenen häufen sich die Leichen derer, die sich verlocken, betören ließen von ihrem Gesang, der Erquickung und Heimkehr verheißt: Glück und Tod.

Aber wird diese Lockung, indem Odysseus sich an den Mast fesseln läßt, so daß er ihr nicht erliegt, wirklich »zum bloßen Gegenstand der Kontemplation neutralisiert, zur Kunst«, wie Horkheimer und Adorno in ihrer Interpretation der homerischen Erzählung sagen? Ich glaube nicht. Nach der Überlieferung entstammen die Sirenen einem präolympischen Kult; sie, die Töchter der Erde, sollen in einem Wettkampf den Töchtern des Zeus, den Musen, unterlegen sein. Wenn ihr Gesang »Kunst« ist, dann eine primitive, überwundene, ein magischer Zauber (der allerdings in Adornos Ästhetik eine wichtige – und zwielichtige – Rolle spielt, als Versöhnung mit der Natur, die auch Mimikry ans Tote sein kann).

Odysseus personifiziert den Fortschritt. Die Sirenen betreiben die Regression zur ewig gleichen Natur. Aber Regression, die Rückverwandlung in Tiere, betreibt auch Kirke, der Odysseus doch sein Herrschaftswissen verdankt! Das Problem löst sich genealogisch: Kirke ist eine Helios-Tochter, sie steht auf der Seite der Kultur. Sehr auffällig wird sie von Homer als »mit Sprache begabt« charakterisiert, und Odysseus beeilt sich, ihre »Wahrsprüche« seinen Gefährten mitzuteilen. »Sagen« und »Wissen« spielen in diesen Versen eine zentrale Rolle – gegenüber den »Stimmen«, den bloßen »Tönen« der Sirenen, die zwar ein Wissen um Vergangenes und

Zukünftiges versprechen, aber das ist Trug. Der Unterschied zwischen den Verlautbarungen der schöngelockten Kirke und der gefiederten Sirenen enthüllt sich in den direkt aufeinander folgenden Wörtern *thesphatos* und *thespesios*: von Gott gesprochen – von Gott gesungen, göttlich tönend (XII, 155 und 158). Odysseus folgt dem *Wort* (der List, der Ratio), nicht dem *Ton* (dem Rausch, dem Delirium).

Sirenengesang durchtönt die abendländische Kultur – als Verlockung. Daran änderten nichts die gelehrten allegorischen Ausdeutungen dieser Szene, vornehmlich in moralischer Absicht, die schon in der Stoa begannen (die Sirenen erzeugen die Krankheit der Seele), im christlichen Mittelalter weitergeführt wurden (die Sirenen bedeuten Verführung zur Sünde), in den Humanismus mündeten (die Sirenen symbolisieren Sehnsucht nach dem Tod) und endlich zum Gemeinplatz der »Warnung« verkamen; bis Horkheimer und Adorno ihnen eine geschichtsphilosophische Wendung gaben, in der auch die Verlockung zu ihrem Recht kommt:

»Der narkotische Rausch, der für die Euphorie, in der das Selbst suspendiert ist, mit todähnlichem Schlaf büßen läßt, ist eine der ältesten gesellschaftlichen Veranstaltungen, die zwischen Selbsterhaltung und -vernichtung vermitteln, ein Versuch des Selbst, sich selber zu überleben. Die Angst, das Selbst zu verlieren, und mit dem Selbst die Grenze zwischen sich und anderem Leben aufzuheben, die Scheu vor Tod und Destruktion, ist einem Glücksversprechen verschwistert, von dem in jedem Augenblick die Zivilisation bedroht war. Ihr Weg war der von Gehorsam und Arbeit, über dem Erfüllung immerwährend bloß als Schein, als entmachtete Schönheit leuchtet. Der Gedanke des Odysseus, gleich feind dem eigenen Tod und eigenen Glück, weiß darum ... Die Bande, mit denen er sich unwiderruflich an die Praxis gefesselt hat, halten zugleich die Sirenen aus der Praxis fern ...« (*Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947, S. 47 f.)

Demgegenüber waren die Sirenen in der volkstümlichen Vorstellung von Anfang an weniger Symbole der Verstrickung und Versündigung als der Entlastung: Todesdämonen oder Todesengel zwar, aber doch auch einlullend, betäubend, tröstend; sie machen den (sozialen) Tod zum angenehmen Trip. In Verschmelzung mit anderen Naturgeistern belebten sie die Folklore und kehrten von dort zurück in die Poesie (erinnert sei nur an Goethes »Fischer« und Eichendorffs »Zwei Gesellen«). Im *Ulysses* schließlich sind die homerischen Sirenen heruntergekommen auf das Niveau von billigen Bardamen: Miss Douce und Miss Kennedy.

Diese volkstümliche Tradition, deren Hauptströmung wohl unterhalb der Schwelle der überlieferten Kultur verlief, ist uns kaum bekannt. Wir können sie nur erschließen als Gegensatz oder Pendant zu dem, was ich den europäischen Logozentrismus nenne: der für die Hochkultur als selbstverständlich geltende, deshalb kaum je thematisierte Vorrang des Logos in seiner Bedeutungsspanne von Wort und Begriff über Gedanke und Vernunft bis zum Sinn, zum Geist, zur Weltordnung. Der Akzent aber liegt hier auf dem *Wort* als dem »Anfang aller Wesen« (Böhme), auf der *Sprache*

als der »reinen Existenz des Geistes« (Hegel), die gleichsam die natürlichen Sprachen überwölbt, aber von ihnen getragen wird. (Die gegenwärtige Diskussion um »Logozentrismus« faßt den Begriff enger, als Vernunftherrschaft oder Vernunftmonopol, gegen das heute andere Kräfte mobilisiert werden, um die Vernunft zu stutzen oder gar zu stürzen, was wiederum, vor allem bei Jürgen Habermas, zu dem gegenläufigen Einspruch führt, den – positivistisch gewordenen – Logozentrismus zeichne »nicht ein Zuviel, sondern ein Zuwenig an Vernunft« aus.)

Der Logos des griechischen Denkens wurde nicht wie andere Wesenheiten als Gott personifiziert. Er transzendiert den Olymp der Götter und der Ideen. Schon bei Heraklit tritt er als Weltlogos auf, ähnlich in der Stoa, wo er als göttliche Kraft den Kosmos durchwaltet, Welten um Welten erzeugt. Aus dieser Vorstellung vom »Logos spermatikos«, die vor allem der gnostischen Logos-Mystik lieb war, entsteht auch zum erstenmal die Idee einer Inkarnation des göttlichen Worts, die dann von Johannes und Paulus ins Christentum getragen wird: der Logos als Sohn Gottes und Mittler zwischen Gott und den Menschen. Damit war die hellenistische Logos-Lehre mit der alttestamentlichen Vorstellung vom Schöpferwort Gottes verknüpft.
Sowohl die »Hellenisierung« des jüdischen Monotheismus als auch die »Monotheisierung« der griechischen Ideenlehre, beides im Namen des Logos vollzogen, hatten Folgen für die abendländische Kultur. Zum einen muß, da der Mensch als Geschöpf am Weltlogos teilhat, sein Gottesdienst spirituell sein, letztlich also *sprachlich*. Daß das katholische Dogma, ganz zu schweigen vom katholischen Kultus, vielfach andere Wege ging, ist bekannt. Doch von Augustin bis Luther blieb jene Forderung im Prinzip unangefochten. Zum anderen aber muß, da der »geistige Kosmos« eine Einheit bildet, der Mensch als ihr Teil dieses Eine in sich spiegeln, oder anders gesagt: er muß seine Besonderheit zum Allgemeinen hin transzendieren. Das ist der Weg der Erkenntnis, der auf eine universale Sprache baut, auf eine universale Verständigung zielt. Er ist vorgezeichnet in der »dialektischen« Methode des Sokrates. Sich abwendend von der Naturphilosophie des Anaxagoras, die allenfalls kausale Prozesse zu erklären weiß, und eingedenk des Delphischen Spruchs blickt Sokrates in sich, um die wahren Gründe, den Sinn, den Logos zu finden: »Mich dünkt, ich müsse zu den Begriffen *(logoi)* meine Zuflucht nehmen, um in ihnen die Wirklichkeit der Dinge anzuschauen ... und indem ich jedesmal das Wort *(logos)* zugrunde lege, das ich für das stärkste halte, setze ich, was mir mit diesem übereinzustimmen scheint, als wahr, es mag nun von Ursachen die Rede sein oder von sonst etwas, und was nicht, setze ich als nicht wahr« (Phaidon 99 e). So überzeugt im Reden der eine den anderen durch Gründe, bis das

Miteinanderreden *(dialegesthai)* zur Übereinstimmung *(symphonein)* der Begriffe, der Gedanken führt. (Fast zweieinhalbtausend Jahre später ist man auch in Starnberg nicht viel weiter gekommen, weshalb man in Bielefeld lieber gleich bei Anaxagoras blieb.)

Wenn aber, wie es hier schon anklingt und seit der Stoa fast ein Glaubenssatz des europäischen Denkens ist, der Logos zugleich als Gesetz der Natur und als geistige Norm auftritt und darin gerade die Möglichkeit von Erkenntnis und Verständigung gründen soll: woher kommt dann der dem Logos widerstrebende Affekt, der *pathos* oder, christlich gesprochen, die Sünde? Der Antworten sind viele. Sie unterstellen mehr oder weniger gescheit, daß es eine zweite, böse Natur gibt. Oder einen zweiten, bösen Geist. Jedenfalls einen Bereich »da unten«, der sich dem Logozentrismus entzieht und deshalb bedrohlich ist. Tatsächlich blieb dieser Bereich der Affekte, der Leidenschaften, der Sinnlichkeit schlechthin, lange sprachlos – verfemter Sirenengesang. Trotz Hunderter von Beichtspiegeln und Sündensummen mit ihrer minutiösen Auflistung des Verbotenen wurde dessen Praxis kaum jemals Wort; nur in Protokollen von Ketzer- und Hexenprozessen findet sich mitunter ein Widerhall des Unsagbaren, oder in den wenigen okkultistischen Schriften, die kirchliche und staatliche Unterdrükkung überlebt haben.

Schriften – notabene – waren es, die den Logozentrismus stützten und oft auch zügelten. Woher kommt die Schrift? Von Prometheus, der mythischen Symbolfigur allen Fortschritts. Natürlich hat er diese wie alle anderen Erfindungen und Wissenschaften, die er den Menschen brachte, vom Olymp geklaut, aber immerhin dank eigener List, wofür Zeus ihn – bei Aischylos – brutal bestraft. An einen Felsen gekettet, die Leber von einem Geier behackt, rühmt er sich gleichwohl seiner Wohltaten für die Menschen, »die, Träumer sonst und stumpfen Sinns, / Des Geistes mächtig und bewußt ich werden ließ; / . . . / . . . sonder Ordnung, sonder Zweck / War, was sie taten, bis ich ihnen deutete / Der Sterne Aufgang und verhüllten Niedergang, / Die Zahlen, aller Wissenschaften trefflichste, / Der Schrift Gebrauch sie lehrte, die Erinnerung, / Die sagenkundige Amme aller Musenkunst . . .« (*Der gefesselte Prometheus*, 443 f., 456 f.).

Mit dem Christentum trat neben die Schrift als Träger der Erinnerung die Schrift als Träger der Offenbarung, also die jüdische Schrifttradition. Auch in ihr stammt die Schrift letztlich von Gott, der Mose und den Propheten seinen Willen diktierte. Aber nicht nur das Gesetz Gottes birgt diese heilige Schrift, sondern auch alle Geheimnisse der Schöpfung, man muß sie nur richtig entziffern, bis in die Folge der Wörter, der Buchstaben hinein (was bis heute mit Inbrunst und Computern versucht wird). Schriftgläubigkeit – drapiert als Exegese, Interpretation, Hermeneutik, Philologie – war seitdem das Rückgrat des abendländischen Logozentrismus, und daß sie auch

mancherlei Fälschungen zugute kam, mehr oder weniger frommen, besonders in frühchristlicher Zeit, tat ihr keinen Abbruch. Das ganze Mittelalter hindurch herrschte das Prinzip »Es steht geschrieben« – ob nun in der Heiligen Schrift oder in einer fragwürdigen Schenkungsurkunde, ob bei Aristoteles und Thomas oder bei irgendeinem Pseudo-Soundso, sofern er nur kanonisiert war, was weniger eine Wahrheits- als eine Machtfrage zu sein pflegte. Erst der Humanismus hat da Abhilfe geschaffen: indem er das Prinzip verschärfte und nach der Authentizität des Geschriebenen fragte. Es war ein erster Angriff auf die Heiligkeit der Schrift. Als heilig galt von nun an eher die Philologie, die Textkritik. Ihr verdanken wir schöne Früchte, die in den historisch-kritischen Ausgaben des 19. Jahrhunderts eingemacht wurden. Heute gibt es dafür natürlich Computer:

»Im Falle von Texthandschriften wären noch weitere Arbeitsschritte möglich, nämlich die Herstellung von computergestützten Transskriptionen sowie Indices beziehungsweise Konkordanzen. Mit Hilfe relativ einfacher Suchprogramme könnte man dann für einen wichtigen Codex sich auf dem Text-Monitor Angaben zum Vorkommen und zur Häufigkeit bestimmter Wörter und Begriffe auswerten lassen...
Um sich eine Vorstellung von den Möglichkeiten zu machen: Beim derzeitigen Stand der Technik wären die hier aufgeführten Bild- und Textdaten zur gesamten Handschriften-Überlieferung der hochmittelalterlichen deutschen Lyrik in einer größeren Aktentasche unterzubringen...« (FAZ, 12. 3. 1986)

Das ist schön, ein wahrer Fortschritt. Jedenfalls hat die schriftliche »Erinnerung« seit der Erfindung Gutenbergs die Logos-Herrschaft sowohl demokratisiert als auch banalisiert. Seit man lernte (vor noch gar nicht langer Zeit), beim Lesen die Lippen nicht mehr zu bewegen, redet manch einer »wie ein Buch«. Dennoch: dem ehrfürchtigen »Es steht geschrieben« stellt sich das ruppige »Der lügt wie gedruckt« entgegen: die Gleichgültigkeit, ja Abwehr breiter Schichten gegenüber der Schriftsprache, mit der sie gemeinhin nur als Objekte in Berührung kommen. Die Schriftsprache war für sie keine Verkehrssprache. Sie war tatsächlich in manchen Fällen eher eine künstliche als eine natürliche Sprache – eben eine logozentrische mit dem Anspruch auf Universalität, den sie von der universalen Gelehrtensprache Latein geerbt hatte und im wissenschaftlichen Traum von einer »Mathesis universalis«, im politischen von einer »Weltsprache« kultivierte.

Das alles ist bekannt. Bekannt ist auch, daß der Vorrang des Logos – vor dem Bios oder dem Ethos oder dem Pathos – in der europäischen Tradition immer wieder bestritten wurde. Aber das geschah, wenn nicht plump empirisch, wiederum im Rahmen des Logos: mit Worten, mit Argumenten, mit Rhetorik, also im Namen der »artes liberales« oder der Musen, nicht der Sirenen. Am Ende behauptete sich der Logos, als gleichsam imperialistisches Prinzip. Beispielhaft dafür ist die Begegnung Europas mit anderen Völkern: sie wurden als (noch) Primitive, als unmündige Kinder dem

westlichen Entwicklungsmodell unterworfen, das heißt auf jenen »prometheischen« Bildungsweg gebracht, den unsere eigenen Vorfahren durchschritten hatten, wie schon Aristoteles es sah; die Menschen der Vorzeit, meinte er, seien »aller Wahrscheinlichkeit nach den gewöhnlichen oder gar den törichten heutigen Menschen ähnlich« gewesen – jenen Leuten also, die (nach den Klerikern) die Aufklärer zum Objekt ihrer erzieherischen Anstrengungen machten, zwecks Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Aber dazu brauchten sie manchmal Wachs in den Ohren und Stricke um den Leib. Denn »die Liebe des Intellektuellen zum Küchenpersonal« (oder zu Carmen, zu Lulu, zum »Heart of darkness«, gleichviel), was war sie anderes als der Lockruf der Sirenen?

Die Frage, ob das alles, von der *Encyclopédie* bis zum *Philosophischen Diskurs der Moderne*, nun zum Guten oder zum Argen ausgeschlagen ist, läßt sich sinnvoll nicht beantworten. Wir können nur sagen, daß der Weg, der von der Aufklärung zur Moderne führte, keine Heerstraße war, eher ein Partisanenpfad mit mancherlei Abbiegungen. Flaubert zum Beispiel, einer der Väter der Moderne, hat das gesamte Projekt der Aufklärung zum Teufel gewünscht und ihm alle Idiotismen seiner Zeit angelastet. Baudelaire, ein anderer Vater, hat sich in esoterische Melancholie und in künstliche Paradiese zurückgezogen. Wagner, ein dritter Vater – ach, hier wird die Moderne schon Post-, wenn man Wagner als Schriftsteller nimmt; und seine Musik gehört ohnehin auf den grünen Hügel der Sirenen, falls man Nietzsche folgt, der freilich heute wegen seines Verrats an der Vernunft geprügelt wird – oder gefeiert, je nachdem. So geht alles bunt durcheinander und liefert »Sinn«.

Dennoch bleibt bestehen, daß die Aufklärer des 18. Jahrhunderts und ihre legitimen Erben den grandiosen Versuch gemacht haben, den durch die Entwicklung von Handel und Industrie und den damit verbundenen sozialen Wandel bedrohten Logozentrismus zu retten, der Entprivilegisierung der Bildung durch ihre Universalisierung zu begegnen, die schon auseinanderstrebenden Einzelwissenschaften nochmals im Vernunftbegriff zu binden und den politischen Willen im forensischen und parlamentarischen Wettstreit der Argumente, also gleichsam sokratisch, zu formen. Das mochten von Anfang an Illusionen gewesen sein, oder besser: ein Versprechen. Doch dieses Versprechen trug, wenn auch als unerfülltes, den Logozentrismus durchs »materialistische« 19. Jahrhundert, dem es immer noch als ausgemacht galt, daß ein humanistisches Studium und die Lektüre der Klassiker für die höchsten Führungsaufgaben in Politik und Wirtschaft qualifiziere; das aber auch »die ewige Vernunft als Logos, als sich kundgebend, als sich aussprechend und offenbarend« mit Hegel in die Selbstreflexion hineinzog, sie gleichsam zum (revolutionären oder avantgardistischen) Subjekt erklärte, während ringsum nur das »Positive« gedieh; das anderer-

seits, als Frucht der verallgemeinerten Bildung, jene Schicht »freischwebender« Intellektueller hervorbrachte, die sich dem zeugenden (und nährenden) Wort verpflichtet wußten, einem esoterischen oder polemischen, jedenfalls nonkonformistischen Logos, der seine Generalisierbarkeit nur noch als subjektiven Anspruch behaupten konnte. Aber ihn behauptete, bis ins 20. Jahrhundert hinein. Bis er auf die vernichtende Konkurrenz des Faschismus traf, eine Propaganda, die nicht mehr, wie frühere Irrationalismusschübe, durch Worte zu bannen war; die außer den Leichenbergen, auf denen sie sich erhob, mit dem Sirenengesang kaum noch etwas gemein hatte.

Es folgte nach dem Krieg die Restauration, in der das logozentrische Versprechen aufgewärmt wurde, bis es verdampfte – zur Mystifikation. Wir Intellektuellen leben davon, von einem Erbe, das vielleicht nur noch fiktiv ist. Wie gehen wir damit um, zum Beispiel hier in Westdeutschland?

II

Es ist ein schleichender Verfall. Fast läßt er sich noch leugnen, weil die Erscheinung schon seit langem der Idee einiges schuldig blieb und sie dadurch gerade bestätigte. Wie bei einer Sandsteinplastik auf unserem Weg, einem Heiligen, einer Justitia, einem Feldherrn – sie schwinden dahin, aber das merken wir kaum, weil wir ja wissen, was da steht. Nur wenn wir einmal genauer hinschauen oder aus einem anderen Blickwinkel als gewöhnlich, fällt uns auf, wie sehr die uns vertraute Gestalt bereits gemindert wurde: die Nase angefressen, das Gewand verschlissen, Hände und Füße leprös...

Doch hier geht es nicht um ein Standbild, das langsam in den Gully fließt, sondern um die Sprache, die wir »Gebildeten« sprechen, fließend – aber wohin? Kulturpessimisten sagen: hinab. Das tut sie schon lange, mindestens seit der Goethezeit, als die Kotzebues – aber wie gekonnt! – das Wort ergriffen, und sie wird wohl noch lange so weitermachen, verrinnen, versickern, denn der Vorrat ist ja beträchtlich. Andere Sprachkritiker legen den Finger auf läßliche Sünden – semantische Mißgriffe, verluderte Metaphorik, falsche Konjunktive usw. –, die aber im Westdeutsch so üppig wuchern, bis in die Sprach-Akademien hinein, daß man sich fast lächerlich macht, wenn man sie individuell aufspürt und anprangert. Ein Karl Kraus, der heute als Richter aufträte, brauchte, um »strafende Zitate« zu versammeln, gar keine Schere mehr, er müßte nur manche Blätter und Bücher in Gänze nochmals abdrucken: Da, seht her!

Keiner sähe her. Denn im Grunde stört das niemanden. Es wird weiter geredet, geschrieben, gedichtet, warum auch nicht? Wir haben ja eine lebendige Kultur.

»Lebendige Kultur

Wir Deutsche besitzen eine vielfältige Kulturlandschaft.

- Weit mehr als 200 staatlich oder kommunal geförderte Theater, über 300 Museen von nationalem und internationalem Rang, 30 große Sinfonie-Orchester oder Philharmonien, ungezählte Büchereien, Verlage und private Theatergruppen sind Zeugnis des großen kulturellen Angebots.
- Noch nie zuvor gab es in Deutschland so viele Mitglieder in Klubs, Musikgruppen, Sportvereinen.
- Mit Engagement diskutieren Bürger unterschiedlichster Auffassungen, Künstler, Wissenschaftler, Theologen, Politiker und Interessierte Fragen der Zeit.
- Zusammen mit mehr als 40 Universitäten, 900 Volkshochschulen, über 80 Fachhochschulen und Akademien schafft dies eine lebendige Kulturlandschaft.

All dies ist weder Luxus noch Selbstverständlichkeit. Voraussetzung dafür ist eine freie Gesellschaft und eine gesunde Wirtschaft. Lassen Sie uns dies weiter sichern.

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein Land, für das es sich einzusetzen lohnt.«

Diese Anzeige der Deutschen Bank, die Ende Februar 1986 in verschiedenen Tageszeitungen erschien – auf einer drittel Seite nichts als dieser Text –, bleibt durchaus im Rahmen dessen, was wir heute zu lesen bekommen. Würde nicht der Wortlaut der Sätze ihre Botschaft Lügen strafen, so fiele ihr Hilfsschulton nicht weiter auf. Nun ja, wird man sagen, eine Anzeige eben; Sympathiewerbung, oder wie man das nennt. Die muß sich dem Vermögen der Zielgruppe anpassen (vielleicht hat ein Texter lange daran gearbeitet, ein Banker die letzte Hand angelegt), und diese Zielgruppe sind nun einmal nicht die erwähnten Künstler und Wissenschaftler, die werden anders angesprochen. Zum Beispiel so:

»›Jeder Mensch ein Künstler‹ – diese Botschaft des verstorbenen Aktionskünstlers Joseph Beuys, ein Appell an die Kreativität des einzelnen Menschen und ein Aufruf, sich aktiv in den gesellschaftlichen Gestaltungsprozeß einzuschalten, wurde von uns angehört; wurde sie auch verstanden und in der politischen Praxis angewendet?

Zweifellos ist das Bewußtsein der GRÜNEN über die Bedeutung von Kunst und Kultur und der Zusammenhang zur Politik unterbelichtet. Es bedarf eines Dialogs zusammen mit Menschen, die Kultur schaffen – als Künstler/innen, Sänger/innen, Dichter/innen, Maler/innen, Schriftsteller/innen, Theaterleute u. a.

Hierzu möchten wir Dich/Euch/Sie herzlich einladen.

... Wir glauben immer noch, daß das Vorhandensein einer Partei, die querliegt, rebellisch bleibt, Minderheiteninteressen wahrnimmt und demokratische Buntheit und eine gewisse parlamentarische Unberechenbarkeit darstellt, einer öffentlichen Atmosphäre guttut, in der auch Kunst und Kultur gedeihen können ...«

»Mitglieder/innen der Bundesarbeitsgemeinschaft Kultur der GRÜNEN« haben, ebenfalls Ende Februar, diesen Lockruf ausgesandt; vermutlich werden ihm etliche, die »Kultur schaffen«, Folge leisten. Wenn die Glotzsche These von den Zwei Kulturen, die leider auseinanderdriften, richtig ist, dann bleibt uns doch der Trost der *einen,* uns verbindenden Sprachlosigkeit. Sie ist unser Kommunikationsmittel. Die Verständigung funktioniert. Aber wie?

In vielen Situationen des täglichen Umgangs miteinander brauchen wir bekanntlich gar keine Sätze zu verstehen, wir verstehen Signale, weil wir den Kontext oder die Konstellation kennen, mit dem Absender der Botschaft vertraut sind: das *Milieu* ist die *Message*. Das Modell dafür liefert die Familie, die Clique, die Gang, der Filz. Daraus läßt sich die *erste Regel* für eine gelingende Kommunikation ableiten: Geh in eine Gruppe, werde intim! Wer sich nur schlecht artikulieren kann, ist dort gut aufgehoben. Denn in der Gruppe herrscht nicht der elaborierte, sondern der restringierte Code, um eine schon halb vergessene Unterscheidung nochmals aufzugreifen, die in der Frühzeit der Gruppenbildung im Schwange war. Mit wachsender Wärme und Dumpfheit der Gruppe wird dieser restringierte Code jedoch derart »elaboriert«, daß schließlich auf allgemeinverständliche Rede verzichtet werden kann. Die Sonder- wird zur Privat-, zur Geheimsprache. Darin liegt eine Gefahr: daß die Gruppe sich abkapselt, für den Rest der Welt verloren ist. Deshalb die *zweite Regel:* Wechsle öfters deine Gruppe, nimm möglichst an mehreren teil, und weigere dich, außerhalb dieser Gruppen eine andere Sprache zu sprechen. Wenn dabei zu Tage tritt, daß die Sätze, die du sprichst, nicht verstanden werden, so ist das nicht deine Schuld. Während die erste Regel also auf eine konsequente Intimisierung der Kommunikation abzielt, sorgt die zweite für die Vergesellschaftung der so entstandenen Nischen. Sie sollen zwar nicht miteinander verschmelzen (das würde ihre Bindungswirkung aufheben), aber sie sollen gleichgeschaltet werden, damit der intime Code nicht mehr für jene, die ihn verwenden, ausschließend ist, vielmehr jeden ausschließt, der sich anders artikuliert. Um das über alle sozialen, beruflichen und intellektuellen Diskursschranken hinweg zu erreichen, ohne daß die Intimität oder die Verbindlichkeit dabei verkümmert, muß man eine *dritte Regel* befolgen: Nimm das Allgemeine in deine Intimität(en) hinein, rede so wie alle Gleichgesinnten, auch öffentlich und schriftlich. Daß damit nicht die Konventionen der Verkehrs- oder gar der Schriftsprache gemeint sein können, liegt auf der Hand, denn diese Konventionen stehen ja für das Nicht-Intime, Nicht-Authentische. Eine ganz und gar andere Sprache aber kann es auch nicht sein. Eher eine Sprache, die in spezifischer Weise abweicht: durch Ohrwurmwörter, modische Neologismen und aufgeblasene Schrumpfsätze.

Viel leistete im Sinne dieser Regeln der epidemische Gebrauch des ›du‹ seit 20 Jahren, vom Uni- bis zum Tele-Du. Es schuf die feuchte Wärme für das Wuchern des Ich. Jetzt flaut das ›du‹ langsam ab, es hat seine Schuldigkeit getan: das Ich ist etabliert. Überhaupt gilt für jene spezifischen Abweichungen oder Neuerungen, daß sie nicht insgesamt auf einen bestimmten Wandel der Sprache hindeuten, sondern ephemer bleiben; sie treten fast anfallartig auf und verschwinden wieder. Was zurückbleibt, ist – soweit

heute erkennbar – eine allgemeine Schwäche der Sprache, ihre Anfälligkeit für fast beliebige Moden. Über die Durchsetzung einer solchen Verbalmode entscheidet die Stimmung im Land.

Was ist Besonderes daran, könnte man fragen. So läuft eben die Kommunikation: über Gruppen (nach Regel 1), das heißt familiär, konventikelhaft, mit Jargons und Schibboleths, die binden, oft ohne daß der Sprecher es weiß. Hermann Glaser erzählt, daß bei Gestapo-Verhören die Verwendung von ›konkret‹ ausgereicht habe, sich als Kommunisten zu verraten. Verräterische Kennworte dieser Art gab es nicht mehr viele im letzten Jahrzehnt (die Spitzel konnten sie leicht lernen). Typischer für unsere öffentliche Intimität ist das Nicht-Klandestine, die Allgegenwart der Codes (im Sinne von Regel 2), und zwar gesprochen wie geschrieben, gedruckt, gesendet. Denn erst die tendenzielle Aufhebung des Unterschieds von Privat-, Umgangs- und Schriftsprache (nach Regel 3, aber rückwirkend auf Regel 1 und 2) garantiert uns »kommunikative Kompetenz«. Sie befördert zugleich, was zu begrüßen ist, die kommunikative Obsoleszenz. Der erdrückende Output an Vervielfältigtem in Form von Papern und Zeitschriften, von Fach-, Sach- und Taschenbüchern, der uns seit den späten sechziger Jahren belästigt, veraltet so schnell, als wären das alles nur Flugblätter für den Tag; hier waltet gnädig die Furie des Verschwindens.

Verweht längst die Blätter vom Baum der Studentenbewegung. Der freudomarxistische Code jener Jahre, mit dem sich, bis in die Massenmedien hinein, wirklich alles an- und ausdiskutieren ließ, wenn's dunkel wurde: verkommen, vergessen, nachdem ein paar verdrossene Dogmatiker die schalen Reste eingesammelt haben in ihre Grüfte. Auch sie schon verschwunden, weil sie sich nicht öffnen wollten zum neuen großen Markt der Betroffenheiten und Bedürfnisse, der sich in den Siebzigern auftat, seitdem ein paar Avantgardistinnen der Subjektivität in elitären Seminaren oder Kolloquien mutig aufgestanden waren und gegen den ›abgehobenen‹ Theoriequark protestiert hatten, in dem sie sich nicht ›wiederfinden‹, in den sie sich nicht ›einbringen‹ könnten. Von nun an hatte jede Diskussionsrunde, ob akademisch, politisch, kulturell oder privat, ihren Nichtversteher vom Dienst, bis auch der nicht mehr nötig war, weil ohnehin alle das gleiche sagten. Dieses Gleiche war gemeinhin der Dunst eines politischen oder ästhetischen oder wissenschaftlichen ›Konsens‹, vage bezogen auf ein Programm, eine Theorie, ein ›Paradigma‹, wie man damals gern sagte, und ausstaffiert mit einem Jargon, den man ›Begrifflichkeit‹ nannte und immer noch nennt. Der ›Paradigmawechsel‹, jeweils verbunden mit einer neuen Jargon-Besetzung, wurde zum ›Ausweis‹ intellektueller Arbeit. So jagten bald die Paradigmata durch die Republik, meistens vom Norden in den Süden, manchmal sogar über Bonn. Dann blieben sie irgendwo liegen, in Konstanz zum Beispiel oder in Graz.

Überlebt hat nicht viel davon. Wenn man absieht von ein paar auf ihr Paradigma, ihr Projekt, ihren Propheten eingeschworenen Seminaren oder Sekten, so bleibt nur ein verbaler Abhub all dieser Bemühungen, mit denen einst Karrieren gemacht wurden: einige Fachausdrücke, Losungsworte und Reizfloskeln – Diskurs-Wimpel, deren Bedeutung verblaßt, weil ihre Herkunft in Vergessenheit gerät. Man kann sie beliebig mischen für einen neuen Diskurs, vorausgesetzt, sie sind eingebunden in den Kontext der jeweiligen Modewörter – Zwangswörter, nach ihrer obsessiven Verwendung zu schließen. Auch deren Verbreitung war lange Zeit durch die intellektuelle Nord-Süd-Drift bestimmt. In manchen Fällen läßt sich ihr Ursprung lokalisieren: eine der norddeutschen Reformuniversitäten. Ein Paradebeispiel ist der falsche Gebrauch von ›qua‹ (im Sinne von ›via‹ oder ›per‹ oder sonst was), also etwa: »Den Klassenkampf qua Studium organisieren« oder »An narzißtischer Störung qua Liebesentzug leiden«. Das kroch Mitte der Siebziger raunzend von Bremen her nach Osnabrück und Bielefeld, sog sich in Marburg und Gießen mit Betroffenheit voll, stieß dann satt über die Mainlinie nach Süden vor, wo es schließlich in den Nachtstudios rülpsend verklang. Heute quakt es nur noch aus poststrukturalistischen Sümpfen. Andere modische Ausdrücke gingen ähnliche Wege, und manche davon blieben nicht auf den akademisch-feuilletonistischen Bereich beschränkt, sondern wurden zum Allgemeingut. Gemeinsam ist ihnen, daß sie alles in der Schwebe lassen, wie etwa das bis vor kurzem an jedem dritten Satzanfang stehende ›von daher‹ (ohne ›gesehen‹), das eine Beziehung zum Vorangehenden andeutet – aber welche? Oder das in den siebziger Jahren epidemische, heute rezessive ›beinhalten‹, das ebenfalls eine äußerst vage (polyvalente) Verbindung zwischen zwei Sachverhalten oder Begriffen herstellt: »A beinhaltet B« heißt, daß A und B in irgendeiner Relation zueinander stehen. Genaueres weiß man nicht. Man will es auch nicht, modisch gesagt, ›hinterfragen‹.

Bemerkenswert ist nicht, daß durch solche Mehrzweckwörter der Wortschatz beschnitten wird, sondern daß die Sprachlogik verkümmert. Man verfügt nur noch über Namen für die Dinge, nicht mehr über Relationen, besonders dann, wenn zugleich die Konjunktionen schrumpfen. So hat ›daß‹ schon ›damit‹ verdrängt, und ›nachdem‹ übernimmt, von jeder Consecutio temporis befreit, neben seiner eigentlichen auch noch andere temporale, modale, kausale Funktionen, oder richtiger: verwischt sie (etwa so: »Nachdem [seit, wenn, weil, obwohl?] die Staatsanwaltschaft ermittelt, sehe ich dem Verfahren mit großer Ruhe entgegen«), stellt also nur zwei Sachverhalte ›irgendwie‹ nebeneinander, ähnlich wie auch andere logische Partikel, etwa unser gestriger Lieblingsausdruck ›von daher‹, unser heutiger ›darüber hinaus‹, unser morgiger ›aufgrund‹: Alles bleibt im Ungefähren. Das ist der Modus der neuen Konsens-Kultur, die auf ›Harmonie‹ und

›Versöhnung‹ setzt. Wenn aber die Sprachlogik verkommt (oder verkümmert: zur binären Kommandosprache im Dialog mit dem Computer), schwinden auch die Differenzierungsmöglichkeiten, denn mit den Formen des Ausdrucks sterben zugleich dessen Inhalte ab, die Welt, die wir wahrnehmen und begreifen, der wir standhalten können.

Der Wortschatz selbst indessen wird aufgebläht, vornehmlich durch Substantive: Fachausdrücke, Neologismen, am liebsten Komposita, die der Rede ihr Fett geben. Wer sagt noch ›Begründung‹, ›Kommunikation‹, ›Kritik‹? Es muß ein ›Begründungszusammenhang‹, ein ›Kommunikationsprozeß‹, ein ›Kritikpunkt‹ sein. Und wenn dann auf das erste, grammatisch verbrauchte Glied dennoch ein Genetiv bezogen wird, wenn man gar – ein Beispiel unter Tausenden – vom »phobischen Abwehrmechanismus der reaktiven Verhaltensstruktur zum Fremden« spricht, kann man sicher sein, einige Reizwörter versammelt zu haben, die dem Eingeweihten einen feuchten Glanz in die Augen treiben, den Gleichgesinnten ordentlich aufmischen und den Banausen draußen halten. Nur zur Mitteilung taugt diese Sprache nicht. Der Adressat muß schon begriffen haben, was der Sprecher oder Autor meint, bevor er seine Sätze versteht; so wie man viele Gebrauchsanweisungen, etwa für Haushaltsgeräte, heute erst versteht, wenn man schon kapiert hat, wie das fragliche Gerät funktioniert.

Glücklicherweise gab es bald nicht mehr viel zu verstehen. Das herrschende Interesse wandte sich von der Erkenntnis ab, zur Fürsorge hin. Man kümmerte sich: um Unterdrückte und Unterprivilegierte, um Irre und Wilde, um Frauen und Föten und – natürlich – um die eigenen dumpfen Wünsche und Schäden, also um das, was »da unten« west und kulturell sprachlos geblieben ist. Dem wollte man – im Namen von Soziolinguistik oder Rezeptionsästhetik, von Oral history oder O-Ton-Literatur, von Action research oder Selbstverständigungstexten, von autobiographischer Schreibe oder therapeutischem Geschrei – zum ›authentischen‹ Ausdruck verhelfen, der dann doch nur eine »von oben« verordnete Sprachlosigkeit war. Eben ›Selbstbetroffenheit‹. Die wurde stickig, als der Geist nicht mehr vom Norden wehte, sondern aus dem Bauch, der sich Seele nannte und »sanfte Verschwörung« betrieb.

Es war schon die Wende. Sie hatte sich seit der Mitte der siebziger Jahre angebahnt. Während die Lehrer noch von Selbstreflexion sprachen, verstanden die Schüler schon nur noch Selbstsuche und Selbstfindung, Selbstverwirklichung und Selbstausdruck. Es wurde ein Massensport. Die Selbstsucher-Literatur, die schöne wie die therapeutische (aber der Unterschied ist minimal), ging fast bruchlos in die Alltagsrede über. Die drei Regeln der gelingenden Kommunikation waren glücklich erfüllt, und schon war das Volk bereit für die *politische* Wende. Nun gab es kein Halten mehr. Denn die Medien waren dabei. So konnte das Sprachgenie aus Oggersheim

innerhalb weniger Monate eine neue Metaphorik durchsetzen, die uns jetzt alle verbindet: die Metaphorik des Gehens und Sitzens. Kaum noch ein Politiker-Statement, eine Nachricht, ein Kommentar, in denen nicht ›davon ausgegangen‹ wird, was heißen soll, daß einer annimmt oder damit rechnet oder voraussetzt oder unterstellt oder erwartet oder befürchtet oder weiß oder nicht weiß, kurz ›davon ausgeht, daß . . .‹. Wer voll im Trend liegt, geht noch schneller, er geht von *etwas* aus, das auch etwas Zukünftiges sein kann oder eine geschätzte Zahl von Toten. Und wenn man ›ausgegangen‹ ist, kann man ›umsetzen‹ – nicht mehr in die Tat oder die Praxis, sondern einfach *um*. Diese und einige andere Geh-, Setz-, Sitzwörter, mit denen sich heute fast alles ausdrücken läßt, was es in Westdeutsch auszudrücken gibt, erfordern freilich noch ein paar weitere Planierungen, zum Beispiel die, daß man nicht mehr ›vor dem Hintergrund‹ sagen kann, es muß ›auf dem Hintergrund‹ heißen, er ist unsere neue Basis. Deshalb stirbt gerade auch ›wegen‹ aus (ebenso ›infolge‹, ›anläßlich‹, ›dank‹), alles geht jetzt ›auf Grund‹ – aufgrund des Schnupfens, des Zwischenhochs, der Finanzierungslücke, der Raketenexplosion. So wird unsere Republik immer mehr ›Landschaft‹, politische, Bonner, Kultur- und Medienlandschaft, in der wir uns ergehen oder niederlassen, ganz en famille.
Es ist die Stunde des Fernsehens. Seine traditionelle Schrumpfsprache ist öffentlich-privat erblüht und stimmt nun endlich überein mit dem, was es da täglich zu schauen gibt, Familienszenen aus Bonn und Denver und Schilda oder dem Zoo, von Fall zu Fall auch aus einem Katastrophenort, mit O-Ton, herzergreifend und rührend. Intim.

Anzumerken bleibt, für die eingeschworenen Mißversteher, daß es auch heute noch (oder wieder) *Sprache* gibt, mit Glanz und Witz und Pathos – in der Wissenschaft, in der Publizistik und sogar in der schönen Literatur, wo der Einbruch in den siebziger Jahren am tiefsten war. Aber das wird, bestenfalls, den betreffenden Autoren als persönliches Verdienst angerechnet. Wann wird man es ihnen zum Vorwurf machen?

III

In einer Kultur, die wie die abendländische in der Dialektik von Innovation und Tradition steht, können überkommene Formen lange überleben, auch sich selbst. Das gilt zum Beispiel heute von der politischen Rede, der parlamentarischen Debatte. Sie verloren schon seit ihrer Wiedereinführung in der Bundesrepublik an Bedeutung für politische Entscheidungen. Nur neue, alternative Kräfte hätten sie wiederbeleben können. Endlich gab es solche Kräfte. Aber selbst ein wohlwollender Beurteiler der Studentenbewegung wird nicht behaupten wollen, daß sie *Sprache* hatte. Sie hatte ein

paar Parolen und viel verbalen Wind drumherum, der sich als Theorie verstand. Zu stark war der Drang nach (symbolischer) Aktion, zu ungeduldig der Wunsch, die logozentrische Mystifikation, diesen seit 1945 emsig gewebten kulturellen Schleier, zu zerreißen. Dennoch erscheint dieser Protest hoch artikuliert, vergleicht man ihn mit den nachfolgenden Bewegungen. Außer in ihren Anfängen haben die Frauen- und die Alternativbewegungen nichts »gesagt«, nur noch zerredet, was schon gesagt war, und bei Ökopax ist die Sprachlosigkeit fast schon Programm. Weil es nichts zu sagen gibt? Keineswegs. An Themen, Interessen, Forderungen mangelt es ja nicht. Soweit es dabei um Kritik am Bestehenden geht, wird sie auch artikuliert. Ansonsten aber spricht nur der Körper, der Konsens, die Intimität – und wird zur gesellschaftlichen, zur politischen Kraft. Denn daß diese Bewegungen etwas bewegt haben, wird wohl niemand leugnen. Taten sie es gerade deshalb, weil sie sprachlos blieben?

Daß Ideen die Welt bewegen, war schon immer ein Köhlerglaube. Aber daß Ideen und Begriffe, daß Sprache als »reine Existenz des Geistes« die Bewegungen der Welt antreibt, steuert, bremst, gehört zu den Glaubenssätzen des abendländischen Logozentrismus, beim jungen Marx zum Beispiel in der Formulierung vom »Blitz des Gedankens«, der »in den naiven Volkskörper einschlägt«. Damit war auch die Rolle und Würde der Intellektuellen bestimmt. Denn wer, wenn nicht sie, verfügte über Sprache in jenem Sinn? Das gilt zumindest seit dem Humanismus und, in politisch verschärfter Form, von der Französischen bis zur Russischen Revolution, durch die ja in einem noch weitgehend analphabetischen Land eine totalitäre Variante des Logozentrismus eingerichtet wurde, die bis heute währt und auf die sozialistischen Länder Europas ausstrahlt: als Glaube an die Macht des Wortes – und seine Gefährlichkeit. Anfang 1938 schrieb Sigmund Freud:

»Wir leben in einer besonders merkwürdigen Zeit. Wir finden mit Erstaunen, daß der Fortschritt ein Bündnis mit der Barbarei geschlossen hat. In Sowjetrußland hat man es unternommen, etwa 100 Millionen in der Unterdrückung festgehaltener Menschen zu besseren Lebensformen zu erheben. Man war verwegen genug, ihnen das ›Rauschgift‹ der Religion zu entziehen, und so weise, ihnen ein verständiges Maß von sexueller Freiheit zu geben, aber dabei unterwarf man sie dem grausamsten Zwang und raubte ihnen jede Möglichkeit der Denkfreiheit... Man empfindet es als Erleichterung von einer bedrückenden Sorge, wenn man im Fall des deutschen Volkes sieht, daß der Rückfall in nahezu vorgeschichtliche Barbarei auch ohne Anlehnung an irgendeine fortschrittliche Idee vor sich gehen kann. Immerhin hat es sich so gestaltet, daß heute die konservativen Demokratien die Hüter des kulturellen Fortschritts geworden sind...« (GW XVI, S. 156 f.).

Die Sirenen-Symbolik reicht nicht aus, den Faschismus zu kennzeichnen, das ist klar. Aber wie machen sich die konservativen Demokratien in der Rolle des Odysseus, als Hüter des kulturellen Fortschritts? Nach dem Krieg wurden sie in dieser Rolle bestätigt, nun auch in Westdeutschland.

Das bescherte den Deutschen zum erstenmal in ihrer Geschichte eine einigermaßen normale Demokratie, allerdings um den Preis – oder war es ein Geschenk? – der Ausblendung des Faschismus. Der wurde nur in seinem totalitären Aspekt, projiziert auf den Kommunismus, bekämpft, im übrigen geleugnet und vergessen. Bekämpft wurde damit zugleich die Voraussetzung dessen, was man da konservierte: die revolutionäre Wurzel des demokratischen Logozentrismus. Zwar gewannen die westdeutschen Intellektuellen jetzt endlich die gesellschaftliche Position, die ihre englischen und französischen Kollegen schon lange behaupteten, sie machten auch einen Schnellkurs in Meinungs- und Pressefreiheit durch, aber das änderte nichts daran, daß sie nicht für voll genommen wurden. So schmollten sie in ihrer Neubauwohnung mit dem Türschild »Gewissen der Nation«. Wenn es dort klingelte, war es ein Nachtstudioredakteur.

Daß es so kam – und daß es dann zur Explosion der Protestbewegung kam –, hat freilich auch historische Gründe. Die deutsche Sprache als Schrift- und Kultursprache wurde viel später als andere westeuropäische Sprachen kodifiziert und zivilisiert. Es gab kein zentrales höfisches und später kein bürgerlich-politisches Forum für sie. Zudem mußte den Deutschen die Muttersprache lange das Vaterland ersetzen. Sie sei »ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern«, meinte Heine. Andere verklärten diese Sprache zum »inneren Reich« oder gaben sich Phantasien über Deutsch als »Ursprache« hin. So blieb sie der individuellen Prägung, aber auch der kollektiven Verwüstung überlassen. Da ihre großen Autoren – außer vielleicht Schiller im 19. Jahrhundert – keine sprachliche »Öffentlichkeit« herzustellen vermochten, sondern sprachliche »Ereignisse« blieben, entstand dann im Kaiserreich und in der Weimarer Republik jene gereizte Beziehung von »Geist und Macht«, die in der Adenauerzeit so penibel restauriert worden ist wie nicht einmal die alten Besitzverhältnisse. Natürlich: wo die Extreme »Adenauer« und »Adorno« heißen, gedeihen nur die Konsaliks; wo sie gar »Kohl« und »Kamper« heißen, gedeiht gar nichts mehr außer einem Minimal-speak, gegen den die westdeutsche Intelligenz keinen Damm bildete, eher war sie selbst das Gefälle. Beschleunigt wurde der Einbruch noch dadurch, daß sich das Westdeutsche von historischem Gepäck befreit fühlen konnte: es mußte, durfte nicht mehr das Vaterland ersetzen, was es von einem Emotionalitätsdruck entlastete, und es mußte, konnte nicht mehr Weltsprache sein, was es von der Rationalitätspflicht entband, von dem Anspruch der Klarheit, Übersetzbarkeit. In seiner Rolle als Wissenschaftssprache, in der Deutsch im 19. und frühen 20. Jahrhundert internationale Geltung und Wirkung errang, hat es weitgehend abgedankt. Als Kultursprache kümmert es dahin. Als Verkehrssprache verludert es. Deutsch steht zur Disposition.

Muß es eine deutsche Sektion des Logozentrismus geben? Natürlich nicht. Die Welt wäre kaum ärmer ohne diese Fiktion. Wird der *europäische* Logozentrismus, gestützt auf wenige tote, etliche lebende und beliebig zu entwickelnde künstliche Sprachen, eine Zukunft haben? Darüber kann man streiten. Daß das Englische als wissenschaftliche »Leitsprache« zwar von Nivellierungen, kaum aber von Chaotisierungen bedroht ist, versteht sich. Das Französische hingegen ist den Irrationalitätseinbrüchen schon weitgehend erlegen, jedenfalls im akademischen Bereich. Von dort her überrollte uns, mit der angemessenen Verspätung und Verinnerlichung, jene Woge von Post-Botschaften, die den Logozentrismus gerade dadurch verraten, daß sie ihn zu einem Panlogismus machen: Alles ist Sprache, Zeichen, Schrift, in alles ist Bedeutung eingeschrieben, vom Text bis zum Testikel, vom Kunstwerk bis zur Currywurst. Alles raunt oder plappert vor sich hin. Nein, einen Mangel an Sprache gibt es nicht, eher einen Überfluß und Überdruß. Der logozentrische Schlüsselsatz »Das Wort ward Fleisch« ist umgestülpt: Das Fleisch ward Wort und sprach, therapiegestützt: Ich bin okay.
Wenn nun ausgerechnet deutsche Denker gegenüber solchem Bedeutungsrausch Rationalität einklagen und diese (wie einige Habermas-Schüler) auf fröhlichen Diskurs und frommen Konsens begründen wollen, als wären beide nicht schon dem Strudel der Intimität und Harmonie verfallen; oder wenn sie (wie Sloterdijk) die »Rückbindung« der Rationalität an die Erfahrungen der Lebenswelt fordern, als brodelte da nicht die Betroffenheit, die uns verschlingt – dann fallen sie ihrer Ratio in den Rücken: Sie selbst binden Odysseus vom Mast los und schicken ihn mit einem diskursiven Klaps zu den Sirenen.

Kafka zufolge haben die Sirenen, als Odysseus an ihrer Wiese vorbeifuhr, geschwiegen. Warum sangen sie nicht? Vielleicht darum, weil »der Anblick der Glückseligkeit im Gesicht des Odysseus, der an nichts anderes als an Wachs und Ketten dachte, sie allen Gesang vergessen ließ«. Hätten sie wirklich gesungen, so wäre er ihnen trotz seiner List verfallen, denn »der Sang der Sirenen durchdrang alles, und die Leidenschaft der Verführten hätte mehr als Ketten und Mast gesprengt«. Heute aber schweigen sie nicht; nichts im Gesicht des Odysseus hindert sie zu singen. Und dieser, an keine List mehr denkend, allen Fortschritt verschmähend, nur noch auf Wortbrei und Bildersalat erpicht, läßt sich hinreißen, einlullen, betören von den trügerischen Verheißungen unserer öffentlichen Intimität ... Ja, so scheint es zu sein, wenn man voll Mißmut betrachtet, was ist: das grandiose Unterfangen einer Demokratisierung des Logos gescheitert, seine Protagonisten zurückgeworfen auf einen Orden, vielleicht nur eine Sekte am Rande der Sirenenkultur, die verlockt und verblödet.

Kursbuch 85 **September '86**

Trennungen

Stichworte zum Inhalt:

Praktische Anleitung zur kostengünstigsten Scheidung
Scheiden tut weh. Psychologie und Psychosomatik der Trennung
Trennt euch! Ein Verbesserungsvorschlag
Was Gott zusammengeführt hat. Aus dem Alltag eines Scheidungsanwalts
Nachruf auf die Seelische Grausamkeit. Über den Scheidungsparagraphen
Traurige Geschichten
Die Kunst des Seitensprungs
Trennungsvoyeurismus
Die Kiste in der Kiste. Plädoyer für die Schwebe
„Heinrich, mir graut vor dir". Ein Dossier
Trennungskompetenz. Ein Blick auf andere Kulturen

Kursbuch 86 **November '86**

Esoterik oder Die Macht des Schicksals

Stichworte zum Inhalt:

Falsche Tibeter. Meditatio cantabile
Die lange Suche nach der wirklichen Wahrheit
Die Verlockungen des anderen Wegs
Der böse Blick. Über Volksesoterik
Illuminaten und Dunkelmänner – Wissenschaft und Magie
Protomedizin und Paramedizin – der Leib in der Seele
Von der Selbstsuche zur Entselbstung. Reisen ins Transpersonale
Der Eso-Markt. Ein Bericht
Botschaften aus dem Jenseits. Eine Textsortenanalyse
Die Parapsychose: Diagnostik und Epidemiologie
Wieviel Glauben braucht der Mensch? Eine Hochrechnung

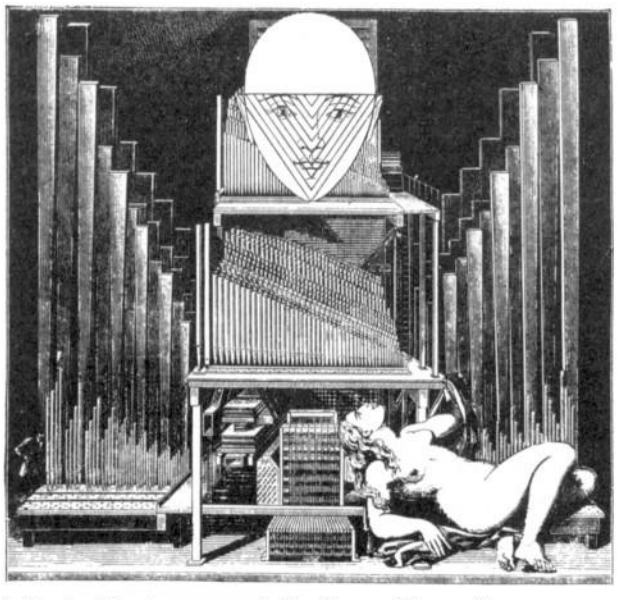
Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu **DM 28** für vier Hefte plus Porto.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Preis von DM 7:

Ich bestelle folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis von DM 9:

Unterschrift des Bestellers:



Mir ist bekannt, daß diese Bestellung erst wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber dem Rotbuch Verlag widerrufe.

Datum/Unterschrift:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von jeweils 192 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 9.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 9 nur DM 7. – Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (pro Jahr DM 28 plus Porto).

Übrigens. Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher:

84: Sprachlose Intelligenz?
83: Krieg und Frieden – Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas
80: Begabung und Erziehung
79: Der gute Geschmack
78: Lust an der Theorie
77: Politik machen
76: Mütter
75: Computerkultur
74: Zumutungen an die Grünen
73: Konservativismus im Angebot
72: Die neuen Kinder
71: Berichte zur Lage der Nation
70: Macht
69: Unsere Wirtschaft
68: Furcht und Zittern
67: Militär
66: Die erfaßte Gesellschaft
65: Der große Bruch – Revolte 81
64: Das Wetter
63: Spielregeln
62: Vielvölkerstaat Bundesrepublik
61: Sicher in die 80er Jahre
60: Moral
59: Bilderbuch
58: Karrieren
57: Der Mythos des Internationalismus
56: Unser Rechtsstaat
55: Sekten
54: Jugend
53: Utopien II: Lust an der Zukunft
52: Utopien I: Zweifel an der Zukunft
51: Leben gegen Gewalt
50: Bürgerinitiativen

Name_____

Straße_____

Ort_____

☐ Außerdem bitte ich Sie, mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zuzuschicken.

Bitte als Postkarte frankieren

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

Lothar Baier
Zeichen und Wunder
Eine semiologische Modenschau

»Hermogenes: Kratylos hier, o Sokrates, behauptet, jegliches Ding habe seine von Natur ihm zukommende richtige Benennung, und nicht das sei ein Name, wie einige unter sich ausgemacht haben, etwas zu nennen, indem sie es mit einem Teil ihrer besonderen Sprache anrufen; sondern es gebe eine natürliche Richtigkeit der Wörter, für Hellenen und Barbaren insgesamt die nämliche... Ich meines Teils, Sokrates, habe schon oft mit diesem und vielen anderen gesprochen und kann mich nicht überzeugen, daß es eine andere Richtigkeit der Worte gibt, als die sich auf Vertrag und Übereinkunft gründet... Denn kein Name irgendeines Dings gehört ihm von Natur, sondern durch Anordnung und Gewohnheit derer, welche die Wörter zur Gewohnheit machen und gebrauchen.«[1]

Es muß nicht immer ein Fragment der Vorsokratiker sein, das, wie Umberto Eco sagt, jede mögliche moderne These antizipiert, aber man kann sich in aller Regel darauf verlassen, daß irgendwann in der Antike vorgedacht worden ist, was als theoretische Errungenschaft des 20. Jahrhunderts gilt. Wie man sieht, hat das Problem des Zeichens, das seit etwa zweieinhalb Jahrzehnten in West und Ost die Geister umtreibt, auch schon die Schüler des Sokrates umgetrieben. Selbst wer nur eine ganz vage Vorstellung von jener »semiologischen Revolution« besitzt, die nach allgemeiner Übereinkunft von dem 1916 erschienenen Hauptwerk eines Genfer Sprachwissenschaftlers ausgegangen sein soll, wird sofort erkennen, daß es der Schüler Hermogenes ist, der im Gegensatz zu Kratylos die moderne Auffassung vertritt: Die Namen gehören den Dingen nicht von Natur, sondern sind ihnen durch Übereinkunft zugeordnet. Hermogenes wäre demnach der Ferdinand de Saussure der Antike, denn der Genfer Sprachwissenschaftler hatte in seinem *Cours de linguistique générale* von 1916 geschrieben:

»Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bezeichnung verknüpft, ist beliebig; und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so können wir dafür auch einfacher sagen: das sprachliche Zeichen ist beliebig. So ist die Vorstellung ›Schwester‹ durch keinerlei innere Beziehung mit der Lautfolge *Schwester* verbunden, die ihr als Bezeichnung dient.«[2]

Warum ist es nicht dem Griechen Hermogenes, sondern erst dem Schweizer de Saussure vergönnt gewesen, mit seiner Lehre von der Beliebigkeit des Zeichens zum Anstifter einer intellektuellen Bewegung aufzusteigen, die ihre Zeichenpartikel jahrzehntelang über die Köpfe verstreute? Weil jener Hermogenes, oder sein Erfinder Platon, im Gegensatz zu Ferdinand de

Saussure keine *Wissenschaft* von den Zeichen (»Semiologie«) mitgeliefert hat, die der These erst zu der notwendigen Durchschlagskraft verhilft, wird jedes Kind des wissenschaftlichen Zeitalters antworten. Doch die Antwort überzeugt nicht ganz, da uns aus der griechischen Antike von mehreren Zeichentheorien berichtet wird. Platons Schüler Aristoteles zum Beispiel hat eine Theorie der lautlichen und schriftlichen Zeichen hinterlassen, mit der sich anderthalb Jahrtausende später die Scholastiker herumschlugen und die sie auf die handliche Kurzformel einschmolzen, daß in den Zeichen »etwas für etwas anderes steht« *(aliquid stat pro aliquo)*. Übersetzt in die Prosa Michel Foucaults (von 1966, *Les mots et les choses*), stellt sich die zeichentheoretische Lage am Ausgang des Mittelalters folgendermaßen dar: »An der Schwelle des klassischen Zeitalters hört das Zeichen auf, eine Gestalt der Welt zu sein, und es ist nicht länger mit dem verbunden, was es durch die festen und geheimnisvollen Bänder der Ähnlichkeit oder der Affinität markiert.«[3] Für einen anderen zeitgenössischen Denker, Jacques Derrida, wurde der Begriff des Zeichens zu einem besonders kostbaren neuen Instrument, weil sich mit seiner Hilfe die »Metaphysik der Präsenz« erschüttern, anders gesagt, das Dasein der Sachen im Sein der Zeichen zurückweisen ließ.[4] Sein oder Dasein – es fragt sich nur, ob Jahrhunderte neuzeitlichen Zeichendenkens von der Scholastik bis zu Ferdinand de Saussure nicht umsonst verstrichen sind, denn bereits in der nachplatonischen Ära sah sich die Metaphysik der Präsenz gewaltig erschüttert, und die Erschütterung erhielt auch einen überraschend modern klingenden Namen, wie der alte Windelband zu berichten wußte:

»Der Epikureismus hat dabei, namentlich in seiner späteren Zeit (Philodemos), eine eigenartige Lehre ausgebildet, die als *Semeiotik* benannt zu werden pflegt. Die Wörter der Sprache, mit denen das Denken operiert, sind offenbar nicht Abbilder, sondern nur *Zeichen* von den Vorstellungsinhalten, die sie bedeuten: andererseits sind aber schon die Vorstellungsinhalte der Wahrnehmung nicht Abbilder der Dinge, sondern wiederum nur qualitativ bestimmte Zeichen für die an sich nur quantitativ abgestufte Wirklichkeit. Das menschliche Wissen von den Dingen läuft also auf diese teils willkürliche, teils unwillkürliche Zeichengebung und auf die Kombination solcher Zeichen hinaus . . .«[5]

Nichts Neues also unter der abendländischen Sonne im Reich der Zeichen? Im übrigen hat auch Augustinus Zeichen gesehen, und der bekannte lutherisch-katholische Streit um die Symbolkraft des Abendmahls könnte als typisch semiotischer Konflikt beschrieben werden. Von Epikuräern, Stoikern, Kirchenvätern und Scholastikern auf den Weg gebracht, zirkulierten die Zeichen und ihre Theorien ungehindert, aber auch unbeachtet durch die Zeitalter, ehe sie sich auf einmal, im 20. Jahrhundert, zu einer kritischen Masse zusammenballten, deren farbenprächtige Detonation auch ganz unbeteiligten Beobachtern nicht entgangen ist. Es steht außer Zweifel, daß Ferdinand de Saussures geduldige, in Universitätsvorlesungen entwickelte Klassifizierungsarbeit am Zustandekommen der kritischen Zeichenmasse

entscheidenden Anteil hatte; die inspirierende Zündung aber, die den großen Fall-out der Zeichen auslöste, hat ein anderer zuwege gebracht. Übrigens mehr als vierzig Jahre nach de Saussures Tod.

1957 erschien in Paris unter dem Titel *Mythologies* eine Sammlung von Zeitungsglossen, die vielleicht nicht weiter aufgefallen wäre, hätte ihr Verfasser Roland Barthes ihr nicht einen theoretischen Anhang mitgegeben, der eine originelle Lesart der behandelten Alltagsmythen vorschlug. Der Leser von 1957 erfuhr dabei, daß der Mythos ein »semiologisches System« sei und daß das Studium der Mythen zu jener »umfassenden Wissenschaft von den Zeichen« gehöre, »die Saussure vor etwa vierzig Jahren unter dem Namen Semiologie postuliert hat«. Und die Semiologie, lernte der Leser weiter, »ist eine Wissenschaft von den Formen, da sie Bedeutungen unabhängig von ihrem Gehalt untersucht«.[6]

An der Wortwahl in den zitierten Sätzen läßt sich ablesen, welches Neuland Roland Barthes mit seiner Nutzanwendung einer akademischen Lehre auf die Kultur- und Literaturkritik damals betrat. Der Übersetzer der 1964 unter dem Titel *Mythen des Alltags* erschienenen deutschen Ausgabe sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, in ein terminologisch noch unbearbeitetes Gelände Schneisen schlagen und diese mit Namen versehen zu müssen. Die ein wenig dunkle Logik des Satzes, daß die Semiologie eine Wissenschaft von den Formen sei, da sie »Bedeutungen« untersucht, hellt sich rasch auf, wenn man den Originaltext zu Hilfe nimmt und die »Bedeutungen« als »significations« liest, was etwas anderes bedeutet als Bedeutung. De Saussures von Roland Barthes wiedergegebene Zerlegung des Zeichens in »signifiant« und »signifié« kam in der deutschen Fassung von 1964 noch etwas altfränkisch als »Bedeutendes« und »Bedeutetes« daher – zehn Jahre später hätte jeder halbwegs belesene Zeitgenosse im Schlaf aufsagen können, daß es sich dabei um das Paar »Signifikant / Signifikat« handelt. Auch Terminologien brauchen ihre Reifezeit: Hatte Ferdinand de Saussure seiner Wissenschaft von den Zeichen noch den umständlichen Namen »Semeiologie« (von griechisch ›semeion‹ für Zeichen) gegeben, so fand der deutsche Übersetzer Herman Lommel ein i überflüssig (»Semeologie«), Saussures französische und slawische Schüler strichen dagegen ein e (»Semiologie«), und dabei ist es geblieben. Hätte das Deutsche Reich, nebenbei bemerkt, die kulturelle Herrschaft über Europa errungen, so trüge die Wissenschaft von den Zeichen möglicherweise den Namen »Sematologie«: als der tschechische Linguist Jan Mukarovský 1934 auf dem Prager Philosophenkongreß über die Zeichenwissenschaft sprach, wußte er noch nicht, ob sich die »Sematologie« des deutschen Sprachwissenschaftlers Karl Bühler oder die »Semiologie« des Schweizers Ferdinand de Saussure durchsetzen würde.[7] Zum Glück wissen wir es besser.

1957 jedenfalls lenkte Roland Barthes die Aufmerksamkeit auf den Zeichen-

charakter der uns umgebenden Sprachen, Bilder und Mythen und stellte eine semiologische Wissenschaft in Aussicht, die den Gesetzmäßigkeiten des Bezeichnens auf die Spur kommen wird. Was unter dem Zeichen im semiologischen Sinn zu verstehen ist, wurde an einem alltäglichen Beispiel klargemacht:

»Es gibt also den *Signifikanten*, das *Signifikat* und das *Zeichen*, das die assoziative Gesamtheit der ersten beiden Termini ist. Man denke an einen Rosenstrauß: ich lasse ihn meine Leidenschaft bezeichnen. Gibt es hier nicht doch nur einen Signifikanten und ein Signifikat, die Rosen und meine Leidenschaft? Nicht einmal das, in Wahrheit gibt es nur die ›verleidenschaftlichten‹ Rosen. Aber im Bereich der Analyse gibt es sehr wohl drei Begriffe, denn diese mit Leidenschaft besetzten Rosen lassen sich durchaus und zu Recht in Rosen und Leidenschaft zerlegen. Die einen ebenso wie die anderen existierten, bevor sie sich verbanden und dieses dritte Objekt, das Zeichen, bildeten.«[8]

Was das Auftreten des Zeichens im Jahre 1957 bedeutet haben mag, versteht man besser, wenn man Roland Barthes' Hinweis auf den sowjetischen Kulturpapst Shdanov und auch Engels zur Kenntnis nimmt: in dem damals weitgehend von den Kommunisten beherrschten intellektuellen Klima Frankreichs bot die Sprache der Zeichen die Möglichkeit, das Form-Inhalt-Schema zu verlassen und die Formen als etwas Inhaltliches zu untersuchen, ohne das Verdikt des Formalismus auf sich zu ziehen. »Je mehr ein System spezifisch in seinen Formen definiert ist, desto mehr ist es der historischen Kritik gefügig«, versicherte Barthes. Die Semiologie, soviel war damit klar, zählte zu den linken, fortschrittlichen Theorien und hatte, wie Barthes andeutete, ihre vielversprechende Zukunft noch vor sich.

Ebenfalls im Jahr 1957 kam in Paris ein Buch mit semiologischer Thematik heraus, das lange Zeit völlig unbeachtet blieb, obwohl seine Befunde die frischgebackenen Semiologen ebensosehr hätten aufschrecken müssen, wie die Aufdeckung der Textmanipulationen Elisabeth Foerster-Nietzsches seinerzeit die Nietzscheaner aufgeschreckt hat. Ein penibler Philologe namens Robert Godel hatte herausgefunden, daß das Grund- und Hauptwerk der ganzen Richtung, Ferdinand de Saussures *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, gar nicht vom Meister selbst geschrieben, sondern erst nach dessen Tod von zweien seiner Schüler, Charles Bally und Albert Sechehaye, nach Vorlesungsmitschriften und verstreuten Skripten zusammengestellt worden war.[9] Für manche der als Essenz des Saussureschen Denkens zitierten Sätze der *Grundfragen* konnte Godel keinerlei Beleg in de Saussures Handschriften finden, so daß man, wie bei der Bibel, zwischen den Worten des Herrn und denen seiner Jünger nur schwer unterscheiden kann. Doch wie den wahren Christen die Schriftphilologie nicht anficht, so hat auch die Textkritik Robert Godels und seines Mitstreiters Tullio de Mauro, eines Bruders des von der Mafia erschossenen Journalisten Mauro de Mauro, die Saussure-Fans nicht aus der Ruhe bringen können. Die Zeichen hatten sich um 1960 auf den Weg gemacht,

und nichts schien ihren Siegeszug aufhalten zu können, zumal der um die gleiche Zeit in der Anthropologie aufblühende Strukturalismus sich ebenfalls auf die Inspirationsquelle de Saussure berief. Als Zeichensysteme betrachtet und unter dem Gesichtspunkt der Signifikant-Signifikat-Struktur studiert, würden sich endlich auch die kulturellen Prozesse erklären lassen und in ihren verborgenen Regeln erschließen. Ferdinand de Saussure (oder jenes mit dem Namen »Saussure« zeichnende Autorenkollektiv) hatte seinen Nachfolgern die verlockende Aufgabe hinterlassen, die Superwissenschaft von den Zeichen auszuarbeiten, zu deren Konstituierung ihm selbst die Zeit nicht mehr gereicht hatte; immerhin war das Feld, das semiologisch zu beackern blieb, in einer vielzitierten Passage der *Grundfragen* theoretisch abgesteckt worden:

»Sie [die Semiologie] würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semiologie entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören.«[10]

Roland Barthes, seiner Zeit immer ein Stück voraus, wird zwar Mitte der sechziger Jahre die Kühnheit besitzen und den kanonischen Satz umdrehen, so daß die Linguistik nicht mehr als Teil der Semiologie, sondern die Semiologie als Teil der Linguistik erscheint, aber so weit war es Anfang der sechziger Jahre noch nicht. 1961 kam es zu einem Zusammentreffen, das, von der späteren Geschichte der semiologischen Expansion her betrachtet, den Rang eines historischen Ereignisses einnimmt: die 1960 gegründete Literaturzeitschrift *Tel Quel* ließ den Verfasser der *Mythen des Alltags* in ihren Spalten zu Wort kommen und in der Sprache der Semiologie zu ihren Lesern sprechen.

»Ich habe mich schon immer für das interessiert«, sagte Barthes im Gespräch mit der *Tel-Quel*-Redaktion, »was man die Verantwortlichkeit der Formen nennen könnte. Aber erst am Schluß der *Mythen des Alltags* habe ich mir gedacht, daß dieses Problem in den Begriffen der Signifikation formuliert werden muß, und seither ist die Signifikation ausdrücklich mein Hauptthema. Die Signifikation, das heißt: die Verbindung zwischen dem, was bezeichnet, und dem, was bezeichnet wird, und heißt weiter: weder die Formen noch die Inhalte, sondern den Prozeß, der sich von den einen zu den anderen bewegt.«[11]

An den darauffolgenden Jahrgängen von *Tel Quel* läßt sich ablesen, wie die erst zögernd aufgenommenen Signifikanten und Signifikate sich allmählich und dann immer schneller ausbreiteten und die literaturästhetische Terminologie veränderten. Das semiologische Fieberdiagramm verzeichnet nach 1965 einen auffallend steilen Anstieg: zu diesem Zeitpunkt war nicht nur Roland Barthes wiederholt bei *Tel Quel* zu Gast gewesen – »Das Zeichen ist nicht nur Objekt einer besonderen Erkenntnis, sondern auch eine *Schau,*

analog Scipios Traum von den Himmelskörpern«, stellte er 1963 fest[12] –, sondern auch der an den Wörtern und den Sachen arbeitende Michel Foucault (*Les mots et les choses* erschien 1966), der Zeichentheoretiker Umberto Eco (beide 1963) und andere. 1963 wies *Tel Quel* auf einen damals kaum bekannten Philosophen hin, der nicht viel mehr als eine Einleitung zu Husserls *Geometrie* veröffentlicht hatte, von dem die Zeitschrift aber ganz zu Recht Großes und Umwälzendes erwartete: Jacques Derrida. 1965 trat Derrida selbst bei *Tel Quel* auf, und zwar mit einem Aufsatz über Antonin Artaud, den *Tel Quel* über viele Jahre hinweg als einen ihrer Säulenheiligen verehrte (neben Mallarmé, Lautréamont und Bataille) und dem der *Tel-Quel*-Anführer Philippe Sollers in der gleichen Nummer einen Text mit einem bezeichnenden Titel widmete: »Das Denken sendet Zeichen aus«.

Um die Mitte der sechziger Jahre wurde es für ein französisches Denken mit Avantgardeanspruch schwierig, um *Tel Quel* und die darin von Barthes, Foucault usw. gestiftete Legitimität einen Bogen zu machen; doch die Diffusion der Zeichen endete nicht an den Wänden der Redaktion im Verlagshaus von Le Seuil. Ein 1964 veröffentlichtes und 1967 in deutscher Übersetzung erschienenes Buch zeigt, daß auch die Marxisten nicht müßig geblieben waren und allerlei Anstrengungen unternommen hatten, den Strom der Zeichen auf ihre eigenen Mühlen zu lenken. Das Verhältnis von Basis und Überbau oder, anders gesagt, die Beziehung, die die Ideologien zur sozialen Realität unterhalten, dieses von Marx und Engels nicht hinreichend geklärte Problem könnte, schrieb der Autor Lucien Sebag, mit Hilfe der »universalen Semiologie« bewältigt werden, »deren Projekt Ferdinand de Saussure befürwortet hat und die die Aufgabe hätte, das Spiel der Zeichen innerhalb des gesellschaftlichen Lebens zu untersuchen. Jede Lösung des Problems der Ideologien hängt also von ihrer Konstitution ab...«[13] Beherzter, und in das ökonomische Herz der Marxschen Theorie vorstoßend, ging der italienische Marxist Ferruccio Rossi-Landi in einem Aufsatz aus dem Jahr 1965 zu Werk. »Die Semiotik als *allgemeine Analyse* des Zeichenhaften und der Kommunikation (verbaler und averbaler jedes Bereiches) müßte sich nicht nur mit dem Tausch in all seinen Erscheinungsformen beschäftigen, sondern auch mit Produktion und Konsum; nicht nur die zeichenhaften Wertrelationen des Tauschs, sondern auch die zeichenhaften Gebrauchswerte müßten herangezogen werden.«[14] Es fällt auf, daß die Semiologie oder die Semiotik (über die terminologische Differenz siehe weiter unten) in aller Regel mit konjunktivischen Aussagen verknüpft ist (hätte die Aufgabe, müßte), wobei der Übergang vom Konjunktiv zum Indikativ als eine bloße Frage von Zeit und Arbeit erscheint: mit dem Proletariat als universaler Klasse würde auch die Semiologie als universale Wissenschaft befreit werden.

Tel Quel, mittlerweile an die vordere Zeichenfront gerückt, nahm seltsa-

merweise von der französisch-italienischen Saussure-Marx-Kombination damals keine Notiz. Die Zeichen wiesen dort in eine andere Richtung: »Linguistik / Psychoanalyse / Literatur« prangte 1966 in roten Lettern auf dem Umschlag der Zeitschrift. Die Linguistik wurde in der Nr. 26 von 1966 durch den russischen Linguisten Roman Jakobson vertreten, die Psychoanalyse durch Jacques Derrida. Gemeint war eigentlich Heidegger: In der Vorbemerkung zu seinem Aufsatz über »Freud und die Szene des Schreibens« ließ Derrida durchblicken, daß die notwendige »Dekonstruktion jener Begriffe und metaphysischen Sätze«, die sich leider auch bei Freud finden, unter Zuhilfenahme Heidegger'scher Termini ins Werk zu setzen ist. Mit Heideggers Sprache hatte bereits Roland Barthes die *Tel-Quel*-Leser von 1963 vertraut gemacht: das symbolische Bewußtsein, hieß es dort, »sieht die Welt als die Beziehung zwischen einer Oberflächenform und einem vielförmigen *Ab-grund*« (im Original deutsch).[15] Mit der Metaphysik, deutete Derrida weiter an, sei die Epoche dessen zu beenden, was Heidegger »Da-sein« nennt, und die Wissenschaft, die diesen gewaltigen Schritt ermögliche, nannte er nicht Semiologie, sondern »Grammatologie«.

Mit der Semiologie hat diese Grammatologie den konjunktivischen Charakter gemein; dennoch schlug Derridas gleichnamiges Buch[16] – oder vielleicht gerade deswegen – im Umkreis von *Tel Quel* wie eine Bombe ein. »Sagen wir hier nur soviel«, schrieb Philippe Sollers 1968, »daß sich keinerlei Denken mehr ohne Bezug auf dieses Ereignis situieren kann.«[17] Was hatte Jacques Derrida im Reich der Zeichen nur angerichtet? Er hatte, in der Auseinandersetzung mit der aristotelischen Zeichenlehre, das im europäischen Denken allgemein anerkannte Verhältnis von Rede und Schrift radikal umgewertet. Während für Aristoteles die Stimme jenen Seelenzuständen, die den Sinn ausmachen und die Dinge abbilden, am nächsten steht und die Schrift als bloßes Derivat des Gesprochenen einen untergeordneten Rang einnimmt, sieht Derrida in der Abwertung der Schrift den Ausdruck einer ganz bestimmten abendländisch-metaphysischen Blindheit, der er den Namen »Phonozentrismus« gibt. »Die Epoche des Logos erniedrigt also die Schrift, die als Vermittlung der Vermittlung und als Herausfallen aus der Innerlichkeit des Sinns gedacht wird.«[18] Seit nun Heidegger mit der »Bestimmung des Seins des Seienden als Dasein« aufgeräumt hat, geht es darum, die Schrift als Vermittlung der Vermittlung gegenüber der ohnehin illusionären Nähe des Gesprochenen zum Signifikat zu rehabilitieren. Die Thematik des Zeichens, sagt Derrida, stellt den Todeskampf der phonozentristischen Tradition dar: »Wir werden zu zeigen versuchen, daß es kein sprachliches Zeichen gibt, das der Schrift vorherginge.«[19] Was die Telquelianer an Derridas Theorie begeisterte, liegt auf der Hand: die *écriture*, Objekt, Instrument und Aktionsfeld einer Literaturzeitschrift, erhielt die

Würde einer subversiven, die abendländische Tradition untergrabenden Aktivität. Schreiben war jetzt ein und alles. Um das Schreiben im Sinne von *Tel Quel* vom abendländisch-phonozentristischen Schreiben unmißverständlich zu scheiden, hieß es bald darauf »Signifikantenpraxis« oder auch »textuelles Schreiben«.

Nicht allein durch Jacques Derrida hatten die Zeichen 1966/67 neuen Auftrieb erhalten. Ende 1965 war die bulgarische Stipendiatin Julia Kristeva in Paris eingetroffen und hatte, mit bislang unbekannten sowjetischen Zeichentheorien im Gepäck, frischen Wind sowohl in Roland Barthes' Seminar als auch in die Redaktion von *Tel Quel* gebracht. Die ganze Geschichte der Zeichen und ihrer Theorien läßt sich übrigens kaum begreifen, wenn man nicht das subtile System aus kommunizierenden Röhren und Querschaltungen berücksichtigt, das sich zwischen der Zeitschrift und den Seminaren der verschiedenen Meisterdenker von *Tel Quel* herausbildete: Durfte Roland Barthes ein neues Papier in *Tel Quel* veröffentlichen, so durfte der *Tel-Quel*-Chef Sollers im Seminar von Barthes sprechen; zitierte Kristeva Barthes als Autorität, so berief sich Barthes umgekehrt auf Julia Kristeva; und so weiter ad infinitum, oder eben nicht ad infinitum, da allzu forcierte Rückkopplungen schließlich nur noch Pfeiftöne erzeugen. Mit Julia Kristevas Einzug bei *Tel Quel* verschärfte sich allerdings die Sprache der Zeichen: sie gab zu verstehen, daß nicht mehr jedermann das Recht hatte, sie zu benützen. In der Einleitung eines Dossiers zur sowjetischen Linguistik und Semiologie hob Julia Kristeva 1968 warnend den Zeigefinger: »Die Semiologie wird oft mit einem simplizierenden, als kleinbürgerliches Ideologem aufgefaßten Denken gleichgesetzt, in das sich, erfüllt von wissenschaftlichem Anspruch, jene zurückziehen, die vor den Errungenschaften Marxens und Freuds davonlaufen.«[20] Die sowjetischen Semiologen, soviel wurde klar, gehören nicht zu diesen Hasenfüßen: sie setzen die »revolutionäre Arbeit« ihrer formalistischen Vorläufer fort und betreiben die »Erschütterung des okzidentalen Diskurses«.

Die Zeiten waren härter geworden seit den idyllischen Tagen der *Mythen des Alltags* und der Saussure-Philologie. 1967, im Todesjahr Che Guevaras, überraschte Umberto Eco die Teilnehmer eines internationalen Kongresses für Kommunikation in New York mit einem Plädoyer »für eine semiologische Guerilla«. Ebenfalls in New York erinnerte Jacques Derrida seine Zuhörer im Herbst 1968 daran, daß das Manuskript des Vortrags, den er über »das Ende des Menschen« zu halten gedachte, in dem Augenblick geschrieben und getippt worden war, in dem die Ordnungskräfte auf Betreiben des Rektors die Universitäten besetzten, bevor sie von den Studenten zurückerobert wurden. In Paris ergriff Julia Kristeva wie eine Pasionaria der Semiologie das Wort:

»Nach der Zerstörung des ›Subjekts‹ durch den Marxismus und seine strukturale Lektüre,

nach der freudianischen und post-freudianischen Aufdeckung der Komplizenschaft Repräsentation-Bewußtsein-Wissen, nach Heideggers Aufzeigen der rationalistischen Grenzen des Logos, scheint sich die Semiologie heute als der Ort darzustellen, an dem aus größtmöglichem Abstand unsere Kultur sich selbst zu denken vermag. Einzig diesem Faktum (falls sie sich nicht dem unmittelbar vorausgehenden Denken: Marx, Freud, Heidegger, entzieht) verdankt sie ihre Daseinsberechtigung. Dieser Abstand ist ihr insofern inhärent, als die Semiologie jede Praxis als einen Text begreift (und umgekehrt)...«[21]

Eine epochale Offenbarung: die Praxis wird als Text entzifferbar, und der Text wird zur Praxis. Allerdings nicht jeder Text, wie Philippe Sollers, um leichtfertigen Mißverständnissen vorzubeugen, ebenfalls 1968 betonte:

»Der Vollzug des revolutionären Kampfes setzt – soll er wirklich realisiert sein – eine erhebliche Dichte und Tiefe der Texte voraus, eine Idee der Masse, die ihr neues, für den Klassenkampf durchlässiges Sprachsieb findet. Dieser Kampf ist *unbegrenzt* wie die Sprache. Schreiben und Revolution machen gemeinsame Sache, indem sie sich gegenseitig mit ihrem Signifikantenstrom aufladen und als Waffe einen neuen Mythos schmieden: eben das, was in *Nombres* [einem Buch von Sollers] die *rote Erzählung* genannt wird, eine Erzählung, die gleichzeitig die Farbe des Bluts und der einzig möglichen Partei in der hier und jetzt stattfindenden Geschichte trägt.«[22]

Zur Erläuterung muß hinzugefügt werden, daß die »einzig mögliche Partei« in jenem Jahr 1968 die Kommunistische Partei Frankreichs war, der die Telquelianer damals beitraten – allerdings gerieten sie bei ihrem Bemühen, die »Dichte und Tiefe der Texte« mit der Revolution zu verschwistern, ein wenig in die Bredouille: Die Parteizeitung *L'Humanité* machte sich 1969 über den »Genossen Mallarmé« lustig, den *Tel Quel* der KPF zum Geschenk bringen wollte, und warf den Telquelianern vor, mit ihrem Rückgriff auf Heidegger Nazitheorien in die Linke eingeschmuggelt zu haben. Im Jahre darauf zog *Tel Quel* es vor, mit Text und Theorie ins Lager von Maos Kulturrevolution hinüberzuwechseln.

Die Zeichen politisierten sich in rasantem Tempo. »Die Opposition zwischen Signifikant und Signifikat«, schrieb der Telquelianer Jean-Joseph Goux in einem Aufsatz mit dem Titel »Marx und die Inschrift der Arbeit«, »ist nichts anderes (was mitsamt allen Konsequenzen freilich erst noch zu erhärten und zu analysieren ist) als diese ›Spaltung‹ zwischen Gebrauchswert und Tauschwert.« Daneben wurde nicht nur die heimliche Komplizenschaft zwischen dem von Derrida als Feind des Textes bestimmten aristotelischen Logozentrismus und dem »Geld- und Warenfetischismus« entlarvt, auch in der Zeichenstruktur selbst offenbarte sich eine schändliche Neigung zur Kollaboration mit dem Feind: »Die Dreifaltigkeit Signifikant/Signifikat/Referent entlarvt ihre Komplizenschaft mit dem Geld-Fetisch, der definitiv das Geld vom Wert und den Wert vom Geld scheidet.«[23]

In dem letzten Satz steckt eine getarnte, aber vehemente semiologische Kriegserklärung: wenn der *Tel-Quel*-Autor den Feind auch nicht beim Namen nennt, der als Komplize des Geldfetischs dingfest gemacht worden

ist, so war doch jedem Eingeweihten klar, daß mit der »Dreifaltigkeit« jene sich »triadisch« nennende Zeichentheorie gemeint war, die der »binären« Signifikant/Signifikat-Lehre den Platz streitig machte. Gegen Ende der sechziger Jahre drohte das Reich der Zeichen in der Tat in eine Art Westrom und Ostrom auseinanderzufallen, denn ein Schisma entzweite die im Zeichen des Zeichens angetretene Gelehrtenwelt. Mit der von Ferdinand de Saussure gestifteten, von Barthes, Derrida und *Tel Quel* verfochtenen, ihres Verbreitungsgebiets wegen als eher »romanisch« zu klassifizierenden Zeichenlinie konkurrierte eine von de Saussures Zeitgenossen Charles Sanders Peirce begründete anglo-amerikanische Richtung und dehnte ihre Einflußsphäre immer weiter aus, nicht einmal vom Eisernen Vorhang aufgehalten: sowohl die deutsche Zeichentheorie West, angeführt von Max Bense, als auch die Zeichentheorie Ost, angeführt von Georg Klaus, berief sich auf den Amerikaner Peirce und dessen Schüler Morris. Grund zur Erbitterung für die Telquelianer, die gerade festgestellt hatten, daß nur die binäre, auf Ferdinand de Saussure zurückgehende Signifikant/Signifikat-Struktur mit der nichtidealistischen Theorie Marxens vereinbar war und es beispielsweise erlaubte, die Rolle des Sinns im Text nach derselben Methode zu bestimmen, mit der Marx die Rolle des Geldes in der Warenzirkulation bestimmt hatte.

Im Januar 1969 wurde ein internationaler Kongreß nach Paris einberufen, dem die schwierige Aufgabe gestellt war, zwischen den verfeindeten Richtungen zu vermitteln und sich auf einen gemeinsamen Namen für das Unternehmen Zeichentheorie zu einigen. Bis dahin hatte man die Anhänger der binären Schule daran erkannt, daß sie sich, unter Berufung auf de Saussures kanonischen Text, »Semiologen« nannten, während die Freunde der triadischen Theorie die Bezeichnung »Semiotiker« vorzogen. Das Pariser Konzil regte die Bildung einer alle Schulen umfassenden internationalen Vereinigung für »semiotische Studien« an und beschloß mit Mehrheit, künftig nur noch den Ausdruck »Semiotik« zu verwenden; um die frustrierten Saussurianer nicht ganz zu verprellen, wurde ihnen gestattet, ausnahmsweise weiterhin von »Semiologie« zu sprechen. Der »semiologische Guerillero« Umberto Eco hielt sich brav an die neue Sprachregelung und verfaßte eine *Einführung in die Semiotik*, nur der eigensinnige Roland Barthes blieb bei der Semiologie. Seine treue Mitstreiterin Julia Kristeva aber zeigte Symptome eines beunruhigenden Konformismus. Hatte sie einen 1968 veröffentlichten Aufsatz noch »Die Semiologie: kritische Wissenschaft und/oder Kritik der Wissenschaft«[24] überschrieben, so erschien der gleiche Aufsatz nach dem Konzil von 1969 unter der Überschrift »Die Semiotik: kritische Wissenschaft und/oder Kritik der Wissenschaft«[25]. Im Text war »Semiologie« durchgehend durch »Semiotik« ersetzt; eine Operation, die den Begriff der »Signifikantenpraxis« sehr schön illustriert. Der

Sache selbst werden in Julia Kristevas Text aber so fabelhafte Eigenschaften nachgesagt, daß man das Flimmern des semiotisch-semiologischen Signifikanten rasch aus dem Auge verliert:

»Von daher gesehen, ist die Semiologie (Semiotik) ein Typus der Selbstreflexion der Wissenschaft: in ihr gewinnt Wissenschaft ein Bewußtsein davon, daß sie eine Theorie ist. In jedem Moment ihres konkreten Vollzugs denkt die Semiologie ihr Objekt und ihr Werkzeug, denkt mithin *sich selbst*, und wird in dieser Rückwendung auf sich selbst zur (expliziten) *Theorie, die sie selber (implizit) war* ... Als ihre eigene Theorie ist die Semiologie (Semiotik) der Typus des Denkens, das – unter Verzicht auf die Abgeschlossenheit des Systems – sich selber modelliert (sich selber denkt).«[26]

Wer hätte gedacht, daß sich aus der im Lärm des Ersten Weltkriegs eher hingeworfenen Bemerkung eines Genfer Sprachwissenschaftlers eines Tages ein Denken bilden würde, das sich selbst denkt, eine Theorie, die ihre Wissenschaft, und eine Wissenschaft, die ihre Theorie ist? Doch damit nicht genug, es zeichnete sich dahinter eine Freud und Marx zusammendenkende, überschreitende »Semanalyse« ab, die, als Wissenschaft des Subjekts und der Geschichte, endlich die »materialistische Gnoseologie« konstituiert. Als hätte Julia Kristeva den Wunsch schon erraten gehabt, der sich in dem neugierigen Zeichenbetrachter lebhaft regt, nämlich auch zu erfahren, wo all die schönen Dinge denn zu haben sind, fügte sie hinzu, daß es weniger darum gehe, zu wissen, »was die Semiologie (Semiotik) *ist*, als vielmehr darum, was sie *leisten könnte*«.[27]

Im Kontrast zu dem semiotischen Zukunftsvertrauen, das aus Julia Kristevas Texten von 1969 spricht, stehen Auskünfte Roland Barthes', die im Jahr 1970 einer neuen Zeitschrift mit dem signifikanten Titel *VH 101* gegeben wurden. Ein Hauch von Zweifel am binären Dogma, ein Anflug von semiologischem Unglauben liegt über seinen Worten:

»Zur Zeit der *Mythen des Alltags* sah ich die Dinge natürlich einfacher. Auf der einen Seite gab es die Sprache, sagen wir die Signifikanten, und auf der anderen Seite ein sozio-historisches Signifikat, das summa summarum die hauptsächlich in der Massenkultur erscheinende geistige Struktur des französischen Kleinbürgertums war; es gab dabei eine etwas archäologische Auffassung vom Zeichen mit seinen beiden Teilen, Signifikant und Signifikat. Nun habe ich von den anderen gelernt, daß es notwendig ist, weiterzugehen und nicht nur den einen oder anderen Typ von Signifikat, sondern das Zeichen selbst, die Zeichenrelation selbst, in Frage zu stellen. Es mag dann so aussehen, als löste man sich von der kontingenten Geschichte und schwebte außerhalb der Zeit, in Wirklichkeit aber hat der Kampf begonnen, bei dem es darum geht, die okzidentale Symbolik aufzuspalten.«[28]

Das Zeichen selbst in Frage zu stellen hatte Barthes offenbar bei Derrida gelernt, der die Differenz zwischen Signifikant und Signifikat in der Epoche des »christlichen Schöpfungs- und Unendlichkeitsglaubens« ansiedelt und dabei selbst Roman Jakobson den Vorwurf nicht ersparen kann, die »metaphysisch-theologischen Wurzeln« dieser Differenz in die moderne Semiologie eingeschleppt zu haben.[29] Der Kampf gegen die okzidentale Symbolik hing zweifellos mit dem Umschwenken der Telquelianer in Richtung auf

Maos China zusammen, wo das Volk, wie Barthes der Zeitschrift *VH 101* anvertraute, »gewissermaßen sein eigener Theoretiker ist«. Barthes warnte jedoch davor, die chinesische Aufhebung der Theorie durch das Volk auf europäische Verhältnisse zu übertragen: »Ich glaube, daß in einer kapitalistischen Gesellschaft wie der unsrigen die Theorie eben jener Typus von fortschrittlichem Diskurs ist, den diese Gesellschaft in der präsozialistischen Übergangsphase möglich und zugleich zu einer Notwendigkeit macht.« Eines Tages wird sich das ändern, die Theorie »wird selbst *in* der Revolution sein, und dann hat es keinen Sinn mehr, die Theorie der Praxis gegenüberzustellen. Die Praxis wird vollständig theoretisch sein und umgekehrt. Und ich glaube, im großen und ganzen ist es in China schon heute so weit.« Um zu unterstreichen, daß die Theorie nichts mehr mit einem individuellen Subjekt zu tun hat, untersagte es ein anderer von *VH 101* befragter Theoretiker, Jean-François Lyotard, sein Interview mit einem Porträt zu illustrieren. 1970 muß die Revolution wirklich sehr nahe gewesen sein.

Wer nicht zu spät kommen wollte, mußte sich nun beeilen, die bereits an der vordersten Front abbröckelnden Zeichen zu ergreifen. Der Philosoph Gilles Deleuze schrieb noch ganz rasch über *Proust und die Zeichen*, bevor er in dem 1972 veröffentlichten *Anti-Ödipus* zusammen mit Félix Guattari eingestehen mußte, daß Antonin Artaud bereits »die Mauer des Signifikanten durchbrochen« hatte. Ebenfalls 1972 betrat ein Neuling, ein nur Eingeweihten als Brecht- und Peter-Weiss-Übersetzer bekannter literarischer Soldat der KPF das Reich der Zeichen: *Für eine Kritik der politischen Ökonomie des Zeichens* überschrieb dieser Jean Baudrillard sein Werk. »Die Kritik der politischen Ökonomie des Zeichens«, heißt es darin, »stellt sich die Aufgabe, Form/Zeichen so zu analysieren, wie die Kritik der politischen Ökonomie sich vorgenommen hat, Form/Ware zu analysieren.«[30] An Louis Althussers unbestechlichem Blick für die epistemologischen Schwächen des Meisters geschult, konnte Baudrillard Marx den Vorwurf nicht ersparen, die Analyse »des Codes des Warensystems« versäumt zu haben: die »idealistischen und feuerbachianischen Residuen« in seinem Denken hätten ihn gehindert, das semiologische Versprechen zu halten; seine Einlösung blieb dann der Freudschen Psychoanalyse und der »semiotischen Revolution« vorbehalten. Baudrillard war freilich nicht so naiv, sich blind auf den Binarismus von Signifikant/Signifikat zu verlassen; dessen Komplizenschaft mit der Metaphysik hatte ihm ja schon Jacques Derrida offenbart. Den rettenden Ausweg aus dieser Falle fand er schließlich in der »Polyphonie des semiotischen Diskurses« (dessen Abglanz noch in Baudrillards späteren Büchern nachleuchtet: Die dort entdeckte »Implosion des Sozialen«, die den semiologisch nicht vorgebildeten Leser an das Bild einer implodierenden Braunschen Fernsehröhre denken läßt, verweist

in Wahrheit auf den Begriff der phonetischen Implosion aus Ferdinand de Saussures Sprachwissenschaft[31]).

»Was Baudrillard im Gefolge von Althusser, Derrida und der *Tel-Quel*-Gruppe unternimmt«, schrieb 1972 der Philosoph Jean-Marie Benoist, »ist die Dekonstruktion der ideologischen Formationen, die von der, kapitalistischen oder marxistischen, Rhetorik des Begehrens in unserer Zeit produziert werden: Bataille hatte in *Der verfemte Teil* deren tiefgreifende und unbewußte Komplizenschaft aufgezeigt... Baudrillard wird den Zorn der Bigotten der verschiedenen Lager erregen, die immer noch das Subjekt, das Objekt, das Bedürfnis, den Menschen, Produktion/Konsum und ihre Entsprechung, das Wachstum, fetischisieren.«[32]

Im Jahr 1972 konnte noch niemand wissen, daß der begeisterte Rezensent von Jean Baudrillards Marx links überholender Kritik der politischen Ökonomie des Zeichens sechs Jahre später den Menschen wiederentdecken und ihm zuliebe an der Seite Giscard d'Estaings in den Wahlkampf 1978 eingreifen würde, aber die Unruhe im Reich der Zeichen war nicht mehr zu übersehen. Das Begehren hatte sich auf den Weg gemacht und drohte die Zeichen zu überrennen, ungeachtet der von Bataille entlarvten Komplizenschaften. Nachdem Jean-François Lyotard 1973 die *Dispositive des Begehrens* isoliert hatte, ging er 1974 noch einen Schritt weiter und schloß in der *Wunschökonomie (L'économie libidinale)* das Begehren mit der Ökonomie kurz, ohne das Relais der Zeichen einzuschalten.

Im Angesicht der um sich greifenden Desertionen aus der Streitmacht der Zeichen nahm Roland Barthes noch einmal alle Kräfte zusammen und warb für das »semiologische Abenteuer« – doch sah er sich bereits gezwungen, mit seinem Vortrag ins benachbarte Italien auszuweichen. Seinen italienischen Zuhörern verschwieg Roland Barthes allerdings nicht, daß in Frankreich, dem Rom (oder Mekka) der Zeichen, der semiologische Agnostizismus an Boden gewann: »Vor einigen Tagen hat mich eine Studentin aufgesucht«, begann er seinen Vortrag, »und mich gebeten, eine Doktorarbeit anzunehmen, und zwar mit folgendem Thema, das sie mir mit leicht ironischem, aber keineswegs feindseligem Ausdruck unterbreitete: *Ideologische Kritik der Semiologie.*« Statt mit Empörung auf dieses Ansinnen zu reagieren, überraschte Roland Barthes seine Zuhörer mit dem Geständnis, daß er selbst »nicht mehr an die Wissenschaftlichkeit der Semiologie glauben« könne und daß auch er den Verführungen des Begehrens gegenüber nicht immun gewesen sei:

»Es gibt in der Tätigkeit des Klassifizierens eine Art kreativen Rausch, den die großen Klassifizierer wie Sade und Fourier kannten; die Semiologie war in ihrer wissenschaftlichen Phase für mich ein solcher Rausch: ich baute und bastelte (im höheren Sinn des Worts) an Systemen und Spielen; ich habe Bücher immer nur *um der Lust willen* geschrieben: die Lust am System ersetzte für mich das Über-Ich der Wissenschaft: darin kündigte sich bereits die dritte Phase des Abenteuers an: indifferent letzten Endes gegenüber der indifferenten (adiaphorischen, sagte Nietzsche) Wissenschaft, trat ich aus ›Lust‹ in den Signifikanten, in den Text ein.«[33]

Geschah der Eintritt in den Signifikanten/Text tatsächlich nur aus Lust,

glich er nicht auch ein wenig einer Verzweiflungstat, wie der Eintritt in einen Orden? Mußten die Zuhörer nicht an eine Geste des Abschieds denken, als Barthes die Namen jener Denker aufzählte, denen er sich zu Dank verpflichtet fühlte, weil sie ihm auch in den gefährlichen Momenten des semiologischen Abenteuers unerschrocken zur Seite gestanden hatten?

»Julia Kristeva gab mir, während sie die semiologische Landschaft in der Tiefe umpflügte, persönlich und prinzipiell die neuen Begriffe des *Paragrammatismus* und der *Intertextualität* an die Hand;
Derrida verschob nachdrücklich den Begriff des Zeichens, indem er den Rückzug der Signifikate postulierte und die Dezentrierung der Strukturen;
Foucault verschärfte den Prozeß des Zeichens, indem er ihm einen geschichtlich überholten Platz zuwies;
Lacan gab uns eine vollendete Theorie der Spaltung des Subjekts, ohne die die Wissenschaft dazu verurteilt ist, dem Ort gegenüber, an dem sie spricht, blind und stumm zu bleiben;
Tel Quel schließlich brachte das auch heute noch einzigartige Unternehmen in Gang, die Gesamtheit dieser Mutationen in das marxistische Feld des dialektischen Materialismus zu verlagern.«

Daß der letzte Satz an einer äußersten Grenze, gewissermaßen in allerletzter Minute gesprochen war, ist seinem Lakonismus nicht anzumerken. Wenige Tage, nachdem *Le Monde*, im Juni 1974, den Text des Vortrags gedruckt hatte, erschien Alexander Solschenizyn in der Fernsehsendung *Apostrophes* und löste damit eine radikale Umpolung der Signifikantenströme aus. Von etwas wie dem »dialektischen Materialismus« zu sprechen, war fortan nur noch gestattet, wenn die Sprache vom Ausdruck des Ekels begleitet wurde, und der Name »Marx« kam nur noch über die Lippen, wenn er sich in Begleitung des Namens »Gulag« befand. Auch an dieser neuen Signifikantenpraxis wirkte *Tel Quel*, sich rasch von den Zeichen Chinas entfernend, bald an vorderer Stelle mit.

1975 wurde schließlich offenkundig, daß die Zeichen im Begriff waren, von ihrer letzten Kraftquelle, vom Begehren, verlassen zu werden. In seinem Buch *Über mich selbst* enthüllte Roland Barthes, was er den Zuhörern von 1974 noch verschwiegen hatte: er liebte die Semiologie nicht mehr.

»Da in geistigen Dingen eine Ähnlichkeit mit den Dingen der Liebe besteht, war das, was ihm am Binarismus so gefiel, eine Figur. Diese Figur fand er dann genauso in der Entgegengesetztheit der Werte wieder. Von der Semiologie sollte ihn das abbringen, was fürs erste deren Lustprinzip war: eine Semiologie, die dem Binarismus entsagt hat, geht ihn kaum noch etwas an.«[34]

Damit stellt sich die Liste der Danksagung aus dem italienischen Vortrag als eine verschlüsselte Anklageliste heraus: denn wenn Roland Barthes die Semiologie nicht mehr lieben konnte, dann deshalb, weil all die Derrida, Kristeva und Foucault ihm sein Liebesobjekt madig gemacht, weil sie das, was an ihm gerade liebenswert war, den Binarismus Signifikant/Signifikat, in das Dunkel der metaphysischen Vorgeschichte gestoßen, in ihren Paragrammatismen und Intertextualitäten erstickt hatten.

Aber Roland Barthes stand schon die nächste Katastrophe ins Haus. 1977 wurde ihm eine Professur am Collège de France überreicht: die Professur für Semiologie. Was für ein Danaergeschenk! Roland Barthes war nun gezwungen, am Katheder des Collège de France, vor einer Batterie aufnahmebereiter Kassettenrecorder, im Namen einer Disziplin zu sprechen, die ihn »kaum noch etwas anging«. Enthüllt sich da nicht ganz von allein der von manchen als dunkel empfundene Sinn jenes Satzes aus Barthes' Antrittsvorlesung: »Doch die Sprache als Performanz aller Rede ist weder reaktionär noch progressiv; sie ist ganz einfach faschistisch; denn Faschismus heißt nicht am Sagen hindern, sondern zum Sagen zwingen«[35]? Ist es nicht der Gipfel des Horrors, redend Bekenntnis (professio) zu einem Objekt ablegen zu müssen, zu dem man keine Liebe mehr verspürt? Umso mehr bleibt die Eleganz zu bewundern, mit der sich Barthes der Aufgabe entledigte, ein gutes Wort für eine Sache einlegen zu müssen, die doch schon verloren war. Die Linguistik, Mutterboden der Semiologie, sei im Begriff, infolge innerer Zerrissenheit auseinanderzubrechen, konstatierte Barthes, bevor er die Abwärtsbewegung mit der meisterhaften Volte auffing: »Diesen Zerfall nenne ich für mich Semiologie.« Von der Semiologie als einem Denken, das sich selbst denkt, zu einer Semiologie, die ihr eigener Zerfall ist: was geschah auf dieser langen Reise mit dem Zeichen selbst? »Das Zeichen muß gedacht – oder wieder durchdacht – werden, damit es umso besser ent-täuscht wird.«[36]

Bedurfte es aber noch der zusätzlichen Enttäuschung? Entzogen sich die Zeichen nicht einfach deshalb dem Begehren, weil ihnen die semiologische Liebe zu anstrengend geworden war? Vom einen zum anderen geschleppt, von Saussure zu Heidegger, von Marx zu Freud, von der Wissenschaft zur Theorie, von der Grammatologie zur Signifikantenpraxis, von Paris nach China (und zurück), waren sie müde geworden. Sie hatten keine Lust mehr, für die uneingelösten Versprechen ihrer Liebhaber geradestehen zu müssen. Ihren etwas ferneren Verehrern erging es nach zwanzig Jahren semiologischer Zukunftsvisionen etwa so, wie es Nietzsches Freund Erwin Rohde nach der Lektüre von *Jenseits von Gut und Böse* ergangen war: »Dabei ist mir die ewige Ankündigung ungeheurer Dinge, haarsträubender Kühnheiten der Gedanken, die dann, zur langweiligen Enttäuschung des Lesers, gar nicht kommen – das ist mir unsagbar widerwärtig.« Selbst Umberto Eco, der langjährige semiologisch/semiotische Weggenosse, verlor ein wenig die Geduld, als er in Roland Barthes' Vorlesung von 1977 dem Echo jener eigenartigen Sprache wiederbegegnete, die von den semiologischen Rückkopplungsprozessen der Blütezeit hervorgebracht worden war und in dem *Tel-Quel*-Aufsatz »Marx oder die Inschrift der Arbeit« ihre vielleicht kongenialste Form gefunden hatte: »Ich habe offen gesagt noch nie die französische oder französisierende Macke verstanden, alles irgendwo ›ein-

zuschreiben‹ oder ›eingeschrieben‹ zu sehen. In schlichten Worten, ich weiß nicht recht, was ›sich einschreiben‹ heißen soll . . .«[37]

Während die derzeitige Avantgarde sich mit handfesteren Gegenständen beschäftigt, etwa den fünf Sinnen (Michel Serres) oder dem Papst Johannes Paul II. (Philippe Sollers), haben sich die Zeichen in aller Stille dorthin zurückgezogen, von wo sie aufgebrochen waren, in ernste akademische Blätter oder in die vertraulichen Verhandlungen internationaler Fachkongresse. Von peniblen Professoren gehandhabt und zum Stoff freudloser Rigorosa degradiert, haben sie freilich ihren einstigen Charme und ihr Geheimnis eingebüßt: »Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein«, hatte der ahnungsvolle Goethe Faust ausrufen lassen. In einigen Provinzen des chronisch verspäteten Deutschland allerdings hat das Reich der Zeichen eben erst zu prosperieren begonnen. Im Januar 1986 war aus dem berufenen Munde eines Hannoveraner Linguistikprofessors zu vernehmen, soeben habe ein »linguistic turn« stattgefunden, und die Dominanz von Ideologiekritik und Kritischer Theorie sei von der »neuen Dominanz von Strukturalismus, Semiotik und Poststrukturalismus« abgelöst worden. Eine eigenartige »linguistische Wende« muß das sein, denn sie währt nun schon zweiundzwanzig Jahre: cf. E. Rorty, *The linguistic turn*, Chicago 1964.

Jener Liebe, die er der Semiologie nicht mehr darzubringen vermochte, hatte Roland Barthes 1977 in seinem Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* eine neue Heimstatt geschaffen. In gebührendem Abstand sind ihm nun auch andere auf diesem Weg gefolgt. Während die alleingelassenen Zeichen in den stillen Fachzeitschriften verwaisen, geht die Liebe geräuschvoll in den Kongreßsälen um. Der »steirische Herbst« 1986 beispielsweise steht im Zeichen von Liebe und Erotik, ein internationales, von Dietmar Kamper organisiertes Kolloquium in Toulouse hat sich im März 1986 vorgenommen, das »Schicksal der Liebe« zu ergründen, und das jüngste Werk der semiologischen Veteranin Julia Kristeva erzählt, ganz à jour, *Histoires d'amour*.

Doch noch sind nicht alle zur Liebe bekehrt. Daß es auch noch die selten gewordene Treue zum Alten gibt, zeigt ein 1985 in der Zeitschrift *Schreibheft* erschienener Text, der jene Sprache wieder zum Leben erweckt, die den Freunden der Zeichen dereinst so flüssig von den Lippen ging, und die es verdient, da eine wirkliche Rarität geworden, ganz langsam gekostet zu werden, Signifikant für Signifikant: »Die Auseinandersetzung mit der historischen Symbolisierungskraft der katholischen Lehre verweist auf die Dispositive der Einschreibung des Sexuellen, denen das Szenario der Eucharistie einerseits und die Parteiergreifung für das Bild und gegen die Ikonoklasten andererseits die Modelle lieferten.«[38]

1 Platon, *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Reinbek 1957, S. 126.
2 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 2. Aufl., Berlin 1967, S. 79.
3 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt 1971, S. 92.
4 Jacques Derrida, »Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen«, in: *Orte des wilden Denkens*, hg. von Wolf Lepenies und Hans Henning Ritter, Frankfurt 1970, S. 391.
5 Wilhelm Windelband, *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie*, Tübingen 1957, S. 173.
6 Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt 1964, S. 88.
7 Cf. Jan Mukarovský, *Kapitel aus der Ästhetik*, Frankfurt 1970, S. 138.
8 *Mythen des Alltags*, S. 90; um Mißverständnisse zu vermeiden, wurde die Terminologie der Übersetzung von 1964 (»Bedeutendes/Bedeutetes« für Signifikant/Signifikat) im Zitat aktualisiert.
9 Robert Godel, *Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale de Ferdinand de Saussure*, Paris 1957.
10 *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 19.
11 *Tel Quel* 7, Paris 1961, S. 32.
12 *Tel Quel* 13, Paris 1963, S. 94.
13 Lucien Sebag, *Marxismus und Strukturalismus*, Frankfurt 1967, S. 133 f.
14 Ferruccio Rossi-Landi, *Sprache als Arbeit und Markt*, München 1972, S. 61.
15 *Tel Quel* 13, Paris 1963, S. 34.
16 Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt 1974.
17 *La Quinzaine littéraire*, Januar 1968.
18 *Grammatologie*, S. 27.
19 *Grammatologie*, S. 29.
20 *Tel Quel* 35, Paris 1968, S. 7.
21 *Tel Quel* 32, Paris 1968, S. 49.
22 Tel Quel, *Die Demaskierung der bürgerlichen Kulturideologie*, München 1971, S. 20; es handelt sich um die Teilübersetzung des Bandes *Théorie d'ensemble*, Paris 1968.
23 *Die Demaskierung* ..., S. 91 f.
24 *Théorie d'ensemble*, S. 80.
25 Julia Kristeva, *Semeiotiké, recherches pour une sémanalyse*, Paris 1969, S. 27.
26 Zit. n. *Die Demaskierung* ..., S. 21; die deutsche Übersetzung folgte noch der Textfassung *vor* dem Konzil von 1969, deshalb der Zusatz »Semiotik« in Klammern.
27 *Die Demaskierung* ..., S. 22.
28 *VH 101*, »La théorie«, Paris 1970, S. 11.
29 *Grammatologie*, S. 27.
30 Jean Baudrillard, *Pour une critique de l'économie politique du signe*, Paris 1972.
31 Cf. Ferdinand de Saussure, *Grundfragen* ..., S. 59 f.
32 *La Quinzaine littéraire*, Juli 1972.
33 Roland Barthes, *L'aventure sémiologique*, Paris 1985.
34 Roland Barthes, *Über mich selbst*, München 1978, S. 57.
35 Roland Barthes, *Leçon/Lektion*, Frankfurt 1980.
36 *Leçon/Lektion*, S. 53.
37 Umberto Eco, »Die Sprache, die Macht und die Kraft«, in: *Über Gott und die Welt*, München 1985.
38 Helga Finter, »Die Videoschrift eines Atems, Philippe Sollers, Schriftsteller«, in: *Schreibheft* 26, Essen 1985, S. 25 f.

Klaus Laermann
Lacancan und Derridada
Über die Frankolatrie in den Kulturwissenschaften

Trotz der Herrschaft eines graublütigen Begriffsbeamtentums setzt sich in den Sozial- und Geisteswissenschaften immer mal wieder das Bedürfnis durch, grundlegende Fragestellungen neu zu formulieren. Meistens halten diese Wissenschaften zwar an ihren Satzbaukästen fest und fügen nur deren Begriffe anders zusammen. Aber sie erweisen sich dabei als krisenanfällig; denn sie können sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie unfähig sind, bestimmte Sinnfragen auf Dauer zu lösen. Also sehen sie sich zu einem periodischen Theoriewechsel gezwungen und suchen durch eine Veränderung ihrer Terminologien nach einer Neuorientierung. Dabei sind sie vor Überraschungen keineswegs sicher.

Die werden ihnen vor allem durch jene Moden bereitet, denen sie in mehr oder weniger großen Zeitabständen verfallen. Wieweit diese Moden tatsächlich zu einem Erkenntnisfortschritt beitragen, ist oft auf den ersten Blick kaum auszumachen. Das Bedürfnis nach neuen Antworten auf alte Fragen ist schier unstillbar. Nur zu leicht läßt es sich irreführen. Jede Wissenschaftsmode beeindruckt zunächst, weil sie eine neue Sprache zu sprechen scheint. Schon allein dadurch erweckt sie den Anschein, alles ganz anders darstellen zu können. Denn das Ganze und das ganz Andere – um mehr geht es einer Mode bei aller Bescheidenheit nicht.

Nach dem Jargon der Eigentlichkeit, der die Konsolidierungsphase der Bundesrepublik bis in die frühen sechziger Jahre begleitete und dessen Wurzeln zurückreichten bis weit hinter die Zeit des Nationalsozialismus[1], wurden wir heimgesucht von der sprachlosen Beredsamkeit der Macher. Als die Opfer (auch die des Krieges) nicht mehr gefeiert werden konnten als »die allem Zwang enthobene, weil aus dem Abgrund der Freiheit erstehende Verschwendung des Menschenwesens in die Wahrung der Wahrheit des Seins für das Seiende«[2], als nicht mehr »der Mensch durch seine Sprache im Anspruch des Seins» wohnte[3], als »die Macht des Unbedingten« nicht länger »die wahre Stärke des Menschen« als »echte(n) Grund aus der Tiefe sich schleierlos offenbaren« ließ[4] – nun, da sahen wir uns auf einmal fassungslos Sätzen wie diesem gegenüber: »Gemäß der vorgegebenen Struktur seiner Sprachfähigkeit und den durch erfahrungsgesicherte Rekurrenz in Lernprozessen stabilisierten Verfahrensnormen realisiert der Spre-

cher intentionserfüllende syntaktische Matrizen... als Aktualisierungsrahmen für Nennwertkombinationen.«[5] Auf die angedrehte Archaik der Sprache folgten die stromlinienförmigen Begriffe. Nicht daß es sich bei ihnen um Fremdwörter handelte, ist kritisch anzumerken, sondern daß sie oft Trivialitäten autoritativ Geltung verschaffen sollten. Blank geputzte Terminologien schienen in jener Zeit vor allem die Soziologie und die Linguistik bereitzustellen. Sie galten darin als Vorbilder für andere Disziplinen. In ihrem Einzugsbereich vor allem wurde dem Ideal einer völlig subjektfreien Wissenschaftssprache gehuldigt, in der nichts mehr auf einen Autor und dessen Absichten schließen ließ (oder gar an eine Rücksichtnahme auf den Leser erinnerte). Diese Terminologien verstellten den Blick auf die Welt durch Begriffsattrappen.

Seit Ende der sechziger Jahre entwickelten auch Theoretiker der Neuen Linken einen Begriffsfetischismus, mit dem sie ihrer Wortgläubigkeit makabre Denkmäler errichteten. Was sie *nicht* sagen konnten, las sich dann etwa so: »Die synthetische Arbeit verschiedener, untereinander divergierender Gesamtarbeiter könnte zur synthetischen Arbeit eines Gesamtarbeiters von globalem gesellschaftlichem Statut werden. Wovon hängt es ab? Offenbar davon, daß die Technologie entsprechende Verbundmaschinerien zur Verfügung stellt...«[6] Dieser Absturz von Marx zu Murks zeigt, daß offenbar keine Theorie gegen den Unsinn gefeit ist, den ihre Adepten regelmäßig dann aus ihr machen, wenn sie zur Mode wird. Kaum zu entscheiden ist, wie weit dafür die in solchen Fällen immer einsetzende Rezeption aus zweiter (bis letzter) Hand verantwortlich ist. Fraglich scheint auch, ob durch sie zur Kenntlichkeit entstellt wird, was an einer Theorie jeweils schon problematisch war, bevor sie Mode wurde.

Die Sekundärrezeption, die für jede Wissenschaftsmode kennzeichnend ist, ergibt sich aus den Schwierigkeiten, die zentralen Arbeiten einer Theorie zur Kenntnis zu nehmen. Oft fehlt dazu die Zeit, meist auch eine gründliche Ausbildung in Philosophie. So wären wohl die wenigsten jener stillen Bewußtseinsfreunde, die sich in der Pose eigenster Eigentlichkeit selbst bepriesterten, dazu in der Lage gewesen, *Sein und Zeit* zu lesen. Und auch die smarten Macher waren sich gewiß meist im Unklaren über die theoretischen Grundlagen ihres New-speak. Wie verbreitet schließlich unter den Ableitungsdogmatikern der Neuen Linken die Kenntnis der Schriften von Marx war, sei dahingestellt.

Auch in der Wissenschaft treten die Moden auf als »die ewige Wiederkehr des Neuen«.[7] Sie leben von dem Überraschungseffekt, den die ostentative Beherrschung einer neuen Sprachform bei denen auslöst, die ihr zunächst einigermaßen verständnislos gegenüberstehen. Immer spekulieren sie mit dem Bluff, der keine Rückfragen gestattet. Begünstigt werden sie dabei durch die geringe Fähigkeit vieler Intellektueller, sich dem Sog eines

verblüffenden Sprachspiels zumindest so lange zu widersetzen, bis sie mit ihm eine gewisse Anschauung verbinden.
Regelmäßig kommt beim Wechsel der Moden auch ein Schuß Opportunismus ins Spiel. Das Bedürfnis, sich von anderen zu unterscheiden[8], ist offenbar gerade im Wissenschaftsbetrieb so groß, daß es vielen nicht so wichtig ist, wofür sie sich entscheiden. Noch weniger scheinen sie sich darum zu sorgen, wie oft und wie leicht sie ihre Entscheidungen zugunsten anderer Auffassungen revidieren. Formen und Inhalte spielen eine ersichtlich geringere Rolle als der Zwang zu marginaler Differenzierung.
Die muß allerdings abgefangen werden durch eine Gruppenbildung, auf die auch die Moden der Wissenschaft keineswegs verzichten können. Denn da sie sich primär nicht aufgrund einer Orientierung an überprüfbaren Wahrheitskriterien durchsetzen, treten sie von vornherein mit dem Anspruch auf, eine wissenschaftsinterne Gruppensprache bereitzustellen. Diese schafft ein bestimmtes Binnenklima wechselseitiger Vertrautheit, das durch gemeinsame Urteile über diejenigen gestützt wird, die nicht zur Gruppe gehören. Damit bietet sie eine gewisse Entlastung von dem Druck, gegen einen in jeder Wissenschaft schon bestehenden Diskussionszusammenhang als einzelner argumentieren zu müssen. Sie legitimiert den Dissens, indem sie ihn durch Gruppenkonsens vor allzu weitreichenden negativen Folgen schützt. Sie bietet also die Möglichkeit, Enttäuschungen abzufangen und aus Erfahrungen nichts zu lernen. Jede Wissenschaftsmode enthält dieses sektiererische Moment der Lernunwilligkeit und Enttäuschungsunfähigkeit. Oft werden beide gar herangezogen, um die eigene Esoterik gegen andere zu begründen, die dann ihrerseits als uneinsichtig und nicht erschütterbar hingestellt werden. Mit diesem Trick läßt sich für die Adepten einer Mode eine sei's auch vage Exklusivität reklamieren; sie fühlen sich als eine Gemeinschaft von Ausgeschlossenen, ohne sich bewußt machen zu wollen, daß sie selbst sich ausgeschlossen haben.

»Frankolatrie« ist die neueste Wiederkehr des Neuen. Zu verstehen ist darunter jene vorbehaltlose und oft genug unkritische Anpassung an französische Theorien, die seit einer Reihe von Jahren in der Bundesrepublik stattfindet. Diese Rezeption verlief bis in die jüngste Zeit hinein eher am Rande des Wissenschaftsbetriebs in versprengten Grüppchen und Zirkeln. Seit neuestem aber hat sie eine relativ breite Ausdehnung erfahren. Jüngere Wissenschaftler, die ein Gespür dafür haben, was gerade gefragt ist, können sich ihr bereits kaum noch verweigern. Selbst wenn sie in Diskussionen Vorbehalte geltend machen, lassen sie in ihre Texte hier und da einige vielsagende frankolatrische Zitate einfließen. (Die müssen, wie sich rasch zeigt, nicht unbedingt aus erster Hand sein; denn es handelt sich immer wieder um dieselben Textstellen.) Manche Hochschullehrer, die für sich in

Anspruch nehmen dürfen, seit jeher mit einem Bein im Fortschritt gestanden zu haben, sind der Frankolatrie bereits erlegen. Andere werden ihnen wohl bald folgen. Denn die Attraktivität dieser Mode ist gewiß größer als die Urteilsfähigkeit vieler ihrer Anhänger.

Stilfragen sind für sie offenbar nicht von entscheidender Bedeutung. Gerade darum soll die Frankolatrie hier vor allem stilkritisch untersucht werden. Die Frage, welche der polemisch unter diesem Hieb- und Stichwort vereinigten, höchst unterschiedlichen Theorien in welchem Umfang ernstzunehmen sind, bleibt ebenso ausgeklammert wie das Problem, wieweit einzelne deutsche Autoren ihren französischen Vorbildern gerecht zu werden vermögen. Hier soll es vor allem um die äußerst merkwürdigen Formen der Mimikry gehen, die sie betreiben.

Deren hervorstechendstes Merkmal ist ein gesteigertes Bedürfnis nach Abweichung von den Diskursen der Alltagssprache *und* der Wissenschaftssprache. Das führt dann zu allerlei Verquastheiten, die durch das Theoriegefälle zum jeweiligen französischen Original nicht eben origineller werden. Viele der deutschen Modeschüler haben eine fatale Neigung, sich als Geheimnisträger ihrer Meister zu begreifen. »Schleiermacher« wäre für sie die angemessene Berufsbezeichnung, wenn den Namen nicht schon einer der Gründungsväter der Hermeneutik trüge. Gehört jemand nicht zu ihnen, so geben sie ihm zu verstehen, daß er ihnen leid tut, wenn (und weil) er sie nicht versteht, wo doch umgekehrt jeder seiner Sätze ihnen selbst nur allzu durchsichtig erscheint. Was sie dagegen zu Papier bringen, überbietet an Dunkelheit häufig jene Autoren, die sie nachahmen. Und die haben sich schon nicht wenig angestrengt, anderen was vorzumachen. – Aber schauen wir uns ein paar Beispiele an.

Unter dem tollen (wenn auch vielleicht etwas vollen) Titel »Vermessungen zur Konzeption und Konkursionen einer Verkürzung« begann vor einiger Zeit das erste Editorial einer neuen Zeitschrift mit folgenden Sätzen: »Um am Anfang einen Fragebogen zu schlagen: welcher/n SchriftZug führt diese ZeitSchrift? Könnte es sein, daß ein Trieb sie beherrscht: zur Verformung des ZeitRaums, in welchen sie eintritt – und in welchem sie doch niemals sich der Sicherheit verspricht, daß auch etwas auftaucht? In der Strömung jenes Kontinuums? Könnte es sein, daß sie dennoch sich verspricht? Als Zug am Tau jenes Signifikantennetzes, das auch sie knüpft? Daß dennoch etwas erscheint – und diese Erscheinung auf Etwas Anderes verweist? Wir wissen es nicht: Vielleicht zuerst der Regenbogen, – spektralanalyse und dann.«

Delta Tau Null, die »ZeitSchrift für TopoLogie und StrömungsKunde«, aus der dieser Text stammt[9], ist ein beredtes Beispiel für den blühenden Blödsinn, der sich gegenwärtig an den Rändern der Sozial- und Geisteswissenschaften ausbreitet. Mit blindem Sprachgeschick gehen ihre Autoren

nach französischen Rezepten aufs Ganze. – Wer nicht verstanden hat, wovon in den zitierten Sätzen die Rede ist, mag beruhigt sein: Es gibt in ihnen nichts zu verstehen. Wer hier nach Sinn sucht, hat ihn schon verloren. Gleichwohl erscheint auch dieser Unsinn als interpretationsbedürftig. (Denn kaum etwas ist wichtiger als die Frage, was Menschen dazu bringt, sich einer unsinnigen Sprache zu bedienen.) Hier liegt der Verdacht nahe, daß der Text ironisch oder gar geistreich sein soll. Tatsächlich ist er aber wohl eher komisch. Seine Sätze kommen, obwohl sie so tief klingen, fast ohne Inhalt daher. Sie erzeugen eine diffuse Spannung, die in eine Folge von Fragen aufgelöst wird und sich dann im Leeren verläuft. Wortreich sprechen sie aus, daß sie nichts zu sagen haben und daß sich gerade das nicht einfach ausdrücken läßt.

Der Verstopfung ihres sprachlichen Ausdrucksvermögens dient jene Rhetorik als Klistier, die sich heute in trivialwissenschaftlichen Texten dieser Art bis in die Wortwahl hinein an französischen Mustern orientiert. Da kommt kaum ein Satz aus ohne die höchst absichtsvoll arrangierte Polysemie eines oder mehrerer Wörter. Wie langweilig aber ist dies Spiel mit der Mehrdeutigkeit, wenn in ihm kein Gedanke aufblitzt! Dieser geschraubte Stil ist ausgeleiert genug; ihm sollte nicht jeweils noch eine Windung mehr angedreht werden. Komposita erscheinen im SchriftBild teleskopiert, um den Eindruck zu erwecken, sie seien dadurch weniger selbstverständlich. Aber sie werden auf diese Weise kaum aussagekräftiger. Nur aufgemotzter Tief-Sinn will so verfahren. (Oder kommt hier vielleicht gar das technizistische Verlangen ins Spiel, mit der Sprache beliebig schalten und walten zu wollen, bis in ihr ein absolutes SinnTief erreicht ist?) Diesem Hang zur Beliebigkeit entspricht die Metaphorisierung von allem zu jedem. Wer so schreibt, ist zu keiner unverblümten Aussage mehr fähig. Kommen ihm Worte unter, die, obwohl sie mehrfach gleich lauten, unterschiedliche Bedeutungen besitzen, so muß er unbedingt wie hier beim »Zug am Tau jenes Signifikantennetzes« aus diesen Homonymien ein gewiß neckisch gemeintes Wortspielchen veranstalten, bei dem es allerdings nichts zu gewinnen gibt.

Nein, diese Sprache verstellt sich den Blick auf die Realität. Sie kennt sie nur als etwas Abwesendes. Im übrigen ist sie sich selbst genug. Denn sie ergeht sich in Fisimatenten. Ihre Autoren haben offenbar mal gehört, Zeichen seien arbiträr. Das mißverstehen sie jetzt dahingehend, sie seien in jeder Weise folgenlos. Dies Mißverständnis hat sie blind gemacht für fast alles, was der Fall ist. Die vorgebliche Offenheit und Bescheidenheit ihrer einleitenden Fragesätze mündet in die kokette Demutsformel des Nichtwissens am Ende des zitierten Absatzes. Und dort harren sie dann auf die ungewiß bleibende Epiphanie eines Regenbogens.

Auch wenn in ihren Sätzen kaum noch Fragmente einer Wirklichkeit erscheinen, knüpfen sie unverdrossen weiter an den Netzen der Sprache. Es

gibt für sie nichts außerhalb des Texts. Kein Wunder, daß sie sich in ihm verheddern. Ihre Absichtserklärung hinsichtlich dessen, was sie mit ihrem Blatt vorhaben, liest sich denn auch reichlich verwickelt: »*Kon•zeption* einer ZeitSchrift (wenn nach dieser gefragt wäre) besagt, daß hier Etwas *zusammengehalten* und ergriffen ist, was sich schon längs einer Ausdehnung verschreibt und als solches nurmehr allein in den peripherierten ZwischenRäumen eine Schrift zu sein scheint, in welcher *Kon•struktion* mit einer immer schon sich verlaufenden Zeit Schritt zu halten versucht.«[10]
Ist das nicht bezaubernd? Dieser artistische Minimal-Derridadaismus schafft spielerisch den Übergang von Brillanz zu Brillantine. Wortstrotzend gefällt er sich in dunklen Anmutungen. Seine reine Oberfläche strahlt als Tiefe. Sein Rätsel ist, daß er keins hat, wohl aber gern eins aufgeben möchte. Denn er verschwimmt in Begriffsschlieren, die nichts mehr bedeuten.
Über dieser Prosa liegt der Bann, sich aller Inhalte zu entschlagen. Sie will und soll über nichts informieren. Das Ziel ihrer Rhetorik besteht weder in einer argumentierenden Überredung des Lesers noch gar in dessen emotionaler Erschütterung, sondern in einer rhapsodischen Nobilitierung der Inhaltsleere, in einer geradezu frenetischen Gegenstandsverflüchtigung. »Um Himmels willen, bloß keine Inhalte!« würden die Autoren gewiß ausrufen, wenn sie auf einzelne Aussagen festgelegt werden sollten.
Der Gegenstandsverflüchtigung dient in anderen Texten ein Verfahren, das einmal erkämpft wurde, weil es dazu dienen sollte, Gegenstände der Wissenschaft bei mehr als nur *einem* Namen zu nennen: die Interdisziplinarität. Von der Frankolatrie wird sie nicht dazu benutzt, die Grenzen der Einzelwissenschaften zu überschreiten, um neue Forschungsperspektiven zu eröffnen, sondern sie wird ihr zum Anlaß, die Ansprüche der eigenen Grenzenlosigkeit zu demonstrieren. Diese Autoren »können« grundsätzlich alles: von der Linguistik über Philosophie, Psychoanalyse, Nationalökonomie und Kunstgeschichte bis hin zur Theologie oder Judaistik. Seltener versuchen sie sich an Begriffen aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Die tauchen eher in metaphorischer Verwendung bei ihnen auf. Und das liest sich dann so: »Rechnet die Immunisierung einer implosiven Nomade mit der Verabsolutierung ihres Störfaktors – hypostasiert sie die Struktur des Namens.«[11] Oder, auch sehr hübsch: »Die moderne Linguistik, allen voran Lacan, installiert sich im Maschinenraum der rückwärts gewendeten Autoplastik.«[12] Wer solche Sätze schreibt, darf auf öffentliche Anerkennung seines Größenwahns als akademischer Berufskrankheit hoffen. Nicht umsonst setzt sich neuerdings im frankolatrischen Sprachgebrauch die Rede von der *Trans*disziplinarität durch. Wer sich ihr verpflichtet weiß, dem haben sich oft genug die Gegenstände verflüchtigt. Er ist ihnen ganz einfach voraus und kommt auch recht gut ohne sie aus.
Manche Autoren gehen so weit, ihre Schlampigkeit als Widerstandshand-

lung oder gar als Vorschein einer angestrebten Erlösung auszugeben. Sie »leiden an der Gesellschaft als an einer Verwahranstalt«. Einer von ihnen fragt sich: »Täusche ich mich oder wäre *der* erlöst, der in der Verwahrlosung eine gewisse Vollkommenheit erreichte... Und wo könnten wir die Vollkommenheit der Verwahrlosung früher erreichen als im Sprechen?«[13] Kann denn dem Jungen nicht *anders* geholfen werden? Vielleicht wurde nicht alles mit ihm versucht. – Aber offenbar *will* er ins Heim. Schade um ihn.

Aber so sind sie nun mal. Jeder spürt etwas Subjektauflösung, ein bißchen Ende der Geschichte, die »universelle Simulation« als »durchgängige Fiktionalisierung«[14] oder zumindest den »FaderBruch der Losigkeit«[15]. Wohin soll das nur führen? Ist die »Agonie des Realen« tatsächlich ein »apokalyptischer Maskenball«?[16] (Die dies schreiben, geben im Grunde das Gegenteil zu verstehen. Sie nennen sich schließlich »G. Lächter« und finden das offenbar komisch.)

Ein anderer *meint* zweifellos, was er zu Papier bringt, wenn er sich zu einem Lieblingsthema der Frankolatrie, der besonders ausgebufften Deutung von Texten, äußert. Unter Berufung auf französische Arbeiten über Kafka schreibt Rudolf Heinz, ein leibhaftiger Philosophieprofessor der Universität Düsseldorf, den denkwürdigen Satz: »Die versuchsweise praktizierte Textgnosis (...) ersetzt die Konsumtionshypostasierung – Vorgabe der Nachträglichkeit der Sättigungsataraxie (›voluptative‹ Erschöpfung) als Subjektivitätsautonomie (das also war es/das also bin ich) durch die reproduktiv-produktive Einlassung in den gebrochenen Produktionsgrund (Atopie der ›Einbildungskraft‹ o. ä.) selber.«[17]

Ist das Papier, das solche Sätze trägt, nicht um seine Geduld zu beneiden? In der Konkurrenz des laufenden Schwachsinns wird Dietmar Kamper sich in Zukunft mit einem zweiten Platz begnügen müssen, obwohl ihm im Vorjahr fälschlich der erste zuerkannt wurde.[18] Einer, den er gerade habilitiert hat, ist ihm auch schon auf den Fersen. Denn er gab die folgenden Bemerkungen zum besten:

»Der Phallus Phi steckt hinter dem Phantasma, das eine notwendige imaginäre Formation des Begehrens ist. Der Phallus bedeutet das Pulsieren vom Objekt zum Subjekt und umgekehrt, die doppelte Bewegung des Symbols. Er bezeichnet den Ort des Lusterlebens und der Produktion bzw. des Verlustes. Er ist nicht mit dem einzigen Zug identisch zu setzen, obwohl er es auch sein kann. Die Dominanz des einzigen Zuges im Diskurs bedeutet die Verfügung über den Phallus als Usurpation.«[19]

Es gibt offenbar im akademischen Betrieb heute wenig Möglichkeiten, gegen diese Form des versuchten Geheimnisverrats Stellung zu beziehen. Im Gegenteil: er wurde schon vor einigen Jahren öffentlich mit einer Promotionsurkunde honoriert. Eine Empfehlung als Nachwuchskomiker

konnte und sollte das gewiß schon damals nicht sein. Denn selbstverständlich gab's beim Lacancan für Eingeweihte nichts zu lachen. Wer dran glaubte, bemerkte kaum die Pointen.

Im Ernst: Die Adepten der Frankolatrie wollen vor allem eins nicht – verstanden werden. Vielmehr wehren sie bereits den Anspruch des Verstehens als Zumutung ab. (Daß es auch dabei Unterschiede sogar unter ihren Vordenkern gibt, belegt etwa die von Searle berichtete Äußerung Foucaults, der Stil Derridas sei ein »obscurantisme terroriste«.[10]) Jedes Begreifen scheint ihnen vom Übel. Sie wittern darin den verfügenden Zugriff einer allgegenwärtigen Macht, der sie sich um keinen Preis aussetzen wollen. Begriffe sind für sie nur sprachliche Formen jenes Allgemeinen, für das sie meist den Namen »System« parat haben. Ihm gilt ihr unversöhnlicher Haß. Er richtet sich *deshalb* auch auf die Sprache der Begriffe, weil sie in ihr das Modell und Medium der gesellschaftlichen Herrschaft sehen. Völlig unverständlich erscheint ihnen der Gedanke, die Sprache könne auch ein Mittel der Versöhnung sein oder gar politisch und juristisch Freiheitsgarantien sichern.

Sie betreiben, paradox genug, eine gezielte Kommunikationsverweigerung und bedienen sich doch zugleich eines konventionellen Kommunikationsmediums. Was sie schreiben, klingt nach wie vor, als handle es sich um deutsche Sätze. Ja, diese Sprache hält trotz allem Unsinn, den sie uns oft zumutet, augenscheinlich am Duktus wissenschaftlicher Rede fest. Sie geht nicht einfach in Begriffslyrik über. Denn ihr fehlt die gesteigerte Expressivität des einsamen Sagens ebenso wie das kunstvolle Parlando beiläufig wirkender Ausdruckssicherheit. Mit Poesie hat sie nur so viel gemein, daß auch sie eine durchgängige Fiktionalisierung der Welt im Medium von Texten betreibt und nicht in erster Linie Informationen übermitteln oder gar eine Argumentation entfalten will.

Nein, Argumentation ist die Sache dieser Autoren nicht. Sie gliedern ihre Arbeiten selten in eine Abfolge überprüfbarer Einzelschritte, welche die Möglichkeit einer Widerrede einräumen. Sie nehmen den Leser nicht an die Hand, stellen ihm keine Fragen und beweisen ihm nichts. Er kommt bei ihnen höchstens insofern vor, als sie bemüht sind, sich ihm zu entziehen. Aber auch das wird ihm nur indirekt mitgeteilt. Die Mittel, mit denen es geschieht, reichen von gehäuften Zweideutigkeiten und gesuchten Paradoxa über absichtslose Unklarheiten bis hin zu gezielter Desinformation. Dadurch gewinnen frankolatrische Texte etwas Monologisches. Gerade weil sie sich vorrangig auf sich selbst konzentrieren, fehlt ihnen beinahe nie ein Hang zum Narzißmus. Der kann sich als Esoterik einzelner oder als Sektierertum kleinerer Gruppen äußern. Immer aber gilt: Nur nicht durch Begriffe behaftbar sein!

Dem regelrechten Nacheinander einer diskursiven Ordnung der Rede ziehen viele Autoren die gleitende Folge von Metaphern vor. Aus den Begriffen flüchten sie zu den Bildern. Der Affekt gegen die Linearität der Sprache führt bei ihnen dazu, daß sie glauben, nach Metaphern geradezu süchtig zu sein. Der Sog, dem sie sich dabei überantworten, erscheint ihnen darum als so verführerisch, weil er ihnen das Gefühl vermittelt, nicht mehr begründen zu müssen, was sie sagen. Bilder, so glauben sie, erlauben keine Nachfragen. Sie sind, wie sie sind. Einfach so.

Emphatisch verkündet *Delta Tau Null*: »Mit dem Parameterwechsel vom Begriff zum BILD, mit dem Wechsel von der symbolischen Ordnung der Sprache in den BiltRaum der Simulakren stehen wir in der Schwelle zwischen dem ZeitRaum der Geschichte und dem ZeiTraum der Gesichte.«[21]

Kaum ließe sich eine Ermäßigung des Anspruchsniveaus mit mehr gestyltem Bildungsschmus verkünden. Statt ihren Gedanken Beine zu machen, stellen diese Sätze die Sprache auf Stelzen. Verabschiedet werden sollen mit ihnen, worin sie doch formuliert sind: die Begriffe. Eine kopflastigere Sprache als diese, die so gern das Gegenteil sein möchte, ist schwer vorstellbar. Sie würde am liebsten in Bildlichkeit ertrinken und will nicht wahrhaben, daß ihr die Ersetzung der Begriffe durch Metaphorik nur halb gelingt. Sie kann das eine nicht lassen und das andere nicht tun. Denn sie klebt an dem Intellozentrismus, von dem sie sich befreien soll. Statt sprachlichem Saftgulasch bietet sie Gedankenschonkost, statt flüssiger Süffigkeit ein quatschendes Gepansche.

Nur wo sie bis zum Hals im Wasser steht, fühlt sich die Frankolatrie in ihrem Element. Vollends wo sie ins Schwimmen gerät, wähnt sie sich ihrem Ziel nahe, auch die Wissenschaften zum Verschwimmen zu bringen. Denn es geht ihr darum, sie gleichsam von innen her zu delegitimieren. Die bisher angeführten Zitate sind daher mehr als nur komisch. Sie sollten nicht mit jenen Stilblüten verwechselt werden, welche die Eingebildeten unter ihren Verächtern seit jeher dazu verleitet haben, die Wissenschaftssprache für höheren Blödsinn zu halten. Nein, die Frankolatrie will mehr; sie möchte durch gezielte Sprachentstellung zu einer Delegitimierung wissenschaftlicher Diskurse gelangen. Würde sie sich nicht in hirnschmierigen Schlieren verlieren und gelangte sie in ihrem legitimen Protest gegen die Sklerotisierungen des Wissenschaftsbetriebs über eine (gewiß nicht zu vereinnahmende, allerdings kaum subversive, sondern eher lächerliche) Scharlatanerie hinaus – dann müßte sie verdammt ernst genommen werden. Denn sie will nicht zur Erheiterung der Allgemeinheit beitragen, sondern zu deren Destruktion. Mit ihren Angriffen auf die Diskurse der Wissenschaften will sie, ihrem Selbstverständnis zufolge, Entstellungen der Sprache nicht als rhetorische Mätzchen vorführen (die sie bisher meist sind), sondern als

Wundmale eines Leidens an der Allgemeinheit der Begriffe. In ihnen sieht sie die Anzeichen einer Krankheit zum Tode. Diese Wissenschaftsmode will allen Ernstes die letzte sein. Noch vor ihrem eigenen Ende möchte sie das der Wissenschaften erleben. Das macht ihre Katastrophenbereitschaft weniger lächerlich als gefährlich.

Anmerkungen

1 Vgl. Th. W. Adorno, *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*, Frankfurt 1964.
2 M. Heidegger, *Was ist Metaphysik?* (1929), Nachwort zur vierten Auflage von 1943, Frankfurt ^{7}1955, S. 49.
3 M. Heidegger, »Aus einem Gespräch von der Sprache zwischen einem Japaner und einem Fragenden«, in: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1975, S. 90.
4 K. Jaspers, *Der philosophische Glaube*, München 1948, S. 125, zit. nach Adorno, a. a. O., S. 41 f.
5 Nicht genannter Autor, zit. nach U. Pörksen, »Vom pseudowissenschaftlichen Jargon«, in: *Die Neue Rundschau* 85 (1974), S. 213.
6 Nicht genannter Autor, zit. nach Pörksen, a. a. O., S. 221.
7 W. Benjamin, »Zentralpark«, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, Frankfurt 1980, S. 677.
8 Vgl. G. Simmel, *Philosophie der Mode*, Berlin 1905, S. 8.
9 R. Krokowski und C. Kupke, »Vermessungen zur Konzeption und Konkursionen einer Verkürzung«, in: *Delta Tau Null. ZeitSchrift für TopoLogie und StrömungsKunde*, Berlin 1985, S. 3
10 A. a. O., S. 4.
11 D. Hombach, »Philosofiction«, in: *Zukunft als Gegenwart. Zeta 01*, Hg. D. Hombach, Berlin 1982, S. 84.
12 Ebda.
13 N. Bolz, »Was kommen wird in uns. Literarische Anzeichen«, in: *Zukunft als Gegenwart. Zeta 01*, Hg. D. Hombach, Berlin 1982, S. 12.
14 G. Bergfleth, »Baudrillard und die Todesrevolte«, Anhang zu: J. Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, München 1982, S. 368 f.
15 R. Krokowski und C. Kupke, a. a. O., S. 8.
16 G. Lächter, »Der symbolische Plausch und das Leben (oder: Baudrillard und die Dilletanten des Wunders)«, in: *V max. Die Zeitschrift auf der Überholspur*, Nr. 2, Berlin 1985, S. 5.
17 R. Heinz, »Von der Depotenzierung der Hermeneutik und/oder der Psychopathologie. Franz Kafka: ›Gespräch mit dem Beter‹«, in: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse* 2/3 (März 1982), S. 168.
18 Vgl. K. Laermann, »Das rasende Gefasel der Gegenaufklärung. Dietmar Kamper als Symptom«, in: *Merkur* 39 (1985), S. 211-220.
19 A. Lipowatz, *Diskurs und Macht. Jacques Lacans Begriff des Diskurses. Ein Beitrag zur politischen Soziologie*, Marburg/Lahn 1982, S. 110.
20 J. J. Searle, »The Word Turned Upside Down« (Rez. von J. Culler, *On Deconstruction*, Cornell Univ. Press), in: *The New York Review of Books*, 27. 10. 1983, S. 77.
21 R. Krokowski und C. Kupke, a. a. O., S. 10 f.

... damit das Denken die Richtung nicht verliert

1932: Das Jahr, in dem politisch die Weichen gestellt werden, ist auch für Gerhart Springe, Jahrgang 1902, Kandidat an der TH Berlin, und seinen arbeitslosen Freund Peter G. Harrings das Jahr der Entscheidung: für den nationalen Sozialismus Gregor Strassers oder gegen die Hitler-Bewegung. Peter Mosler läßt Springe erzählen: von seiner Suche nach Orientierung, seinen Streifzügen durch Berlin und seinem Weg durch dieses aus den Fugen geratene Jahr.

Erzählung 204 S., 24,– DM

Helmut Kohl: Zur Eröffnung der Franfurter Buchmesse 1984: „Auch die Sprache der Politik kennt Fluchtbewegungen: es gibt die Flucht in hektischen Wortreichtum, um nichts mitzuteilen, es gibt die Flucht in politische Sprachspiele. Da werden Begriffe besetzt, umgedeutet, konstruiert, aufgebläht, demontiert."

Dietz Taschenbuch
224 S., 12.80 DM

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Ulrich Enzensberger
Hier spricht der automatische Anrufbeantworter

»Hier ist der automatische Anrufbeantworter Lukas Meier 1 23 45 67. Ich bin zur Zeit nicht zu Hause. Sie können aber eine Nachricht auf Band hinterlassen. Ich rufe Sie dann so schnell wie möglich zurück. Bitte sprechen Sie jetzt.«
Lukas Meier war ihm irgendwie ein Greuel. Er, Kurt, hätte immer statt »so schnell wie« »so schnell als« gesagt. Lukas war einer von denen, die es irgendwie schon geschafft hatten, nicht verbeamtet zu werden, aber allzu stolz darauf waren. Merkwürdigerweise war er damit immerhin schon beim Fernsehen gelandet. Serie. Er soff für Kurts Geschmack einfach zuviel Rotwein.
»Tut mir leid«, stellte Kurt mit hart herausartikulierten Konsonanten fest, »hier nur Kurt Bodenstedt, der aber deine Idee, uns heute mit Sylvie zu treffen, ausgesprochen großartig findet. Banane!«
Kurt legte auf, griff sich Schal und Jacke und stellte erst im Auto fest, daß er vergessen hatte, seinen Anrufbeantworter nach dem Telefonat wieder anzustellen. Er mußte noch einmal umkehren.

Inzwischen machte sich Sylvie gerade zum Ausgehen fertig. Sie zog mit dem Finger die Augenbraue hoch, starrte in den Spiegel und malte die Flächen über den flatternden Wimpern rot. Das Telefon klingelte. Sie malte gespannt weiter. Wenn es Gabi war, würde sie abnehmen. Sie hatte den Lautsprecher des Anrufbeantworters hochgedreht. Sie hörte zunächst ihre eigene Nachricht: »Ja!!!... Der Frühling! Ich bin am Kreuzberg und suche nach ein paar Blümchen und... wenn ihr auch wartet, daß es taut, sprecht erst mal auf die Maschine, denn die hör ich schneller ab, als daß der Frühling kommt!«
»Hallo!« rief eine Stimme. Sie erkannte sie nicht gleich. »Hallo, Sylvie, bist du da?« Merkwürdig. Es klang wie Lukas Meier. Das war ja hochinteressant. Was der nur wollte? Aber bevor sie am Anrufbeantworter war, hatte er schon wieder aufgelegt. Wo bloß ihre rote Tasche lag, mit ihrem winzigen, eisernen, roten Adreß-Karteikasten!

Es war dumm, daß er auch Bodenstedt nicht erreichte. Offensichtlich war

Kurt weggegangen, ohne seinen Anrufbeantworter anzustellen. Lukas Meier versuchte es erneut. Merkwürdigerweise war die Maschine von Bodenstedt jetzt plötzlich an.
»Wenn Sie mir das Haar gebürstet haben, möchte ich Miss O'Brian in Venedig sprechen«, hörte er eine Männerstimme sagen. Es war nicht die erste Filmszene, die Kurt in einer Message verarbeitet hatte.
»Miss O'Brian«, entgegnete scharf eine weibliche Stimme, »ist in Paris, Sir!« Die Stimme bebte vor Empörung. »Sie wohnt da mit keinem Geringeren als Mister Hoss!« –
»Es gibt keinen Geringeren als Mister Hoss!« –
Nun endlich setzte die Stimme von Kurt ein. »Na gut...«, sagte sie, »hier ist kein Geringerer als Mister Bodenstedt. Ich bin zwar nicht in Paris, aber ich lasse mir gerade die Haare bürsten und deshalb müssen Sie mir Nachrichten hinter dem Pfeifton hinterlassen.«
Lukas rief laut »Kurt!« in den Hörer. »Kuuuuurt!«
Kurt nahm nicht ab. Wahrscheinlich lag er gerade in der Badewanne und spitzte die Ohren, während er sich von einer Blondine genüßlich die Zehennägel schneiden ließ. Lukas Meier blendete einen Augenblick lang der Haß. Das gußeiserne Lächeln, mit dem Kurt auf seinen Beach-Partys Karibische Cocktails auszuschenken pflegte, die weiten, amerikanischen Hosen, die er dabei trug, und sein Papagei hatten offensichtlich Erfolg.
»Hier Lukas«, sagte Meier also etwas widerstrebend. »... Du Kurt, kannst du mich wegen heute abend gleich nochmal anrufen? Ich habe Sylvie nicht erreicht. Danke. Ciao!«

Gabi machte die Tür auf, stellte die zwei vollen Einkaufstüten und die Gitarre auf dem Flur ab und sah sofort, daß das grüne Lämpchen an war. Sie trat mit dem hohen Bleistiftabsatz am schwarzen Lackschuh die Tür hinter sich zu und kniete sich vor den Apparat. Die Gitarre tönte noch dumpf nach, als nach einem Piepser die Ansage kam.
»Gabi, bist du's?« fragte eine sehr, sehr alte Frauenstimme. »Ja, Herrschaft, was ist denn das...« Ein Klicken. Piepston. »Du Vater! Komm einmal her! Ja gibt's das! Das ist ja ein Kind!« – »Was soll das jetzt schon wieder sein!« Es war die Stimme von Gabis Großvater, allerdings im Hintergrund.
Gabis Gesicht verzog sich zu einem ungläubigen Staunen. Piepston, Klakken, Piepston. Dann die Stimme eines achtzigjährigen Schulmädchens, das etwas von einem Zettel ablas:
»Liebe Gabi! Zu deinem 40. Geburtstag, den du übermorgen feierst, wünschen dir deine Großeltern alles, alles Gute.«
Sie fiel vor Lachen auf den Hintern. Sie schrie, sie schlug sich auf die Schenkel, um die sich feine Spitzenstrumpfhosen spannten. Das mußte sie unbedingt Sylvie erzählen. Sie nahm den Hörer ab und wählte die erste

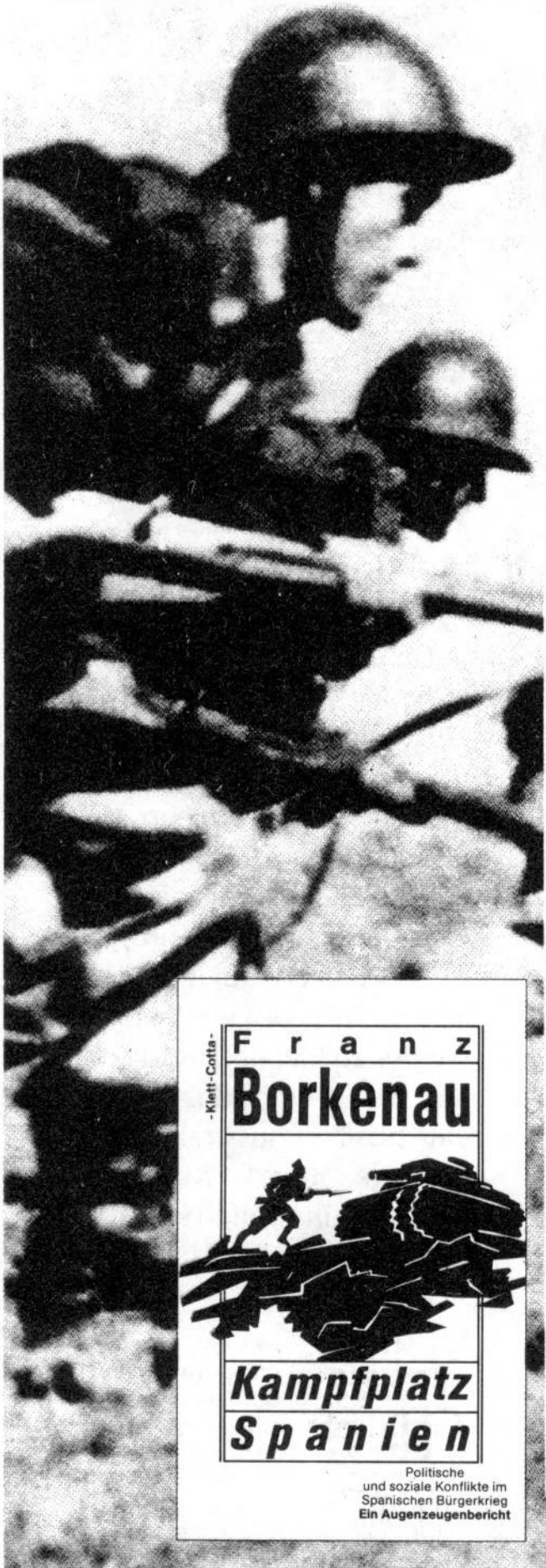
Ziffer. Sie hatte die Maschine nicht abgeschaltet. Laut und unaufhaltsam tönte ihr deshalb ihre eigene Ansage entgegen. Pepsi hatte die Message gesprochen, das Kind von Sylvies Bruder, ein kleines Mädchen mit süßer, nuscheliger Stimme, das öfter mal ein Wochenende bei Sylvie war.
»Hallo«, sagte die süße Kleine, »Gabi ist nicht zu Hause, aber ich bin so gespannt, wer mich angerufen hat. Bitte laßt eine Nachricht hinter dem Feifton danke schüs...«

Lukas Meier war in diesen Tagen dabei, einen größeren Essay über die Aporien der Versorgung zu beenden. Er versuchte wieder einmal, seine Überlegungen durch eine konkrete Recherche zu krönen, indem er bei seinem Zahnarzt anrief.
»Hier automatischer Anrufbeantworter 98 76 54, Josefsplatz 7, Zahnarztpraxis Doktor Konstanz. Meine Praxis ist zur Zeit nicht besetzt. Bitte rufen Sie während der Sprechzeiten an. In dringenden Schmerzfällen rufen Sie bitte die Telefonnummer 114 an. Sie erfahren dort die Nummer des Zahnärztlichen Notdienstes. Danke für Ihren Anruf, das Gerät schaltet jetzt ab.«
Die Telefonnummer 114 lieferte einfach nichts. Kein »Halihalo, kein Anschluß unter dieser Nummer«, kein Besetztzeichen, kein Freizeichen, kein feines Rauschen, von Ansage keine Rede, rein gar nichts.
Meier beschloß, seinen Essay auf diese vieldeutige Einzelheit hin zuzuspitzen. Als er mit einer dicken Salami-Scheibe und einem kleinen Stück Brot wieder aus der Küche kam, klingelte das Telefon. Vielleicht war es Irene, die er um keinen Preis sprechen wollte. Er wartete, bis das Klingeln verstummte. Dann versuchte er es noch einmal bei Sylvie. Es war wieder besetzt.

Kurt Bodenstedt hörte, nach Hause zurückgekehrt, erst einmal das Band ab. Als Meiers Nachricht kam, erfaßte ihn die alte Empörung. Lukas mit der Rotwein-Nase, auf den kein Verlaß war! Kurt rief Sylvie an. Sie hatte eine neue Ansage.
»Ich weiß die letzte Message hat euch genervt deshalb mach ich jetzt eine neue auch wenn mir dazu die Zeit fehlt«, sagte sie nun ohne Punkt und Komma in einem wahnsinnigen Tempo. »Du mußt ganz schnell nach dem Pfeifton sprechen sag nur deinen Namen und deine Adresse auch wie es dir sonst geht komm nicht mit der Ausrede du kannst Maschinen nicht leiden das gilt bei mir nicht und nach dem Signalton, warte aber bis er ertönt, sonst schluckt die Maschine deine Nummer.«
Das Wort Nummer klang, als hätte sie etwas am Hals gepackt, und ging direkt in einen blitzschnell absaufenden Pfeifton über.

Inzwischen hatte Lukas Meier es auch bei Kurt versucht. Ebenfalls besetzt. Entnervt schaltete er die Maschine ein und stellte den Lautsprecher ab. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, aber ein mehrmaliges, abgebrochenes Klingeln signalisierte ihm unüberhörbar, daß irgendjemand immer wieder anrief. Schließlich konnte Lukas nicht mehr. Auf dem Band war eine Nachricht von Sylvie (»Hallo, Lukas, warst du das vorhin? Ruf mich doch bitte noch einmal an...«) und eine Message von Kurt, Sylvie sei bei einer Gabi zu erreichen unter der Nummer 49 68 57. Lukas wählte Gabis Nummer. Eine Frauenstimme sagte:
»Hallo, Lukas, ich bin gerade Zigaretten holen gegangen. Sylvie ist noch nicht da, sie will aber bis acht Uhr kommen. Ich wohne Hauptstraße 14, an der Tür steht Müller. Versuch es in zehn Minuten nochmal oder komm einfach her. Wenn die Haustür unten zu ist, klingel einfach kurz von der Zelle aus durch, tschüs.«

Das Ende ist schnell erzählt. Lukas Meier stand in der Telefonzelle vor Gabis Haus. Er hatte eben noch einmal bei Sylvie angerufen. Ihre neue Nachricht, eine rasende, springende, perlende Wortkaskade, lautete:
»Ich bin nicht zu Hause ihr könnt mir hier auf diese Maschine eine Nachricht sprechen mit eurem Namen und eurer Telefonnummer und wenn ihr es ganz eilig habt könnt ihr mich anrufen unter der Nummer 49 68 57. Da hängt auch eine Maschine dran, aber wenn ihr laut ruft bin ich vielleicht zu Hause sonst sprecht auch eine Nachricht tschüs.«
Und Kurt Bodenstedt? Ließ er sich gerade von Gabi die Haare bürsten? Reifenquietschen. Schüsse. Eine Männerstimme, synchronisierte Serie: »Wo steckt er? Raus mit der Sprache...« Wimmern. Ein Faustschlag. Keuchen. Eine Telefonwählscheibe. »Hör zu, Cockney... Er ist uns gerade mit dem Taxi in die einhundertvierundfünfzigste Straße entwischt...«.
Meier stützte sich gegen die Scheibe. 49 68 57 war die Nummer von Gabi. Er rief noch einmal dort an.
»Bitte sagt nichts auf meine Maschine«, sagte ein zartes, süßes, nuscheliges Kinderstimmchen, offensichtlich ein kleines Mädchen. »Wenn ihr eine Nachricht habt sprecht vor dem Feifton seid danach ganz still und legt dann einfach auf tschüs...«
Lukas Meier sah noch einmal auf seinen Zettel und holte tief Luft.



50 Jahre danach:

17. Juli 1936: In Spanisch-Marokko erhebt sich General Franco gegen die gerade fünf Jahre alte spanische Republik. Gleichzeitig putschen nach einem vorher vereinbarten Plan in Andalusien und in Nordspanien andere Generäle. Die östliche Hälfte mit der Hauptstadt Madrid bleibt in der Hand der Republikaner. Sie werden durch die »Internationalen Brigaden« und sowjetische Waffenlieferungen unterstützt, während faschistische italienische Milizen und die von Hitler entsandte deutsche »Legion Condor« Franco zu Hilfe kommen. Der Spanische Bürgerkrieg wird zu einer die ganze Welt spaltenden Streitfrage. Am Ende dieses grausamen Gemetzels werden 1,2 Millionen Tote zu beklagen sein, und Spanien wird in die über 36 Jahre währende Franco-Diktatur geführt werden.

Am 5. August 1936 fährt Franz Borkenau nach Barcelona. Er kommt als Beobachter und Wissenschaftler. Zwei nicht ungefährliche Reisen unternimmt er während des Krieges, führt Tagebuch, interviewt zahllose Informanten. Zurück im Exil, wertet er die Notizen aus und schreibt, Tagebuch und Analyse zugleich, »The Spanish Cockpit«, das er um die historischen Hintergründe und um eine Schlußanalyse erweitert. Sein Buch wird als die beste, scharfsinnigste und, im nachhinein betrachtet, prognostisch richtigste Analyse des Spanischen Bürgerkrieges anerkannt. Im Deutschland Hitlers kann es nicht erscheinen und gerät so, überschattet von den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs, in Vergessenheit. Unter dem Titel »Kampfplatz Spanien« wird es hiermit erstmals dem deutschen Leser zugänglich gemacht.

Franz Borkenau:

Kampfplatz Spanien

Politische und soziale Konflikte im Spanischen Bürgerkrieg
Ein Augenzeugenbericht
Aus dem Englischen übersetzt von Werner Steinbeiß
370 Seiten, Linson mit Schutzumschlag, 34,– DM
ISBN 3-608-93088-4

Klett-Cotta

Ryszard Kapuściński
SCHAH-IN-SCHAH
Aus dem Polnischen von Martin Pollack
Gebunden DM 29,80

»Kapuściński schreibt Parabeln in Form spannender Romane« (*FAZ*). Seine Bilder aus dem Iran im Jahre des Umsturzes sind in ihrer Mischung aus exakter Dokumentation und eigener Reflexion ein Meisterwerk.

Kiepenheuer & Witsch

«Ich glaube, daß hier in Mitteleuropa ein geistiges Vakuum entstanden ist. Dadurch sind wir in bestimmte Katastrophen hineingekommen. Es gilt jetzt, durch eine Zusammenarbeit zwischen den mitteleuropäischen Völkern – und ich glaube, daß zur Zeit diese geistige Gestalt in den mitteleuropäischen Völkern auch vorhanden ist – dieses geistige Vakuum wieder zu füllen. Das ist eine Macht, die eine ganz andere, eine positive Ausstrahlungskraft hat gegenüber der Macht, die durch die in Waffen kristallisierten, negativen Gedanken entsteht.» *Otto Schily*

VERLAG FREIES GEISTESLEBEN

Mitteleuropa im Spannungsfeld der Gegenwart
Dokumentation des Wittener Kongresses vom November 1985.
Hrsg. von Stefan Leber.
182 Seiten, kart.
DM 22,–
ISBN 3-7725-0860-X

Valentin Braitenberg
Lalula
Das Nichtverstandenwerdenwollen und die Sprache

Wenn man so will, tun wir alle dasselbe: wir fügen der Menge des Gesprochenen neue Sätze hinzu. Jedes Wort, das gesagt wird, verändert den Korpus der Sprache ein für allemal, vergrößert ihn, zwingt die kommenden Sprecher zu erhöhter Aufmerksamkeit. Wortneubildungen bieten neue Wortwahl an, gebrochene Regeln sind abgelöste Sandkörner aus den verschiebbaren Dämmen der Grammatik.
Natürlich hat das Gesprochene auch außersprachliche Wirkungen. Politiker verspielen die Gunst von Millionen durch ein ungeschicktes Wort. Professorenfamilien werden vom Staat durchgefüttert als Lohn für einige originelle Formulierungen des Papas. Verbalinjurien werden mit der Auslöschung eines Lebens beantwortet. Süße Worte erweichen die Hüften und leiten die Erzeugung neuen Lebens ein. Schlacken des Gesprochenen führen zur Trennung von Tisch und Bett. Ein ungeheures Sediment von Geschriebenem hält, sich täglich vergrößernd, einiges von dem Gesprochenen fest. Aber das Gesprochene, alles Gesagte wirkt auch ungeschrieben eine Ewigkeit nach.
Wenn die Geschichte der Menschheit interessanter ist und immer interessanter wird als das Sich-gegenseitig-die-Köpfe-Einschlagen der frühen Anfänge, so deshalb, weil sie immer mehr zur Geschichte des Überlebens von sprachlichen Strukturen wird, statt von Menschen und Rassen. Daß das nicht dasselbe ist, bemerken auch die indogermanischen Chauvinisten, wenn sie sich wundern, wie sonderbar verschieden doch die indogermanisch sprechenden Menschen (= die Arier) heutzutage aussehen: Zigeuner, Schweden, amerikanische Neger, Juden, Indianer etc.

Ursprung der Sprache

Sprechen ist menschlich. Irgendwo beim Übergang vom Affen zum Menschen – ich würde sagen: diesen Übergang markierend – fängt das Hirn zu wachsen an und wächst unverdrossen weiter bis in die Jetztzeit. Ein Ende des Wachstums ist aus der Form der Wachstumskurve nicht abzusehen. Ich zweifle nicht, daß der Knick in der Gehirnentwicklung mit dem Beginn der Sprache zusammenhängt. Von da an verkompliziert der Mensch selbst seine

Umgebung, indem er über sie spricht. Wie der Korpus des Gesprochenen wächst, muß der Kopf mitwachsen. Der Mensch wird zunehmend ganz Kopf. »Pall dr Kopf å isch, hât dr Ohrsch Feiråbmp« (pall = wenn, å = ab, Feiråbmp = Feierabend; aufgeklaubt von Mary Pound im Vinschgau, dem Tal der denkenden Tiroler).

Was ist das, Sprache? Wir müssen uns das Phänomen am Ursprung vorstellen. Eine Horde von (schon etwas besseren) Affen trifft in Afrika auf eine andere, entfernt verwandte, aber verfeindete. Die Rauferei geht los, es geht um Jagdgründe. Alle fauchen, grunzen und piepsen ganz fürchterlich in den Tönen des ihnen angeborenen Repertoires emotionaler Lautgebung. Aber die von der einen Horde mischen unter die Elemente dieses martialischen Gesangs einige kleine, unauffällige Silben, die bedeuten: jetzt sollen der Sepp, der Franz und der Hias hinter dem großen Stein ungesehen seitlich an den Feind heran, während der Toni und das Joggele auf die schiefe Palme steigen und durch eine Kokosnußbombardierung die ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Affen von der anderen Horde verstehen gar nichts, gehen prompt in die Falle und ziehen blutend, hinkend und gedemütigt ab. Es wird gefeiert. Das müßige Spiel mit den Silben, denen man aus reiner Tollerei Bedeutungen zugemessen hat, die man aus ihrem Klang nicht erraten kann, hat sich gelohnt und soll weiter verfeinert werden. Das Gehirn setzt zum großen Wachstum an. Die Nachkommen der geschlagenen Vettern sind für die nächsten Jahrmillionen zu äffischem Dasein verdammt, oder sie sterben aus. Die das Spiel mit den Silben verstehen, werden langsam zu dem, was sie selbst humorvoll als die Herren der Schöpfung bezeichnen.

Während gefeiert wird, machen wir unsere Überlegungen. Es sieht fast so aus, als wäre von Anfang an bei der Entwicklung der Sprache das Nichtverstandenwerden gleich wichtig gewesen wie das Verstandenwerden: von Anfang an Sprache als Barriere zwischen den unsrigen und den anderen. Weltsprache war nicht das angestrebte Ziel, sondern eine Geheimsprache zur Verständigung innerhalb der Gruppen zum Schaden der anderen. Wo sich ein Volk in mehrere Völker teilt, die getrennt ihre Wege gehen, bilden sich in kürzester Zeit (= einige Jahrtausende) ganz verschiedene Sprachen heraus, innerhalb von Jahrhunderten schon gegenseitig unverständlich. Warum haben wir es aufgegeben, jenes Indogermanisch zu sprechen, das uns jetzt als Weltsprache von Kalifornien bis zum Ganges prächtig zustatten käme? Die amerikanischen Indianer haben es mit der Vielfalt ihrer Sprachen noch weiter getrieben, die Negerstämme in Afrika auch. Es ist gar nicht leicht, jenseits der Ähnlichkeit der Wörter für kleine Zahlen eine Gemeinsamkeit zwischen Ungarisch und Finnisch nachzuweisen, zwei doch angeblich nah verwandten Sprachen. Ungarn und Finnen einerseits, Perser, Slawen, Kelten, Griechen, Lateiner und Germanen andererseits

haben sich eifrig bemüht, durch fortlaufende Veränderung ihrer Sprachnorm spezifische Idiome auszubilden, die nur der beherrschen lernt, der sich auch sonst in Kindheit und Jugend von ihren Normen prägen ließ. Das war sicher kein Verschlampen von eigentlich einheitlich sein sollenden Sprachen, sondern ein Prozeß, der der Sprachentwicklung seit frühester Zeit innewohnt: Herausbildung von Insider-Sprachen. Im Kleinen kann man das in jeder Gymnasialklasse beobachten, oder über ein paar Generationen hinweg bei der raschen Veränderung der europäischen Sprachen durch die aus den Höfen oder aus den Universitäten (z. B. Oxford) ausstrahlenden Snobismen der Aussprache und des Vokabulars.

Die Alternative einer Affenweltsprache

Diese Nebenfunktion als nationale Markierung setzt voraus, daß die Sprache zu einem erheblichen Teil erlernt ist. Die Alternative, Ausbildung einer für die ganze Art verbindlichen Sprache aufgrund eines angeborenen Alphabets von Bedeutungsträgern, ist von der Evolution offenbar fallengelassen worden, wäre aber durchaus vorstellbar im Rahmen dessen, was Verhaltensmechanismen leisten können. Man stelle sich vor, das Repertoire von Schreien, Grunz-, Schmatz-, Schnalz-, Zisch-, Pfeif- und Fauchlauten, dessen Affen fähig sind, wäre noch weiter ausgebaut worden, vielleicht bis zur Komplexität des Gesangs, den man bei Walen kennt, oder noch etwas weiter, und die einzelnen Laute hätten sich langsam entkoppelt von den Emotionen, mit denen sie einhergehen, und hätten statt dessen eine feste Beziehung zu ebenso vielen Begriffen im Geistesleben der Tiere gewonnen. Einen Laut für oben, einen für unten, einen für vorne und einen für hinten, einen für hin und einen für her, für innen und außen, für mehr und weniger, für gut und böse, für hart und weich, feucht und trocken, kalt und warm, für Verwandlung, für Bestand, für Vater und Mutter, Kind und Freund und noch ein paar für andere Tierarten und vielleicht ein paar geographische Termini wie Berg und Bach und Wald und Au sowie ein oder zwei Laute, die die Rolle von Hilfszeitwörtern spielen, und endlich ein Laut, der sicher schon vorhanden ist, für Negation. Man bedenke, welche Menge angeborener (oder wenigstens: allgemein menschlicher) Bedeutungsträger bereits in unserer Mimik enthalten ist: Freude, Kummer, Angst, Staunen, Fragen, Drohen, Flirten, Zuwendung und Ablehnung, und wieviel noch in der Gestik der Arme und Hände dazukommt. Das eben skizzierte Repertoire von Lautäußerungen mit genetisch fixierten Bedeutungen erscheint demgegenüber nicht als unrealistisch. Man könnte damit alles ausdrücken, was so einen Affen oder fast schon Menschen interessiert, und es würde, geschickte Verkettungsregeln vorausgesetzt, für die gesamte Kultur reichen. Wir wissen ja, welch kümmerlicher Bausatz von Zeichen und Begriffen Leuten wie

Frege, Peano und Russell ausreichend schien, um die gesamte Mathematik und damit, wie man zwischen den Zeilen liest, die ganze Weltbeschreibung aufzubauen.

Nationale Duftmarken

Aber es ist nicht so gekommen. Die Affenweltsprache, das angeborene Repertoire lautlicher Bedeutungsträger, ist klein geblieben, beim Menschen möglicherweise sogar kleiner geworden, als es schon einmal beim Affen war: ein paar Kicher-, Schmerz- und Schreckschreie und einige Wendungen in der Sprachmelodie (die fragende, die ärgerliche, die bittende, die beschwichtigende, die aufmunternde). Dafür kriegt jedes Kind einen Mechanismus mit, der ihm gestattet, am Ende des ersten Lebensjahres die Laute seiner Sprache zu erlernen und später die Wörter, um daraus Sätze zu bilden und in der rechten Bedeutung zu verwenden. Bezeichnenderweise findet dabei auch eine negative Prägung statt: Laute, die jedem lallenden Kleinkind zunächst spielend zur Verfügung stehen, werden bei einigen gelöscht und können nur mit größter Schwierigkeit wieder aktiviert werden: Italiener und Franzosen können, nachdem sie die Phonetik der eigenen Sprache erlernt haben, das deutsche und englische h nicht mehr aussprechen, die Deutschen und die Franzosen haben ewige Schwierigkeiten mit dem italienischen Zungen-r, Italiener, Franzosen und Deutsche mit dem englischen th etc. Die nationalsprachliche Markierung wirkt unerbittlich schon auf dem Niveau der einzelnen Laute.

Und jetzt wissen wir auch, was wir davon zu halten haben, wenn wieder einmal gestritten wird: das Eigentliche an der Sprache, sagen die einen, ist das, was sich ohne Schwierigkeit und ohne Zweideutigkeit von einer Sprache in die andere übersetzen läßt, und die anderen: das Eigentliche ist genau das, was bei der Übersetzung verlorengeht. Das sind wieder die zwei ureigenen Aspekte der Sprache, Kommunikation und Abgrenzung. Die Übersetzung durchbricht die von den Völkern zwischen sich aufgebauten Barrieren. Der, dem die Fremdheit der fremden Sprache zuvorderst am Herzen liegt, betont die Unzulänglichkeit jeder Übersetzung, weist auf die Nuancen hin, die bei den Worten seiner eigenen Sprache assoziativ mitschwingen und nur für die hörbar sind, die in derselben Welt aufgewachsen sind.

Das hat merkwürdige Auswirkungen. In Kiew sah ich an einem Gebäude ein großes schwarzmarmornes Schild, darauf in goldenen kyrillischen Lettern untereinander die beiden Wörter: ›Počtamt‹ und ›Poštamt‹, russisch-ukrainische Doppelsprachigkeit. Eine Regel der russischen Phonetik verlangt, daß ›Počtamt‹ wie ›Poštamt‹ ausgesprochen werde. Es ist nicht zu erwarten, daß ein Russe in Kiew vor dem einen Wort oder ein Ukrainer vor

dem anderen ratlos dastünde, wäre nur eins zu lesen. Aber einen der beiden Volksteile jener Stadt würde es unangenehm berühren. Die assoziativen Nuancen hängen an der Schreibweise einzelner Buchstaben. Daß der Terminus ursprünglich weder ein russischer noch ein ukrainischer war, fällt dem Besucher aus Deutschland auf, ist in Kiew aber wahrscheinlich schon vergessen. Man braucht nicht so weit zu fahren. Das südtiroler Telephonbuch bringt unter Bolzano die ganze Liste: Abart Frieda, corso Italia 17, Abate Antonio, via Gaismair 5 und so weiter, und dann im selben Band unter Bozen: Abart Frieda, Italienstr. 17, Abate Antonio, Gaismairstr. 5; bei Meran dasselbe, nur Meran vor Merano wegen der alphabetischen Reihenfolge. Sprachliche Fairneß radikal durchgehalten, aber für diejenigen beleidigend, die sich zutrauen, jederzeit ›via Gaismair‹ als ›Gaismairstraße‹ zu erkennen.

Übersetzbarkeit

Zu denen, die an den Sprachen die Möglichkeit des Übersetzens schätzen, gehöre ich. Allzu interne Sprachwitze interessieren mich nicht. Alles was dringlich, unumgänglich, elementar ist, kann mir jedes Kind aus einer anderen Sprache klar verständlich übersetzen. Natürlich bin ich nicht unempfindlich für die Stimmung, die den Unterschied zwischen der russischen und anderen slawischen Sprachen ausmacht, und ich weiß auch, wie einem Italiener in Bozen zumute ist, wenn man ihn nach der Italienstraße statt nach dem corso Italia fragt. Aber ich kann mit gleichgesinnten Menschen, nämlich solchen, denen es mehr um das, was gesagt wird, als um die Weise, wie es gesagt wird, geht, über beträchtliche sprachliche Hürden hinweg ganz ergiebige Zwiegespräche führen. So viel von einer Sprache, als ausreicht, um über die Dinge zu reden, die mich am meisten beschäftigen, habe ich bald gelernt. Ist es, weil ich mich nur für sehr einfache, primitive Dinge interessiere?

Das mag wohl sein, obwohl das, was für mich einfach und primitiv ist, einem anderen vielleicht kompliziert und künstlich erscheint. Ich will die Art von Aussagen, an denen mir liegt, so definieren: das, was sich ohne Zweideutigkeit übersetzen läßt. Bei geschriebenen Texten läßt sich das prüfen. Man nehme einen Text und lasse ihn von einem guten Übersetzer in eine andere Sprache übersetzen, dann von einem anderen in eine dritte und vielleicht noch in weitere Sprachen und dann wieder zurück in die Ausgangssprache. Wenn der Autor das Schriftstück dem Sinn nach noch als das seine erkennt, sind seine Aussagen von der Sorte, die ich meine.

Hierzu einige Bemerkungen. Man könnte meinen, ich hätte bloß auf schulmeisterliche Weise den alten Unterschied zwischen Wissenschaft und Literatur wieder aufgewärmt. Das stimmt hinten und vorne nicht. Erstens

findet man in wissenschaftlichen Journalen, nicht bloß in den soziologischen oder kunsthistorischen, nein, auch gelegentlich in denen der Physik, Beispiele einer Prosa, die den Test der Übersetzbarkeit nicht einmal beim ersten Schritt bestehen könnten. Zweitens gibt es im Rahmen der Belletristik eine Menge von Texten, die sich so wohlgeformter Begriffe und klarer Konstruktionen bedienen, daß der Übersetzer nicht anders kann, als seine Sprache mit ähnlicher Sorgfalt zu verwenden, um ebenso klare Formulierungen dem nächsten Übersetzer weiterzugeben.
Zweite, einschränkende Bemerkung: Ich habe keine Erfahrung mit Sprachen außerhalb der indoeuropäischen Verwandtschaft. Insbesondere bei solchen, die nicht über das akademische Latein und Griechisch jahrhundertelang die europäische Begriffswelt aufgeprägt bekamen (also nicht beim Ungarischen, Finnischen, Hebräischen), könnte ich mir vorstellen, daß eine ganz andere elementare Kategorisierung der Begriffswelt stattfindet, durch die die Übersetzung aus solchen und in solche Sprachen fast unmöglich wird. Ich mißtraue den Übersetzungen aus dem Altchinesischen, lese sie zwar gerne, aber mit dem Gefühl, den Übersetzer dabei besser kennenzulernen als den Autor. Ich werde eine wirklich fremde Sprache selbst erlernen müssen, zum Beispiel eine südamerikanische Indianersprache oder einen Bantudialekt, um festzustellen, wie universell meine Vorstellung der Übersetzbarkeit alles dessen, was mich interessiert, ist. Möglicherweise ist mein ganzes Denken bloß Wiederkauen von Gedanken, die die alten Römer und Griechen mir vorgekaut haben. Sind alle europäischen Sprachen in ihren gelehrten Varianten bloß Übersetzungen aus dem mittelalterlichen Universitätslatein? Das ist behauptet worden. Dann wäre es kein Wunder, daß sie untereinander gut übersetzbar sind.

Akademische Beiträge zur Sprache

Dieser Gedanke zieht mich unversehens in einen unbehaglichen Strudel. Soeben habe ich mir im Test der Übersetzbarkeit ein Instrument verschafft, das dem sogenannten vernünftigen Denken den Sonderstatus bescheinigt, den man ihm gern zubilligt, und zwar ohne daß ich selbst ihn unter Anwendung akademischer Überheblichkeit behaupten mußte. Ich habe ja so getan, als könnte es jeder selbst versuchen, Texte hin und her zu übersetzen, um die soliden Gedankengerüste zu unterscheiden von bloß hingezauberten, an Worten klebenden, mit ihren sich beliebig verändernden literarischen Eitelkeiten. Jetzt kommt der Verdacht auf, daß diese Übersetzbarkeit doch nur darauf beruhe, daß unsere Sprachen allesamt im Lauf der Zeit viel von der akademischen Überheblichkeit, und zwar von ein und derselben, aufgenommen haben: daß ihre Verwandtschaft nur etwas bestätigt, was im Grunde ganz willkürlich ist. Wie kommt man da heraus?

Die Sache ist ernst, weil die Selbstherrlichkeit meiner Zukunft auf dem Spiel steht. Ich bin nicht sicher, ob ich angesichts dieses delikaten Problems meiner störrischen Phantasie eine Theorie entlocken kann. Ich will's versuchen.

Ich habe es eingangs gesagt: im Grunde tun wir alle dasselbe, wir basteln an der Sprache. Wir Wissenschaftler produzieren Veröffentlichungen mit dem Gefühl, durch neue Aussagen alte Probleme zu lösen. Über die Berechtigung solcher Leistungen ist viel geredet worden, auch viel behauptet worden, was mir unsinnig oder zumindest einseitig erscheint. Zum Beispiel die volkstümliche Vorstellung von der Naturwissenschaft als bloßer Vermessung und Katalogisierung der Phänomene dieser Welt, Vorbereitung für ihre industrielle Ausbeutung. Daß diese Vorstellung den geistig regen Leuten die Lust an dem verdorben hat, was man englisch ›science‹ nennt, ist verständlich. Schuld daran sind wir, oder wenigstens diejenigen unter uns, die zusammen mit dem Geld, das ihnen von den Forschungsförderern überwiesen wird und das sie dringend brauchen, bereitwillig von denselben Instanzen ein Stück Moral übernommen haben, das naturgemäß aus anderen Bereichen, dem politischen und dem kommerziellen, stammt. So tut man gerne so, als wäre die ganze Wissenschaft bloß ein Zweig der Industrie. Das Phänomen ist freilich nicht neu. Als es noch die Fürsten und die hohen Militärs waren, die sich Gelehrte hielten, mußten diese die Nützlichkeit ihres Tuns durch relativ irdische Leistungen unter Beweis stellen: das Land vermessen, Springbrunnen, Festungen, Kirchenkuppeln bauen, astrologische Prognosen stellen, Blei in Gold verwandeln.

Aber von der Ferne betrachtet, und von den klügeren Fürsten und Politikern damals wie heute gelegentlich auch honoriert, stellt sich der Fortgang der Wissenschaft eher als der unentwegte Versuch dar, durch neue Formulierungen die Art und Weise, wie über die Welt geredet wird, knapper, präziser, interessanter, das heißt der Wirklichkeit angepaßter zu machen. Die Lust, die dahintersteht, wenigstens bei den potentesten Wissenschaftlern, und das sind oft auch die, die die schönsten Springbrunnen und mächtigsten Festungen bauen, ist eine ganz private Angelegenheit. Die öffentliche Auswirkung ist aber eine gewaltige, zu vergleichen vielleicht mit der von Religionen, oft in Konkurrenz mit Religion, ganz früher vielleicht von ihr nicht unterscheidbar. Ich kann mir vorstellen, daß die Philosophen (inklusive die Naturphilosophen, d. h. die heutigen Naturwissenschaftler) eine gewaltige Wirkung auf die Menschheit ausüben, und zwar über diffuse Veränderungen des Sprachgebrauchs, denen sich keiner entziehen kann, auch wenn es ihm niemals in den Sinn kommt, die Texte der Philosophen zu lesen, und er vielleicht nicht einmal ihre Namen kennt.

Es fällt allzu leicht, Beispiele aus dem Psychologenjargon hinzuschreiben. Worte wie »Frust« stellen dem Benützer neue Gemütszustände zur Verfü-

gung, bei denen der Großvater, wenn er sie ähnlich empfand, vielleicht nur eine diffuse unaussprechliche Unlust im Bewußtsein registrieren konnte. Möglich, aber nicht sicher, daß die poetischen Leistungen von Freud und seinen Kommentatoren zu den irreversiblen Veränderungen des deutschen (englischen etc.) Wortschatzes gehören und mithin weiteren Generationen das Bewußtsein einfärben werden. Die ältere Psychologie, die damals noch eine Sache der Philosophen war, hat auch viel beigetragen: man merkt es kaum mehr, daß »Emotionen«, »Gemütsbewegungen« zuerst nur in der Fachsprache definiert waren, ebenfalls »Aufmerksamkeit«, »Bewußtsein«, vermutlich auch »Besinnung« und viele andere. Bei vielen Wörtern, die aus antiken, mittelalterlichen oder neuzeitlichen Studierstuben in die Umgangssprache übergegangen sind, erkennt man den Ursprung daran, daß sie in verschiedenen Sprachen entweder als Varianten des lateinischen Fachworts (z. B. Emotion) auftauchen oder als ziemlich wörtliche Übersetzungen: ›Gegenstand‹, ›predmet‹ sind offenbar Kunstprodukte, die das lateinische ›Object‹ sinngemäß wiedergeben, ebenfalls ›Begriff‹, Übersetzung von ›Concept‹, ›rappresentazione‹, ›predstavljenje‹, Übersetzung von ›Vorstellung‹. Besonders einflußreich waren natürlich seit jeher die Physik und die Technik: wo gäbe es »energische« Menschen, wenn die Energie nicht zuerst in der Physik definiert worden wäre, und auch von einem »politischen Kraftfeld« oder von einer »attraktiven Frau« hätte man nie reden können, wäre nicht einiges von der Newtonschen Begriffswelt über die Sprache ins Bewußtsein aller redenden Menschen übergegangen. Weitere Beispiele: ›Resonanz‹, ›Polarität‹, ›Projektion‹: Wie wäre unser Innenleben ohne diese Bilder aus der Physik?

So finde ich also doch eine Lösung für mein Problem. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Übersetzbarkeit einer bestimmten Art von Texten aus einer europäischen Sprache in jede andere auf der gemeinsamen akademischen Tradition dieser Sprachen beruht. Aber dieses Einfließen von Gelehrtensprache in die Umgangssprache ist nicht etwa ein Randphänomen, keine Störung der organischen Entwicklung der Sprache, sondern etwas, was zur Sprachentwicklung entscheidend dazugehört. Zwar fügen wir alle der Sprache neue Ausdrücke hinzu, doch die Ausdrücke, die von den Gelehrten kommen, haben eine größere Überlebenschance, sofern die Gelehrten ihr Geschäft ernst nehmen, nicht nur wegen des Prestiges, das ihnen anhaftet, sondern weil sie treffend und neuartig sind. Wenn ich mich also lieber mit solchen Aussagen beschäftige, die gut übersetzbar sind, so tue ich das auch, weil diese lange Bemühung in vielen aufeinanderfolgenden Beiträgen die jeweils dem Wissen am besten angepaßten Ausdrücke geschaffen hat. Viele, die aus uralter Zeit stammen, sind auch heute noch die bestmöglichen.

Seien wir froh, daß es die immerhin einer Wirklichkeit verpflichteten Philosophen gewesen sind, die das begriffliche Gerüst unserer Sprache

geprägt haben. Anderswo waren es vielleicht die Magier: es würden dann ganz andere Texte den Test der Übersetzbarkeit überstehen, sofern Magier überhaupt Übersetzbares schaffen. Möglicherweise wurzelt die Magie in dem einen der beiden ursprünglichen Aspekte der Sprache, dem Nichtverstandenwerdenwollen, die Wissenschaft in dem anderen. Wenn das so ist, werden Magier und Philosophen weiterhin nebeneinander existieren, solange es noch lebendige Sprache gibt. Man findet Vertreter der einen und der anderen in der Medizin, in der Politik, in den Universitätsinstituten, überall.

Innere und äußere Sprache

Die Frage der Übersetzbarkeit ist für alle interessant, die miteinander sprachlich kommunizieren, selbst wenn sie nur eine Sprache sprechen. In Wirklichkeit sind wir nämlich alle mehrsprachig, mindestens zweisprachig, z. B. Schwäbisch und Hochdeutsch, meistens dreisprachig, Schwäbisch, Hochdeutsch und geschriebenes Deutsch. Spätestens beim Schreiben, oft schon beim Hochdeutschreden, zeigt sich die Übersetzbarkeit oder Unübersetzbarkeit der inneren Umgangssprache, in der sich das Denken abspielt. Da kommen ganz verschiedene mentale Konstitutionen zum Vorschein. Der eine ist in einem sogenannten gebildeten Elternhaus von Anfang an mit Fragmenten sauberen Hochdeutschs gefüttert worden, oft Entlehnungen aus dem schriftlichen Deutsch, das im Haus reichlich zitiert wird. Er tut sich später leicht, grammatikalisch korrekte Sätze zu produzieren, und hat auch mit der Wortwahl keine Schwierigkeiten, weil er keine anderen als die akademisch akzeptablen Wörter zur Verfügung hat. Ich weiß nicht, ob man solche Leute beneiden sollte; zu denen, die, wenn alle im Gespräch nach einem Ausdruck suchen, mit einer erlösenden Wortneubildung überraschen, gehören sie jedenfalls nicht. Wer so erzogen wurde, kann lange Reden halten, an denen nichts auszusetzen ist, als daß einem der Inhalt am Ende entgangen ist. Das kommt vielleicht daher, daß bei ihnen jener Filter fehlt, der bei unsereinem zwischen dem traulichen Innenleben und der sprachlichen Aussage eingeschaltet ist und der nur das durchläßt, was die Hürde dieser ersten Übersetzung genommen hat, nur das, was der Mühe der Übersetzung wert und deutlich genug ist. Mich wundert es weniger als andere, wenn man von Nabokov, ursprünglich Russe, sagt, er habe das gewandteste moderne Englisch geschrieben, wie auch Joseph Conrad, ursprünglich Pole. Auch die meisten Schreiber, die zu Hause bleiben, übersetzen ihr Leben lang aus dem heimeligen Dialekt in die Sprache, die sie in der Schule gelernt haben. Beckett, der seine Romane im erlernten Französisch schrieb und sie dann ins Englische zurückübersetzte, unterzog sich freiwillig einer noch strengeren Disziplin.

Umgangssprache der Wissenschaft

An Beckett sollte denken, wer sich darüber aufregt, daß er seine Arbeiten in englischer Sprache bei Zeitschriften einreichen, seine Vorträge auf Kongressen englisch halten muß. Das ist in den Naturwissenschaften heute so. Es würde eigentlich reichen, wenn man an Kepler und Galilei, Newton und Leibniz dächte, die sich mündlich und schriftlich im akademischen Latein miteinander unterhielten, ohne daß ihre schöpferische Phantasie unter dem Zwang der fremden Sprache gelitten hätte. Freilich, gleiches Recht für alle, es gab damals keine lateinischen Muttersprachler mehr. Heute ziehen wir Kontinentalen gegenüber den englischen und in geringerem Maße den amerikanischen Kollegen in der Diskussion oft den kürzeren und müssen bei eingesandten Manuskripten ein beleidigendes Maß von Korrekturen hinnehmen. Aber ich habe auch schon die Freude erlebt, bei Manuskripten von englischsprachigen Kollegen, deren Korrektur mir zufiel, sprachlich streng eingreifen zu dürfen: nicht jeder, der Englisch kann, kann schreiben. Vor allem aber: nicht jeder Kontinentale, der ein schlechtes Englisch schreibt, drückt sich in seiner eigenen Sprache sehr viel besser aus. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die, die sich im gemischtsprachigen Verkehr, sei es in Südtirol oder in den Naturwissenschaften, der eigenen Sprache am geschicktesten bedienen, meist die andere auch beherrschen. Die, die ihre eigene Sprache gegenüber der anderen am erbittertsten verteidigen, verteidigen in Wirklichkeit oft das Prinzip des Nichtverstandenwerdenwollens.

Schreiben

Als besonders nobel gilt seit jeher, wer das gesprochene Wort, oder das bloß gedachte, in das geschriebene übersetzen kann. Deswegen heißt der Graf so, von ›graphein‹, griechisch für ›schreiben‹. Das Geschriebene läßt sich herumtragen, vervielfältigen, speichern: es verleiht dem Schreibenden eine gewaltige Stimme über Zeit und Raum hinweg. Je gewaltiger die Stimme, umso bedächtiger die Rede, möchte man meinen, und im großen und ganzen trifft das auf das Geschriebene, besonders das Gedruckte zu. Es besteht die Möglichkeit zu korrigieren, der Schreiber kann den Entwurf zu verschiedenen Zeiten durchlesen, um ihn darauf zu prüfen, ob er verschiedenen Stimmungen und Kontexten standhält. Es kommt oft vor, daß das Geschriebene gescheiter als der Schreibende ist. In der Sprache der Computertechnik: die »Turing-Maschine« kann Rechnungen ausführen, bei denen der »endliche Automat« versagt, wobei sich die eine Maschine von der anderen nur durch die Möglichkeit unterscheidet, sich selbst Notizen zu machen und sie wiederzulesen. Ein beschränkter Geist reicht aus, um einzelne Sätze zu formulieren, dann benachbarte Sätze auf ihre Konsistenz

zu prüfen, dann ganze Seiten, um so durch wiederholte Anwendung seines begrenzten Fassungsvermögens einen Text zu produzieren, der in dem Gewebe seiner Anklänge (Text heißt Gewebe) einen Geist aufleuchten läßt, den man dem Schreibenden mit Recht nicht zutraut. Der Akt des Schreibens wirkt als Intelligenzverstärker. Texte entfalten sich eigengesetzlich. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Autor ist oft enttäuschend. Dieser kann so wirken, als hätte er seine eigenen Schriften nie verstanden, was vielleicht auch stimmt. Der Autor ringt beim Schreiben mit einem Widersacher, dem entstehenden Text, der ihm überlegen ist. Deswegen leidet der Schreiber, und je besser er schreibt, desto mehr leidet er, der Unterliegende, dem Text Unterworfene (nicht, wie man manchmal hört: je mehr er leidet, desto besser schreibt er).
Ich habe eine alte Schreibmaschine gekauft, auf deren Bauch der Besitzer die Inschrift angebracht hat: »Da questa macchina viene fuori tutto quello che vuoi.« Wahrlich eine wundersame Maschine, die alles hervorbringt, was man will. Vor dieser Maschine sitze ich beklemmt angesichts der Unendlichkeit der möglichen Aussagen, aus denen ich die meine auswählen muß. Aber wenn die Maschine zu klappern beginnt, ist es mir, als sollte ich die Inschrift ändern: Wenn einer weiß, was er will, so ist er schon halb verloren.
Ein amerikanisches Frechmaul hat vor kurzem einmal gesagt: »Most of the writing that's being done today is not writing at all, it's just typing.« Man möchte gerne wissen, was das Schreiben vom Tippen unterscheidet. Vielleicht, daß beim Schreiben etwas Neues mitgeteilt wird. Man kann eine neue Geschichte in einer alten Sprache erzählen, oder eine bekannte Geschichte in einer neuen Sprache. Eine unbekannte Geschichte in einer neuen Sprache wird allerdings nicht verstanden. Eine solche, wie auch eine alte Geschichte in einer alten Sprache, ist »just typing«.

Unheimliche Beziehungen zwischen Sprache und Seele

Das meiste, was ich denke und empfinde, wird von innerer Sprache begleitet. Einer redet immer leise mit. Dieser eine bin wohl ich: auf jeden Fall, wenn das, was er sagt, zur laut gesprochenen Rede wird, so steht der Satz in der ersten Person Einzahl.
Das entsprechende Pronomen ›ich‹, indogermanisch angeblich ›eg‹, war ursprünglich vielleicht ein Knacklaut mit der Bestimmung, die Aufmerksamkeit auf den zu lenken, der ihn äußerte. Sein Einbau in das Sprachsystem ist zunächst ganz harmlos gewesen: in vielen Sprachen, z. B. Latein, Italienisch, Serbokroatisch, kann es weggelassen werden, ohne daß der Satz an Verständlichkeit verliert. Aber sobald es durch eine leichte Verbiegung des grammatikalischen Gebrauchs zum Substantiv wird, verführt es zum

Mißbrauch. »Das Ich« ist das Subjekt vieler Aussagen, die verschlungene Geisteszustände mit merkwürdigen Nachwirkungen erzeugen. »Das Ich setzt sich selbst« ist ein Satz, vor dessen süßem Gift man sich am besten schützt, wenn man auf die ursprünglichen Bedeutungen seiner Bestandteile hinweist, nämlich ›Ich‹: Knacklaut; ›setzen‹ (= veranlassen zu sitzen): das Hinterteil mit einer soliden Horizontalfläche in Berührung bringen; ›sich selbst‹: eine auf den Knacklaut zurückführende Bewegung. Oder: man ersetze ›das Ich‹ durch ›Ich‹: Ich setze mich selbst. Man übe das mit weiteren Sätzen dieser Art.

Aber man muß doch zugeben, daß die Sätze, die mit ›Ich‹ anfangen, etwas ganz Besonderes an sich haben. Sie geben Auskunft über Vorgänge, die man gerne als Seelenleben zusammenfaßt. Andere sprechen von Geist, Psyche oder von Bewußtsein. Gibt es so etwas unabhängig von der Sprache, oder entsteht Bewußtsein (auch ein hübsches akademisches Sprachgebilde) erst, indem man darüber spricht, vielleicht wiederum unter Verwendung einer verbogenen Grammatik?

Ich suche die Antwort, indem ich meinem Dackel in die Augen schaue. Dieses arme Bündel aus Liebe, Unterwürfigkeit und schmutzigen Gewohnheiten verfügt nicht über das Pronomen der ersten Person Einzahl. Sein aktiver Wortschatz beschränkt sich auf Bellen, Winseln und Knurren, der passive umfaßt 16 Worte, größtenteils Kommandos für bestimmte Aktionen (›operant conditioning‹, sagen die Psychologen), wozu auch das Bellen und das Winseln gehören, dazu noch ein paar Eigennamen. Die Phonem-Erkennung ist nicht präzise, zwischen ›Tante‹ und ›Tanzen‹, zwischen ›Essen‹ und ›Fressen‹, ›Katze‹ und ›cazzo‹, ›Gib mir die Hand‹ und ›Spring an die Wand‹ vermag er nicht zu unterscheiden. Es ist nicht anzunehmen, daß sein Innenleben verbal strukturiert ist. Ich frage mich, wie er sein wortloses Selbst empfindet. Wenn ich ihm in die Augen schaue, und er mir, gelingt es mir jedenfalls nicht, ihn als Reflexmaschine zu verdinglichen.

Ich kann mir keinen schizophrenen Hund vorstellen. Diese entsetzliche Entgleisung des Denkens zeigt sich am Anfang oft, von außen unbemerkbar, in der inneren Sprache. Ein psychotischer Freund schilderte mir sein Grauen bei seiner ersten Bekanntschaft mit einer zweiten inneren Stimme. Einmal, als er sich den Wortlaut einer Rede überlegte, die er zu halten hatte, ein zweites Mal, als er sich beim Einschlafen ein kindliches Nachtgebet vorsagte, bemerkte er, wie ein zweites, ganz unabhängiges Reden daneben in seinem Inneren zu hören war. Sein Entsetzen hatte etwas damit zu tun, daß er bisher sein inneres Reden als sein eigentliches Sein empfunden hatte. Es gelang ihm nicht, sein Sein als aus zwei Teilen bestehend anzunehmen. Alsbald verselbständigte sich das zweite Reden in ihm, sprach in der dritten Person von ihm, wurde zum zentralen Gegenstand all seiner Gedanken.

NEIL POSTMAN

Autor von *Das Verschwinden der Kindheit,*
hat ein neues Buch geschrieben:
Wir amüsieren uns zu Tode

In banger Erwartung sahen wir dem Jahre 1984 entgegen. Als es kam und die Prophezeihung nicht eintrat, stimmten nachdenkliche Amerikaner verhaltene Loblieder an – auf sich selbst. Die Wurzeln der freiheitlichen Demokratie hatten gehalten. Mochte anderswo der Terror ausgebrochen sein – uns zumindest hatten Orwells Alpträume nicht heimgesucht. Aber wir hatten vergessen, daß es neben Orwells düsterer Vision eine zweite gegeben hatte – ein wenig älter, nicht ganz so bekannt, ebenso beklemmend: Aldous Huxleys *Schöne neue Welt.* Entgegen einer auch unter Gebildeten weit verbreiteten Ansicht haben Huxley und Orwell keineswegs dasselbe prophezeit. Orwell warnt vor der Unterdrückung durch eine äußere Macht. In Huxleys Vision dagegen bedarf es keines Großen Bruders, um den Menschen ihrer Autonomie, ihre Einsichten und ihre Geschichte zu rauben. Er rechnete mit der Möglichkeit, daß die Menschen anfangen, ihre Unterdrückung zu lieben und die Technologien anzubeten, die ihre Denkfähigkeit zunichte machen.

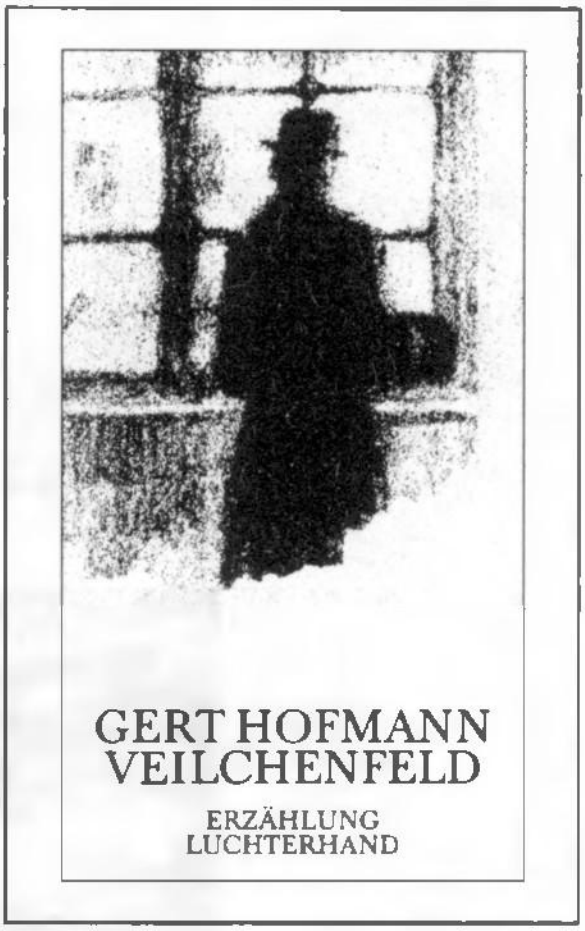
NEIL POSTMAN
Wir amüsieren uns zu Tode
Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie.
Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser.
1985. 208 Seiten. Brosch. DM 25,–
ISBN 3-10-062407-6

Bisher erschienen:
Das Verschwinden der Kindheit.
Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser.
1984. 191 Seiten. Brosch. DM 25,–
ISBN 3-10-062406-8

Orwell fürchtete diejenigen, die Bücher verbieten. Huxley befürchtete, daß es eines Tages keinen Grund mehr geben könnte, Bücher zu verbieten, weil keiner mehr da ist, der Bücher lesen will. Orwell fürchete jene, die uns Informationen vorenthalten. Huxley fürchtete jene, die uns mit Informationen so sehr überhäufen, daß wir uns vor ihnen nur in Passivität und Selbstbespiegelung retten können. Orwell befürchtete, die Wahrheit könnte vor uns verheimlicht werden. Huxley befürchtete, die Wahrheit könnte in einem Meer von Belanglosigkeit untergehen. Orwell fürchtete die Entstehung einer Trivialkultur, in deren Mittelpunkt Fühlfilme, Rutschiputschi, Zentrifugalbrummball und dergleichen stehen. Wie Huxley in *Dreißig Jahre danach oder Wiedersehen mit der› Schönen neuen Welt‹ (Brave New World Revisited)* schreibt, haben die Verfechter der bürgerlichen Freiheiten und die Rationalisten, die stets auf dem Posten sind, wenn es gilt, sich der Tyrannei zu widersetzen, »nicht berücksichtigt, daß das Verlangen des Menschen nach Zerstreuungen fast grenzenlos ist«. In *1984,* so fügt Huxley hinzu, werden die Menschen kontrolliert, indem man ihnen Schmerz zufügt. In *Schöne neue Welt* werden sie dadurch kontrolliert, daß man ihnen Vergnügen zufügt. Kurz, Orwell befürchtete, das, was uns verhaßt sei, werde uns zugrunde richten. Huxley befürchtete, das, was wir lieben, werde uns zugrunde richten.
Dieses Buch handelt von der Möglichkeit, daß Huxley und nicht Orwell recht hatte.
NEIL POSTMAN

S. FISCHER

Gerhard Falkner
Berlin – Eisenherzbriefe
160 Seiten. Leinen. DM 26,–
Auf Einladung des literarischen Colloquiums Berlin wohnte Gerhard Falkner von September bis Dezember 1984 im Haus des Colloquiums draußen vor der Stadt, am Wannsee. Von dort tastete er, der Ortsunkundige, Stipendiat unter Stipendiaten, sich langsam in die fremde deutsche Stadt, die einzigartig geteilte Metropole hinein: ein Abenteuer, das den Kragen schwärzt und den Kopf fleddert. Das Gerüst der Aufzeichnungen sind Briefe, die der Autor aus Berlin an einen Freund in New York schrieb. Der aus Herz und Eisen zusammengesetzte Titel trägt Anspielungen von Gefühl und Härte in sich: immer noch die sichersten Stimmungen der Großstadt.
Gerhard Falkner gehört nach seinen ersten Gedichtbänden zu den bemerkenswertesten Autoren seiner Generation.



Gert Hofmann
Veilchenfeld
Erzählung
188 Seiten. Leinen. DM 28,–
Erzählt wird, wie es so weit kam, daß sich ein jüdischer Intellektueller nicht anders helfen konnte, als sich mit Hilfe von Gift aus der Welt zu schaffen. Das Geschehen ereignete sich in den Anfangsjahren der Naziherrschaft. Der Ort, Limbach, eine Kleinstadt in Sachsen und die Hauptpersonen: zwei gerade schulpflichtig gewordene Kinder. Zusammengesetzt aus den Beobachtungssplittern der Kinder wird die Mentalität eines Opfers, seiner Verfolger, der Mitläufer und der eingeschüchterten Gegner scharf umrissen und sinnlich erfahrbar.

Luchterhand

Klaus Bartels
Der Kopf-Stand
Über die Wirklichkeit des Intellektuellen

I. Die Große Ernüchterung

Überproduktion von Akademikern, Anlockung und Abschreckung

Aus der Perspektive gegenwärtiger Arbeitsbedingungen erscheint der Beschäftigungsmarkt für geistige Arbeiter während der sechziger Jahre als unvergleichlich günstig. Unter starkem Modernisierungsdruck vollzog sich bis Mitte der siebziger Jahre ein erhebliches Bildungswachstum, das einen großen Stellenbedarf hervorrief. Außerdem wirkte sich ein breiter bildungspolitischer Konsens positiv auf Karrierechancen in intellektuellen Berufen aus. Diese expansive Phase ging Ende der siebziger Jahre über in eine Phase der Konsolidierung mit restriktiven Tendenzen. Durch einen erprobten Mechanismus akademischer Statusrekrutierung, durch Abschreckung, Entmutigung (Titze 1984: 92 ff.) und materielle Erschwerung des Hochschulzugangs (Stipendienkürzung) wurden seit den achtziger Jahren die akademischen Karrieren bürokratisch kanalisiert bzw. eingefroren. Auf den Sog der Wachstumsperiode folgten die Karrierehemmungen.

Die Abschreckungskampagnen im Bildungsbereich – besonders abschreckend die hohe Zahl ausgebildeter, nicht eingestellter Lehrer – führten auf anderen akademisch-intellektuellen Beschäftigungsmärkten, zum Beispiel in der Publizistik, in den Medien usw., zu erhöhter Statuskonkurrenz, da ihnen eine große Anzahl untypischer Stellungsuchender zufloß. Es kam zum »Bewerberstau« (97).

Ein Anzeichen für die Überproduktion von Akademikern ist die Überalterung. In Mangelphasen werden die Stellen mit jungen Jahrgängen besetzt, was mit zunehmendem Alter der Stelleninhaber zu einer entsprechenden Überalterung in den Karrieren führt. Das bisher kaum beachtete »Generationsschicksal« (94) schließt die jungen Jahrgänge von akademischen Karrieren fast gänzlich aus und gibt sie verschärften Statuskonkurrenzen preis. Diese Situation läßt heute jüngere Bewerber gelegentlich die ältere Intellektuellengeneration polemisch als »Rentner« schmähen (van Rossum 1985: 277).

Gleichwohl ist die stellenweise verbreitete apokalyptische Endzeitstimmung wenig angebracht. Wo postmoderne Resignation das »Grabmal des Intellektuellen« (Lyotard 1985) aufgepflanzt sieht, ist es lediglich zu einem krisenhaften Engpaß intellektueller Berufsressourcen gekommen, wie er vom akademischen Berechtigungswesen seit rund 200 Jahren zyklisch

erzeugt wird. Mangel und Überfluß an geistiger Arbeit folgten in diesem Zeitraum – in Deutschland – aufeinander wie Ebbe und Flut (Titze 1984: 109). Hieran ist nichts »postmodern«.
»Postmodern« sind auch nicht die Theorien der »Nouveaux Philosophes« über die Entwertung intellektueller Arbeit durch die Medien. Die Kritik an »Rentnern« wie Baudrillard, die sich den Medien verdingt hätten und die »kritische Perspektive freudig in eine zynische Affirmation der ›brave new world‹ umkippen« lassen (van Rossum 1985: 288), geht an der Tatsache vorbei, daß das Problem des zyklisch pulsierenden »Bewerberstaus« durch die Medien lediglich besonders sichtbar wird.

Entprivilegierung des gedruckten Wortes

Die traditionellen intellektuellen Dienstleistungen: die Wahrheits- und Sinnproduktion, die politische Kritik werden kaum noch nachgefragt. Das hat zu tun mit dem schon 1962 von McLuhan prognostizierten Ende der »Gutenberg-Galaxis« und mit der Entprivilegierung des gedruckten Wortes durch die »elektrische Kultur«. Es ist sicher auch richtig, von der »Verwandlung der Sprache in eine produktive Ware« zu sprechen und davon, »daß der Kapitalismus in die Sprache eindringt« (Lyotard 1985: 84 f.). Aber was ist anderes damit gesagt, als daß den Intellektuellen zugemutet wird, mangels anderer Karrierechancen in jenen Institutionen mitzuwirken, denen traditionell die Kritik gilt: in den Fabriken der Kulturindustrie. Die Forderung, für den Konsum bestimmte Produkte zu erzeugen, stößt naturgemäß bei denen auf Unverständnis und Widerstand, deren Hauptgeschäft bisher sozusagen die Verewigung, die Kanonisierung der Gegenstände war. Das Buch als ein traditioneller Gegenstand geistiger Arbeit »geht nicht im Konsumakte unter, sondern kann (in den Grenzen seiner völligen Abnutzung) beliebig oft genutzt werden. Es ist also kein eigentliches Verbrauchs-, sondern ein dauerndes Gut, das Nutzungen gewährt« (von Wiese 1922: 391). Die Zumutung, statt dessen in den flüchtigen Medien flüchtige Konsumartikel anbieten zu sollen, löst Rollenkonflikte aus, die im Geschichtskonzept der sogenannten »Postmoderne« thematisiert werden.
Als »postmodern« wird die Beliebigkeit, Unverbindlichkeit, Verbrauchbarkeit der nicht von Sinn- und Ewigkeitspotentialen abgefederten kulturellen Produkte empfunden. Ohne die kanonisierende Tätigkeit der intellektuellen Sinnproduzenten hat sich die Kultur in einen gigantischen Zubehörladen der Stile, der philosophischen und der politischen Moden verwandelt. Die Zeichen taugen vor allem für jenen intellektuellen Dienstleistungstypus, der das Kulturmuseum aus Konkurrenzgründen plündert. Nichts ist diesem Konkurrenzintellektuellen so sehr verhaßt wie der Intellektuelle als Sinnproduzent.

Der Konkurrenzintellektuelle, diese Karikatur des Kulturmenschen: der Heizer auf dem Musikdampfer, der Mikrophon-Fuzzi auf den fröhlichen Wellen (Weischenberg 1985a: 4), stellt vom Typus her freilich keine Novität dar. Er taucht periodisch in den Phasen der Überproduktion von Akademikern auf und verschwindet in Mangelphasen wieder. In Phasen der Überproduktion stellt er seine Unterhalterqualitäten heraus, in Mangelphasen normalisiert sich sein geistiges Profil. Im Konkurrenzintellektuellen schlummert der »Normalintellektuelle«. Und umgekehrt bringt der Normalintellektuelle in Krisensituationen den Konkurrenzaspekt hervor.
Diese Doppelstruktur hat Leopold von Wiese während der Überproduktionsphase in den zwanziger und dreißiger Jahren als tragikomische Struktur des »geistigen Arbeiters« beschrieben:

»Tragisch oder tragikomisch mischen sich die beiden Motive seines Schaffens: das ideale und das materielle. Wirtschaftliche Gesichtspunkte (rein quantitativ rechnende), Kalkulation und Spekulation, Konsumentenanlockung, Übertrumpfung der Konkurrenz, Reklame, Marktproduktion, Konjunkturausnutzung stellen sich (in subjektiv unendlich verschiedenen Stärkegraden und Erfolgsaussichten) ein und ringen nicht selten mit einem Schaffen im Dienste des Geistes, das nur die Wahrheit oder die Schönheit oder das Gute erstrebt.« (von Wiese 1922: 392)

Nun läßt sich allerdings mit dem Hinweis darauf, daß es seit 200 Jahren alles schon mehrmals gegeben hat, nicht leugnen, daß durch die neuen Medien sowohl für die Bildungspolitik als auch für die geistigen Arbeiter qualitativ neuartige Probleme entstanden sind. Gegenwärtig überlagert sich eine Phase der Überproduktion von Akademikern mit Karrierediffusionen, die zurückgehen auf mangelnde Qualifikationsstandards für intellektuelle Berufe in der sogenannten Informationsgesellschaft.

Elektronischer Journalismus

Ausgehend von journalistischen Karriereproblemen hat Siegfried Weischenberg eine Prognose über die Zukunft der intellektuellen Berufe unter den Bedingungen der Telekommunikation gewagt. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht das in rund 120 Profile zersplitterte Berufsbild des Journalisten im engen und im ganz weiten Sinne (Weischenberg 1985a: 3). Die doch recht breite, unspezifische Streuung erlaubt Rückschlüsse über die angesprochenen Berufsgruppen hinaus auf eine große Gruppe intellektueller Berufe »in den Medien«.
Kennzeichnend ist nach Weischenberg der Verlust des »Vermittlungsmonopols« der publizistischen Berufe durch die neuen elektronischen Kommunikationsmittel. Habe der Journalist bisher die Funktion eines »›gatekeepers‹, Schleusenwärters, Torhüters« gehabt, »der also damit beschäftigt ist, Informationen zu sammeln, auszuwählen und umzusetzen« (4), so werde diese Funktion in zweierlei Hinsicht überflüssig. Der Transfer der

Informationen laufe 1. zunehmend über die technischen Kanäle der verkabelten Gesellschaft, so daß der interessierte Bürger selbst benötigte Informationen von den Datenbanken sowohl aufbereitet als auch »roh« abrufen könne. Der Journalist sei 2. durch die massenhafte Zeichenproduktion seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen, Informationen auszuwählen, aufzubereiten, zu vermitteln und zu verdolmetschen. Nach neueren Schätzungen werden – die Zahlen scheinen auch Weischenberg eher untertrieben – weltweit 200 Milliarden Zeichen bzw. 60 bis 100 Millionen Textseiten jährlich produziert. Rund 180 Nachrichtenagenturen sondern 4 Milliarden Worte im Jahr ab. Und pro Jahr erscheinen 4 Millionen wissenschaftliche Aufsätze in 90 000 technischen und wissenschaftlichen Zeitschriften (5).
Die undurchdringliche Masse der Informationen führe zu einem elektronischen Aussagenjournalismus. Der Journalist, eingebunden in ein elektronisches Nachrichtennetzwerk, passe seine Texte den technischen Anforderungen seiner Peripherie an. Standard sei in der neuen Informationsumwelt das möglichst kurze, umfassende, verknappte Textangebot, das auf Redundanz, also auf alles, was der Verständlichkeit dienlich sei, verzichte (14 f.).
Der Bedarf an journalistischen Berufen werde von heute ca. 19-20 000 auf mehr als 30 000 steigen (18). Zugleich aber würden sich die Qualifikationsschwellen erhöhen. Für die Zukunft sei ein in journalistische Stars und Habenichtse gespaltener Arbeitsmarkt zu erwarten: »Journalismus als exquisite Ware wird bei steigender Nachfrage auf einem ausgeweiteten Medienmarkt vielleicht sogar noch einträglicher sein, als er es heute schon ist. Aber er wird nicht viele ernähren können« (16). Nur noch die »Stars«, die autonomen Reporter, Korrespondenten, Leitartikler und selbständigen Publizisten werden ihre Rolle als Bildner der öffentlichen Meinung spielen.

Die Teilung der Öffentlichkeit

Dem gespaltenen Arbeitsmarkt entspricht die Teilung der Öffentlichkeit in eine eher professionelle Öffentlichkeit, die sich aus elektronischen Nachrichtennetzwerken versorgt, und in eine Öffentlichkeit, die ihre Informationen über die Massenmedien bezieht. Aufgrund dieser Teilung steht das Konzept der Öffentlichkeit zur Disposition. Die Meinung ist verbreitet, aufzuhalten seien »Verfall und Ende des öffentlichen Lebens« (Sennett 1983) nur durch Entprivatisierung der elektronischen Medien und durch eine Stärkung des öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehwesens. Daß alles Wohl von öffentlich-rechtlichen Strukturen herrühre, ist eins der langlebigen intellektuellen Mißverständnisse. In seinem abschließenden Gutachten über die vom Verein für Sozialpolitik 1922 veranstaltete Enquete zur sozialen Lage der geistigen Arbeiter schlug Karl Bücher entsprechend die »Verstaatlichung« geistiger Arbeit vor: »Das Ziel kann nur sein: völlige

Beseitigung des Privatverlags und Ersetzung desselben durch öffentliche oder halböffentliche Anstalten, Beseitigung des Autorenhonorars und Ersetzung desselben durch einen Anspruch der Schriftsteller auf den Ertrag ihrer Arbeit« (Bücher 1922: 478). Bücher selbst betrachtete diesen Vorschlag als »radikal« (478). Aber er war alles andere als das. Der Versuch, die soziale Existenz des Intellektuellen öffentlich bzw. halböffentlich, das heißt in diesem Falle: genossenschaftlich abzusichern, stimmt verblüffend überein mit dem Anliegen rechtshegelianischer Intellektueller Mitte des 19. Jahrhunderts, die Bürokratenlaufbahn als intellektuelle Karriere aufzuwerten gegenüber den sozial unzuverlässigen, marginalisierten »freischwebenden« Intellektuellen (Ludz 1965: 108).

Die Dignität der Kategorie des Öffentlichen verdankt sich der Funktion, die bürgerliche Öffentlichkeit als eine Sphäre machtkontrollierender Vernunft im 18. Jahrhundert entwickelt haben soll. Literarische zunächst und sodann bürgerliche Öffentlichkeit stifteten nach Habermas jenen institutionellen Rahmen, in dem sich gegen die Willkür des Adels und der Obrigkeit potentiell aufklärerische Vernunft, der vernünftige Konsens, emanzipatorisch durchsetzen konnte: Vernunft und Humanität beglaubigten die Vornehmheit des Öffentlichen. In krassem Widerspruch hierzu waren die Techniken zur Rekrutierung der Vernunftträger bar der Vernunft, der Planung oder gar der Humanität. Die geistigen Arbeiter wurden mit ausgeklügelten Entmutigungs- und Anlockungsstrategien je nach Bedarf abgeschreckt oder angelockt für öffentliche Ämter. »Auf dem Höhepunkt der ersten (...) Überfüllungswelle wurde das *Abiturientenexamen* erstmals 1788 in Preußen eingeführt«, als Selektionsmechanismus (Titze 1984: 110). Daß trotz der harten Statuskonkurrenzen im Kampf um öffentliche intellektuelle Karrieren das Ideal der Öffentlichkeit bei Intellektuellen in so hohem Kurs steht, ist eine der glänzendsten Anpassungsleistungen an die eigenen, zur Erlangung und Erhaltung von Macht produzierten politischen Trugbilder.

Die zugleich mit der Öffentlichkeit institutionalisierten Techniken der Rekrutierung intellektueller Öffentlichkeitsarbeiter belegen, daß der vernünftige Konsens Fassade ist. Tatsächlich wird hinter den Kulissen erbittert um Denkanteile gestritten. Nicht der Konsens, sondern der Dissens, der Unterschied, treibt die Intellektuellen um. Und nicht die Vernunft setzt sich durch, sondern die Unterhaltung und die Mode. Unterhaltung und Mode sind nicht erst vom 20. Jahrhundert zur verbindlichen Verhaltensnorm erhoben worden. Sie konstituieren die »Popmoderne«, die seit mindestens Mitte des 19. Jahrhunderts das Ideal der Vernunft dementiert.

Es gibt eine andere Geschichte der Öffentlichkeit als die »offizielle«. Sie soll in nachfolgenden Ausführungen skizziert werden. Die leitende Hypothese ist, daß die Geschichte der Öffentlichkeit so lange unvollständig ist, wie in

sie nicht die Geschichte intellektueller Statuskonkurrenz integriert wird. Daher ist die in allen Belangen vorläufige Skizze zweigeteilt in einen Abschnitt über Statuskonkurrenz und in einen Abschnitt über die Geschichte der Öffentlichkeit.

II. Die Statuskonkurrenz

Titzes Untersuchung über »Die zyklische Überproduktion von Akademikern im 19. und 20. Jahrhundert« behandelt die akademischen Berufsgruppen der evangelischen Theologen, der Juristen, der Mediziner und der Lehrer an höheren Schulen. Von Intellektuellen ist nicht die Rede. Fraglos aber hatten die Verhältnisse auf den Akademikerarbeitsmärkten Rückwirkungen auf die soziale Position der Intellektuellen. Um diese Rückwirkungen bestimmen zu können, muß die Frage gestellt werden, was Intellektuelle sind.

Die Intellektuellen

Die Geschichte des Begriffs besagt, daß es Intellektuelle erst seit der Dreyfus-Affäre gibt. Als »Intellectuels« wurden Dreyfus-Verteidiger wie Zola beschimpft (Bering 1978). Auch in Deutschland war »Intellektueller« ein Schimpfwort. Während der sogenannten »Akademikerdebatte« auf dem Dresdner Parteitag der SPD 1903 forderte Bebel die Parteigenossen auf, sich jedes Parteimitglied genau anzusehen, die Intellektuellen aber doppelt und dreifach (Bering 1978: 72; Michel 1968: 33).
Paul Valéry konnte mit dem neuen Wort wenig anfangen. In *Monsieur Teste* werden »Denker, Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler« unter die Intellektuellen gezählt. Ihre Taten und Werke haben die »Wirklichkeit einer Kartenpartie« (Valéry 1984: 54) und sind komisch bis zur Tragik:

»In dieser Republik waren einzig vernehmbar Skandale, Schicksalsschläge oder Schicksalsgeschlagenheit, Komplotte und Attentate. Es gab Kammerbeschlüsse, nichtsbedeutende Krönungen, viele Ermordungen *durch das Wort*. Von den Räubereien spreche ich nicht. Dieses ganze ›intellektuelle‹ Volk war wie das andere. Man fand darunter Puritaner, Spekulanten, Prostituierte, Gläubige, die Gottlosen gleichsahen, und Gottlose, die sich als Gläubige ausgaben; es hatte heuchlerisch Einfältige und wahrhaft Dumme, und Autoritäten, und Anarchisten, bis herab zu den Henkern, deren Schwerter von Tinte troffen. Und die einen wähnten sich Priester und Würdenträger, andere Propheten, andere Cäsaren oder auch Märtyrer, oder von alledem ein bißchen. (...) Jeder dieser Dämonen beschaute sich recht oft in einem papiernen Spiegel; er betrachtete darin das höchste oder das niedrigste aller Wesen ...« (55 f.)

In Valérys Beschreibung der Gelehrtenrepublik ist das intellektuelle Volk »wie das andere«. Die meisten Definitionen des Intellektuellen hingegen

stellen erhebliche Unterschiede fest. So behauptet Lyotard, im Unterschied zu den anderen Menschen beharrten die Intellektuellen auf der Idee des »universellen Subjekts«: »Sie identifizieren sich mit einem Subjekt, das einen universellen Wert verkörpert; sie beschreiben und analysieren von dieser Position aus eine Situation oder Lage und folgern, was getan werden muß, damit dieses Subjekt sich verwirkliche oder wenigstens in seiner Verwirklichung voranschreite« (Lyotard 1985: 10). Die Krise des Intellektuellen sieht Lyotard darin, daß es »kein universelles Subjekt oder Opfer gibt«, daß dies aber noch nicht begriffen sei (17).

Die Künstler

Lyotards Definition erkennt in schönster intellektueller Tradition im Intellektuellen – anders als Valéry – ein höheres Wesen. Grundsätzlich meinen die Intellektuellen ja, daß sie Solitäre seien. Programmatisch bekennen sich Bildende Künstler – Lyotard zählt sie neben Schriftstellern und Philosophen zu denjenigen, die sich für Intellektuelle halten (12) – als notorische Einzelkämpfer, wie eine empirische Untersuchung belegt: »Solch mangelnde Solidarität wirkt sich negativ sowohl auf das Verhältnis zur Öffentlichkeit als auch auf die Innenstabilität des Berufsfeldes ›Kunst‹ aus« (Thurn 1985: 123). Die Identifikation mit dem universellen Subjekt hat also spätestens da ein Ende, wo es an das des Nachbarn stößt. Oder wo es ganz konkret ans Hungern geht. 73 Prozent der weiblichen Künstler geben an, sie hätten in erster Linie finanzielle Probleme (71), was insofern nicht verwundert, als das Einkommen von Künstlerinnen um 40 Prozent unter dem der männlichen Kollegen liegt (31).
Andererseits neigen Künstler dazu, sich über ihre tatsächlichen Einnahmeressourcen zu täuschen. Überzeugt von der Grandiosität ihrer Werke behauptete mehr als die Hälfte befragter Künstler, überwiegend von den Erlösen ihrer Produkte zu leben. Genaueres Nachrechnen ergab freilich, »daß nur rund ein Viertel aller Befragten den Lebensunterhalt ausschließlich aus künstlerischem Einkommen bestreitet. Die übrigen finanzieren ihren Unterhalt entweder durch ein anderes festes Einkommen oder mit Hilfe eines erwerbstätigen Ehegatten bzw. Lebensgefährten oder mittels einer Nebentätigkeit« (26). Das ist die tragikomische Doppelstruktur des Intellektuellen, sich mit dem »universellen Subjekt« zu identifizieren und sich von realen Subjekten aushalten zu lassen. Schon Robert Walser spekulierte über »viele ledige Lehrerinnen, von denen jede womöglich einen finanzschwachen, im Glauben an sich schwankenden Dichter oder Federhelden geheiratet haben will, damit er an ihr in kürzester Zeit zweckmäßig erstarke« (Walser 1975: 295).

Die Schriftsteller

Die Gruppe der Schriftsteller ist ähnlich inhomogen und unsolidarisch wie die Bildenden Künstler. Rauecker kam auf der Grundlage der Analyse von literarischen Fachvereinigungen 1922 zu der Überzeugung, daß die »Asoziabilität der Schriftsteller« eine Aufhebung des vernichtenden Konkurrenzprinzips verhindere (Rauecker 1922: 164). Er unterteilte die Gesamtgruppe in »drei Gruppen literarischer Arbeiter«: 1. die Literaten mit großem Namen und die »Eigenbrötler« mit vielleicht in der Zukunft großem Namen; 2. die freien Mitarbeiter bestimmter Zeitungen, Zeitschriften oder Korrespondenzbüros, vergleichbar heutigen Nachrichten- und Textagenturen; 3. die festangestellten, durch einen Dienstvertrag an eine Zeitung, Zeitschrift oder einen Buchverleger gebundenen Autoren.
Besonders hart ist nach Rauecker die Konkurrenz zwischen freien Mitarbeitern und deren Kampf gegen die Redakteure und Verleger sowie die Auseinandersetzung mit Gratismitarbeitern, Schriftstellern im Nebenamt, Professoren, Beamten usw. (166). Üblich sei auch der Klassenverrat nach Berufung auf eine festbesoldete Stelle. Eine solche Berufung werde durchaus als Aufstieg empfunden und »stärkt die ehemals ›freien‹ Schriftsteller in dem befriedigenden Gefühle, nunmehr in einflußreicher Befehlshaberstellung zu sein. Sogleich rücken sie zur sozialen und ethischen Geistigkeit des Unternehmers vor, um mit ihm gegen die Arbeiter und übrigen Angestellten recht häufig gemeinsame Sache zu machen« (184). Wie dem anderen geht es auch dem »intellektuellen Volk« um Karrieren, am allerwenigsten um die Identifikation mit dem »universellen Subjekt«. Diese Identifikation können sich vielleicht die festbesoldeten Philosophen leisten oder die Wissenschaftler, wenn sie eine Dauerstelle an der Universität haben.

Die Lehrer und die Schriftsteller:
Konjunkturen der Bildung und der Literatur

Aus diesen Streiflichtern auf die materiellen Lebensbedingungen der von Valéry und Lyotard als intellektuell bezeichneten Berufsgruppen ergibt sich kein besonders großer Unterschied zu sonstigen Akademikern außer einer deutlich ausgeprägten Neigung zur Selbstüberschätzung. Das ist ein vermutlich historisch erworbener Schutzmechanismus, der gegen die periodisch erneuerte Drohung immunisiert, ins intellektuelle Proletariat gestürzt werden zu können.
Bei einem Vergleich mit den von Titze untersuchten Berufsgruppen gibt es allerdings deutliche Affinitäten zu den Lehrern an höheren Schulen. Die Zyklen der Überproduktion von Lehrern weisen ähnliche Rhythmen auf wie die Konjunkturen auf dem literarischen Markt. Diese Übereinstim-

mung in einem wichtigen Bereich intellektueller Arbeit führt zu der Hypothese, daß Intellektualität eng geknüpft ist an Bildungspolitik. Titze unterscheidet vier Phasen vom Beginn des 19. Jahrhunderts an, »in denen sich in regelmäßiger Wiederkehr Mangel- und Überfüllungssituationen zyklisch reproduzierten« (Titze 1984: 108):

1. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestand ein Mangel an ausgebildeten Lehrern, der in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre bis etwa Mitte des Jahrhunderts in Überfüllung umschlug. – Nach Borcherdt fiel ein erster »Höhepunkt des Wirtschaftslebens des deutschen Schriftstellers (...) mit den Tagen der deutschen Klassik zusammen« (Borcherdt 1922: 13). Er rechnet allzu großzügig bis Goethes Tod (1832) und notiert für die Romantiker ein abflauendes Geschäft (11). Die guten Absatzchancen der Schriftsteller deckten sich mit einer Phase des Lehrermangels.
2. Von 1860 an herrschte ca. 20 Jahre lang wieder Lehrermangel, in den frühen achtziger Jahren bis zur Jahrhundertwende zeigten sich Überfüllungserscheinungen. – Christophe Charle ermittelte korrespondierende Daten für den französischen literarischen Markt. Auch hier sei es von den sechziger bis zu den achtziger Jahren zu einer Bildungsexpansion und einer literarischen Blüte gekommen, die bereits in den achtziger Jahren in eine Überproduktionskrise geraten sei (Charle 1975: 44-65).
3. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hatten Lehrerkandidaten gute Berufschancen, bis zu Beginn des Ersten Weltkriegs sich wieder Überfüllungstendenzen abzeichneten, die über die zwanziger und dreißiger Jahre hinaus anhielten. – Die Enquete über die soziale Lage der geistigen Arbeiter setzt das Jahr 1915, in dem deutsche Verleger durch Preiserhöhungen (»Kriegswucher«) den blühenden literarischen Markt abschnürten (Bücher 1922: 469). Die heftige literarische Depression, deren Symptom die Enquete war, hielt an bis nach dem Zweiten Weltkrieg.
4. Bis in die Mitte der siebziger Jahre hinein war der Bildungsbereich erheblich unterversorgt. Gleichzeitig bestanden gute Publikationsmöglichkeiten für junge Autoren. Die Überfüllungskrise begann, wie schon gesagt, Mitte der siebziger Jahre.

Dequalifizierung des Lesens und Schreibens

Die Übereinstimmung der periodischen Mangel- und Überflußzyklen bei deutschen Lehrern mit den Krisen und Expansionen auf dem literarischen Markt spricht für eine indirekte Abhängigkeit intellektueller Arbeitsbedingungen von staatlicher Privilegienvergabe. Indirekt abhängig sind ebenfalls die Konjunkturen der Kulturtechniken Lesen und Schreiben von den Konjunkturen in den Bildungsministerien. Auch bei der Verteilung von Statuschancen wird »gewertelt, gewürfelt, gebörselt« (Walser 1975: 297).

System scheint die periodische Auf- und Abwertung des Lesens und Schreibens dennoch zu haben. Über die sozio-historischen Modalitäten des Lesens schreibt Leenhardt:

»Die Macht zu lesen darf nicht nur als Ausübung einer souveränen und willkürlichen Autorität verstanden werden. Sehr oft haben die Machthaber, weit davon entfernt, diese Macht zu monopolisieren, vielmehr versucht, diese Kompetenz so weit wie möglich zu verbreiten, um eine wahrhafte *Hegemonie* zu errichten, indem sie alle Klassen ihre eigenen intellektuellen Modelle annehmen ließen. So haben einige Mächte, anstatt einfach das Lesen-Können in Beschlag zu nehmen, indem sie die Verteilung der Lesefähigkeit reduzierten, sehr geschickt eine aktive Taktik der Ausbreitung (manchmal Demokratisierung genannt) bevorzugt.« (Leenhardt 1985: 242)

Die Alphabetisierung hat nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland derartige Fortschritte gemacht, daß Lesen und Schreiben im Sinne Leenhardts fast völlig entwertet wurde. Auch Jürgen Zinnecker betont in seinem Beitrag »Literarische und ästhetische Praxen in Jugendkultur und Jugendbiografie« im Rahmen der Shell-Studie *Jugendliche + Erwachsene '85* den Prestigeverfall der literalen Kulturpraxen durch Demokratisierung (Zinnecker 1985: 270ff.). Mittelbar wurde der Ansehensverlust der Kulturpraxen Lesen und Schreiben also auch durch staatliche Bildungspolitik hervorgerufen und nicht allein durch die Medien, wie eine jüngst erschienene Studie über *Jugend und Medien* behauptet (Bonfadelli et alii 1986). Für den *Spiegel* war diese Studie gleichwohl Anlaß, erneut über den dramatischen Niedergang der Buchkultur infolge der neuen Medien zu lamentieren, als ginge es nicht schon seit rund 200 Jahren bergauf und bergab und das ohne die Mitwirkung der Medien (*Der Spiegel* 10/86: 107ff.). Außerdem widersprechen die Autoren der Shell-Studie jeder Katastrophenstimmung: »Ein Ende der Lesekultur läßt sich, was die Bundesrepublik Deutschland angeht, gegenwärtig bei Jüngeren nicht konstatieren« (Fischer, Fuchs, Zinnecker 1985: 25).

Dequalifizierung der Jugend: Generationsschicksal

Ganz im Gegensatz zu den Kassandrarufen über das Ende der Schriftkultur gilt »Schriftsteller« als heimlicher »Traumberuf« bei vielen Jugendlichen, trotz der Entwertung der literalen Techniken (Zinnecker 1985: 156). Für Zinnecker entspringt dieser Berufswunsch einer bloß symbolischen Teilhabe an Gesellschaft. Die Jugendlichen schreiben und wollen schreiben, weil sie nicht den »unmittelbar produktiven Altersschichten« angehören (176). Und sie haben auch offensichtlich wenig Chancen auf Integration in die »produktiven Altersschichten«: Jugend weitet sich zu einem zwanzigjährigen berufslosen Moratorium aus; die Kindheit wird früher beendet, das Erwachsenwerden hinausgeschoben:

»die unbestimmte Zukunft (...) bietet die Möglichkeit, die Gegenwart zu einer Art *fortwäh-*

rend erneuerten Aufschubs zu stilisieren und das, was in einer älteren Wendung ›Stellung‹ hieß, wie einen vorläufigen Existenzrahmen zu betrachten (. . .). Verständlich wird auch, daß sie, wie die Künstler, voller Eifer und Geschäftigkeit den ästhetischen Moden und Modellen der *Jugend* huldigen, dokumentiert sich darin doch, für sie selbst wie für die anderen, daß man noch nicht fertig, noch nicht festgelegt, noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt ist.« (Bourdieu 1984: 259 f.)

In Form der unbestimmten Zukunft teilen die Jugendlichen heute »ein bisher nur den Künstlern und Intellektuellen vorbehaltenes Privileg« (259). Als »Künstler« und »Intellektuelle« werden sie auch umworben: als kreatives Potential und als intelligente Konsumenten. Die Jugend ist zu einem erheblichen Produktivfaktor geworden: »Journalisten, Verleger, Musik- und Modeindustrie warten gebannt auf Stilwandel und kulturelle Neuerungen, die von der jeweils neuesten Jugendgeneration kommen mag« (Zinnekker 1985: 147).

Aus dieser Perspektive erscheint das Moratorium der Jugend, die Infantilisierung weiter Teile der nicht erwachsen werdenden Bevölkerung, als ein Merkmal struktureller Arbeitslosigkeit, als Resultat eines »Bewerberstaus«. Kulturelle Tätigkeiten während des Moratoriums sind eine Möglichkeit, Qualifikationen für den Medienarbeitsmarkt zu erwerben. Das Jugendmoratorium ist die arbeitsmarktpolitische Nische des modernen Konkurrenzintellektuellen. In der jugendkulturellen Szene warten die Berufsjugendlichen auf ihre Chance in den Mode- und Unterhaltungskanälen der verkabelten Gesellschaft.

Ein derartiges Leben im Wartestand und auf Abruf ist von erheblicher sozialpsychologischer Brisanz. Die im Laufe der zweihundertjährigen Geschichte der staatlichen Privilegienerteilung erzeugte Statuskonkurrenz unter Intellektuellen wird so nicht abgebaut. Es setzt sich im Gegenteil, da die Konkurrenz immer anonymer wird – die Konkurrenten haben überhaupt nicht mehr die Möglichkeit, einander zu kennen –, der Einzelkämpfer auf dem intellektuellen Markt durch.

III. Die Geschichte der Öffentlichkeit

Ein – womöglich auch noch rechtsopportunistischer – Einzelkämpfer entspricht zweifellos nicht dem Idealbild des Intellektuellen. Das Ideal ist vielmehr der universell Gebildete des 18. Jahrhunderts. In der Mythologie des Intellektuellen spielt die Aufklärung die Rolle einer sagenhaften paradiesischen Ursprungsepoche, der die Intellektuellen entsprangen. Auch Kritiker der Intellektuellen wie Lyotard hängen dieser Mythologie an, wenn sie immer wieder die Unverträglichkeit der Aufklärung mit der »Postmoderne« behaupten und aus dieser Unverträglichkeit auf das Ende des Intellektuellen schließen. Die Auseinandersetzung mit Habermas in

Sachen Progressismus ist eine Auseinandersetzung über die Tradition und die Verbindlichkeit der Aufklärung. Für Lyotard ist die Aufklärung beendet:

»Es dürfte also keine ›Intellektuellen‹ mehr geben, und wenn es trotzdem noch welche gibt, so darum, weil sie blind sind gegenüber einem im Vergleich zum 18. Jahrhundert neuen Tatbestand in der Geschichte des Abendlandes: daß es kein universelles Subjekt oder Opfer gibt, das in der Wirklichkeit ein Zeichen gäbe, in dessen Namen das Denken Anklage erheben könnte, eine Anklage, die zugleich eine ›Weltanschauung‹ wäre (der Leser mag hier die entsprechenden Namen einsetzen).« (Lyotard 1985: 17)

Nachgerade trotzig beharren demgegenüber die Totgesagten auf dem klassischen universalen Intellektuellen, dem »Träger der universellen Wahrheit« (van Rossum 1985: 281). Lyotards wolkige These, der Intellektuelle sei eine Person, die sich mit dem »universellen Subjekt« identifiziere, wird auf diese Weise sogar noch von seinen Kritikern bewußtlos beglaubigt.

Das Faszinosum des Intellektuellen rührt aus der Lizenz – Lyotard berührt diesen Punkt –, im Namen der Vernunft und des »universellen Subjekts« Anklage erheben zu dürfen, im Namen der Menschheit engagiert zu sein. »Revolutionäre« Kritik ist das Ursprungsereignis bürgerlicher Intelligenz. Unterstellt wird meistens, daß diese Kritik solidarisch war. Aber sie diente in erster Linie der Statussicherung. In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts bevölkerten 20000 »sozial freigesetzte höfische« Intelligenzler den literarischen Markt Deutschlands zum Verdruß von Adel, Klerus und integriertem Bürgertum (Ludz 1965: 108). Ausgegrenzt wurde diese marginale Gruppe mit dem kritischen Argument des »falschen Bewußtseins«, das der »Konkurrenzsituation von Intelligenzgruppen« entsprang (108).

Die Kritik

Kritik war im 18. Jahrhundert ein Grundkonsens. Auf den öffentlichen Plätzen oder auf der Bühne verurteilte der gebildete Räsoneur die Unmoral der Herrschenden und die falschen Lesarten der Bibel. Er wußte genau zwischen wahr und falsch, moralisch und unmoralisch zu unterscheiden, Kritik kommt ja von griechisch »krinein« (unterscheiden). Wie Koselleck gezeigt hat, setzte das Unterscheiden, die Kritik, eine dualistische Denkbewegung in Gang, von der eine neue Elite profitierte:

»... eine Gruppe von Menschen, die als Vertreter und Erzieher einer neuen Gesellschaft ihre geistigen Positionen bezogen, indem sie den absolutistischen Staat und die herrschende Kirche negierten. So rissen die Dualismen des achtzehnten Jahrhunderts eine geistige Front auf, die, in sich vielfach gebrochen, oft durch den einzelnen Menschen hindurch ging, aber immer gleichbedeutend war mit Kritik. Gesetzte Begriffe setzten ihre Gegenbegriffe, die im selben Vollzuge abgewertet und meist auf diese Weise ›kritisiert‹ wurden.« (Koselleck 1973: 103)

Die Kette dualistischer Begriffe – Koselleck nennt folgende, beliebig fort-

setzbare Gegensatzpaare: »Vernunft und Offenbarung, Freiheit und Despotie, Natur und Zivilisation, Handel und Krieg, Moral und Politik, Dekadenz und Fortschritt, Licht und Finsternis« (83) – diese Kette schloß auch jenen Begriff ein, in dessen Namen die Kritik erfolgte, den Begriff der Vernunft. Wenn die Kritik die Vernunft kritisierte, ließ sie am Horizont jeweils die wahre Vernunft als noch nicht realisierte Verheißung aufleuchten, zog also »ständig neue Wechsel auf die Zukunft«, wobei sie den Boden unter den Füßen verlor:

»Die Kritik hat die Zukunft in einen Sog verwandelt, der dem Kritiker das Heute unter den Füßen wegzieht. Unter diesen Umständen blieb dem Kritiker gar nichts anderes mehr übrig, als im Fortschritt die seiner Seinsweise zugeordnete Zeitstruktur zu entdecken. Der Fortschritt ist der modus vivendi der Kritik, auch dort, wo er (...) nicht als eine Aufwärtsbewegung verstanden wurde, sondern als Destruktion, als Dekadenz.« (90 f.)

Die Kritik führe sich in ihrer Hypokrisie ad absurdum (103). Zum Thema wird die Absurdität der Kritik aber erst dann von den Intellektuellen gemacht, wenn es, wie heute, keinen Wechsel auf die Zukunft mehr zu ziehen gibt, weil die Zukunft fast schon wieder vergangen ist. Beschwörend hofft Weischenberg, »daß eine vernünftige, liberale Gesellschaft ihre Kommunikationsverhältnisse nicht technischer Selbststeuerung überläßt, sondern von kompetenten Berufskommunikatoren betreuen läßt« (Weischenberg 1985b: 198). Die berufene, vernünftige und liberale Gesellschaft ist ein schwacher Widerschein der räsonierenden Öffentlichkeit während der Aufklärung; und die Hoffnung auf den Bestand kompetenter Berufskommunikatoren speist sich aus dem Glauben an die Funktion kritischer Kompetenzen, die sich nach Koselleck ständig selbst unterwandern. Die Tradition, auf die sich Weischenberg implizit bezieht, ist nicht die Kosellecks, sondern die von Jürgen Habermas, die dem Selbstverständnis der intellektuellen Berufe schmeichelt.

Das Habermas-Konzept

Die Verführungskraft des von Habermas in seinem *Strukturwandel der Öffentlichkeit* entwickelten Denkmodells resultiert aus einer plausiblen Aufeinanderfolge von Werden und Zerfall. Das sichert dem schon 1962 erschienenen Buch auch heute noch hohe Autorität, insbesondere bei der literarischen Intelligenz. Nach Auffassung von Peter Gebhardt hat Habermas sogar die Praxis der Literaturkritik seit den siebziger Jahren erheblich beeinflußt (Gebhardt 1982: 83).

Die erste Etappe bürgerlicher Öffentlichkeit bildet im Habermasschen Modell die »literarische Öffentlichkeit«, die sich als eine oppositionelle Vorform bürgerlicher Macht gegen die »repräsentative Öffentlichkeit« konstituiert. Die »repräsentative Öffentlichkeit« stellt eine Sphäre demon-

strativer adeliger Machtentfaltung dar, die die Bürger ebenso demonstrativ von Teilnahme ausschließt. Die »literarische Öffentlichkeit« hingegen ist die Sphäre der Kritik an dieser Macht und daher, wegen möglicher Repressionen, eine heimlich-intime Einrichtung. Kommunikation spielt sich ab als Räsonnement der gebildeten bürgerlichen Schichten in den öffentlich zugängig gemachten kulturellen Institutionen wie Theatern, Museen, Konzert- und Lesesälen (daher der Begriff »literarische Öffentlichkeit«). In diesen Institutionen wird das gebildete bürgerliche Räsonnement eingeübt. Eine erhebliche Rolle spielt allerdings auch die Kommunikation mit der »eleganten«, der adeligen Welt. Und so ist die »literarische Öffentlichkeit« nach hinten mit der »repräsentativen Öffentlichkeit« und nach vorn mit der entfalteten »bürgerlichen Öffentlichkeit« verknüpft.

Für die »literarische Öffentlichkeit« gilt also, daß sie 1. öffentliche Gewalt kritisiert auf der Grundlage machtkontrollierender Vernunft – die sich nach Koselleck als vollendete immer nur am Horizont zeigt – und daß sie 2. den Dualismus von öffentlich und privat hervorbringt, der sich auch lesen läßt als Dualismus von schlecht und gut im moralischen Sinne. Sitz des moralisch Guten, oder der Humanität, ist die Familie, der intime »Kern« der Privatheit. Die Sphäre der Privatheit ist der Markt, auf dem die Bürger als Eigentümer ihre Waren tauschen. Privat bedeutet, daß man in der intimen Sphäre der Familie ein möglichst guter Mensch ist und auf dem Markt als Eigentümer auftritt.

Das Ideal entfalteter »bürgerlicher Öffentlichkeit« wird von dem Glauben genährt, daß aus dem Inneren der Familie Humanität gleichsam hervorquelle und durch Einbruch in die öffentliche Sphäre den Dualismus von öffentlich und privat, von moralisch schlecht und moralisch gut überwinde. »Der bürgerliche Idealtypus sah vor«, heißt es bei Habermas, »daß sich aus der wohlbegründeten Intimsphäre der publikumsbezogenen Subjektivität eine literarische Öffentlichkeit herausbildete« (Habermas 1969: 178). Für die Literaturkritik stellt sich das so dar: »Durch den Konsensus der zum räsonierenden Publikum versammelten, sich als autonom verstehenden Privatleute (...) wird aus Meinungen als Privatsache die ›öffentliche Meinung‹, das Urteil der richtenden Öffentlichkeit. Der Kritiker ist deren Sprecher. Er besitzt das Mandat der bürgerlichen Öffentlichkeit« (Gebhardt 1982: 99). In dieser Weise das Mandat der »bürgerlichen Öffentlichkeit« zu besitzen, schmeicheln sich die Intellektuellen seit je. Dieses Mandat ist das Fundament ihrer Legitimation. Aber nach Habermas basiert dieses Mandat auf einer Fiktion: »Die entfaltete bürgerliche Öffentlichkeit beruht auf der fiktiven Identität der zum Publikum versammelten Privatleute in ihren beiden Rollen als Eigentümer und als Menschen schlechthin« (Habermas 1969: 68). Von Teilhabe an Öffentlichkeit sind alle Nichteigentümer ausgeschlossen, was Oskar Negt und Alexander Kluge

in ihrem Buch *Öffentlichkeit und Erfahrung* (1972) entsprechend kritisierten.

Mitte des 19. Jahrhunderts zerfalle die »literarische Öffentlichkeit« – sie existiert offenbar im Rahmen entfalteter »bürgerlicher Öffentlichkeit« weiter – durch den Einbruch der Massenmedien. Bedroht sei die Buchkultur, das Bildungsmittel des Bürgers. Es drohe die Entliterarisierung »bürgerlicher Öffentlichkeit« und damit die feudale Rekodierung. Das Ideal fällt hinter seinen Ursprung zurück und eröffnet nun der Kritik ein unendliches Feld, den Dekadenzphänomenen entgegenzutreten: den Massenzeitschriften, dem Fernsehen, dem Film, den Videos, den Computern oder wem auch immer. In den Kern des Privaten, in die Familie, so heißt es, dringen massenmediale Kommunikationsformen. Nicht mehr das Buch, sondern die Massenmedien bestimmten die Gespräche am Familientisch: »Der entprivatisierte Intimbereich wird publizistisch ausgehöhlt, eine entliterarisierte Pseudoöffentlichkeit zur Vertrautheitszone einer Art Überfamilie zusammengezogen« (Habermas 1969: 178). Aus dem kulturräsonierenden Publikum werde ein kulturkonsumierendes: »der Resonanzboden einer zum öffentlichen Gebrauch des Verstandes erzogenen Bildungsschicht ist zersprungen; das Publikum in Minderheiten von nicht-öffentlich räsonierenden Spezialisten und in die große Masse von öffentlich rezipierenden Konsumenten gespalten. Damit hat es überhaupt die spezifische Kommunikationsform eines Publikums eingebüßt« (192). Habermas entfaltet, mit anderen Worten, die Kulturindustriethese der Kritischen Theorie und bietet sich selbst gleich, indem er die Öffentlichkeit in Idioten und Spezialisten teilt, als Spezialist für Lösungen an.

Die Lösungsspezialisten sind die Schriftgelehrten, die Mitglieder der bedrohten, heimlichen »literarischen Öffentlichkeit«. Seit der Aufklärung haben es die Intellektuellen verstanden, ihre professionellen Kenntnisse der Schrift als die Kenntnisse des Guten, Wahren und Schönen zu verkaufen. Intellektuelle Dienste wurden so lange als Dienste an der Wahrheit und am Sinn abgenommen, wie die Autoren sich hinter den komplexen Systemen der Schriftlichkeit verschanzen konnten. Schriftlichkeit freilich hat auch einen konspirativen Effekt. Sie erzeugt die Bürokratie, das Gegenteil von Öffentlichkeit.

Geheime Buralisten

Nach einem Zeugnis des preußischen Reformers und Ministers Karl vom Stein wurde das Büro zunächst vor allem als Schreibstube und der Bürokrat als Literat begriffen. 1821 klagt er in einem Brief an Gagern,

»daß wir fernerhin von *besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, ohne Eigentum seienden Buralisten* regiert werden. Das geht, solange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist

unserer und ähnlicher geistlosen Regierungsmaschinen; *besoldet*, also Streben nach Erhalten und Vermehren der Besoldeten; *buchgelehrt*, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; *interesselos*, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; *eigentumslos*, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht, (...) sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Büro, unbekannt, unbemerkt, ungerühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen an.« (Stein 1965: 381)

Die Entstehung der Bürokratie hat in dieser Lesart eminent zu tun mit der Professionalisierung und Spezialisierung literaler Techniken. Die »literarische Öffentlichkeit«, die sich nach Habermas als eine kritische Buch-Öffentlichkeit gegen die adelige »repräsentative Öffentlichkeit« konstituierte, fällt zu Beginn des 19. Jahrhunderts offensichtlich in spezifische professionelle »Schreiberkasten« auseinander. »Literarische Öffentlichkeit«, das angeblich machtkontrollierende Gegenmodell zur »repräsentativen Öffentlichkeit«, entzieht sich ihrerseits hinter »wohlverschlossenen Türen« der Kontrolle.

Dieser Rückzug ins Geheime ist nach Koselleck schon angelegt in der Organisation jener Schreibprofis, die wir heute Intellektuelle nennen und die während der Aufklärung als Literaten ihre Dienste anzubieten begannen. Diese Literatengruppen kamen zum Teil aus den Geheimorganisationen des vorrevolutionären gebildeten Bürgertums, denen nachgesagt wurde, sie hätten die Französische Revolution betrieben. Von der geheimen Verschwörung zur Überwachung der geheimen Verschwörung ist es nur ein kleiner Schritt. In seiner Untersuchung über die Anfänge der politischen Polizei in Deutschland nennt Wolfram Siemann entsprechend als Voraussetzung professioneller politischer Polizei eine professionelle Organisation von Schreibdiensten, »die Entwicklung eines büromäßigen Geschäftsbereichs mit Karteien, Geschäftsprotokollen, rationaler Registratur, innerbehördlicher Gliederung nach Abteilungen und funktionalen Schwerpunkten usw.« (Siemann 1985: 465).

Hysterie und Unterhaltung

Der »geheime Buralismus« bringt an den Tag, daß es auch den Schreibprofis nicht um Öffentlichkeit, sondern um eine öffentliche Anstellung geht, daß sie nicht schreiben wegen der Wahrheit, des Sinns und der Kritik, sondern wegen des Brots, der Konkurrenz und der Macht.

Scharfsinnig wie kein zweiter hat Nietzsche diesen Grundzug der Intellektuellen an Wagner offengelegt. Auf zwei Motive ist er gestoßen, von denen die intellektuelle Konkurrenz bestimmt wird: auf die Hysterie und auf die Unterhaltung. Zur Hysterie schreibt Nietzsche im »Fall Wagner«:

»Die Probleme, die er [Wagner] auf die Bühne bringt – lauter Hysteriker-Probleme –, das

Konvulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärferen Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Prinzipien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Helden und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet (– eine Kranken-Galerie! –): alles zusammen stellt ein Krankenbild dar, das keinen Zweifel läßt. *Wagner est une névrose.* Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, nichts jedenfalls besser studiert als der Proteus-Charakter der Degenereszenz, der hier sich als Kunst und Künstler verpuppt. Unsre Ärzte und Physiologen haben in Wagner ihren interessantesten Fall, zum mindesten einen sehr vollständigen. Gerade, weil nichts moderner ist als diese Gesamterkrankung, diese Spätheit und Überreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der *moderne Künstler par excellence,* der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischste Art gemischt, was heute alle Welt am nötigsten hat – die drei großen Stimulantia der Erschöpften, das *Brutale,* das *Künstliche* und das *Unschuldige* (Idiotische).« (Nietzsche 1966, II: 913)

Nach dem Befund Nietzsches also ist Wagner nicht wirklich krank, sondern er simuliert die Krankheit, das ist die wagnerianische Hysterie. Diese simulierte Krankheit ist weitgehend bekannt unter dem Titel der Sensibilität und Kreativität, womit, im Unterschied zu anderen gesellschaftlichen Gruppen, der Intellektuelle in seiner genialsten Ausprägung als Künstler gesegnet sein soll.

Aus dem Simulantentum des Hysterikers (und seines Publikums) kommt das »goldene Zeitalter« des Schauspielers und der Unterhaltung herauf (II: 916, 925). Auch Nietzsche versteht wie Habermas die Massenkultur als einen tiefen Einschnitt, durch den die Moderne gekennzeichnet sei. Aber anders als Habermas sieht er bereits in der »literarischen Öffentlichkeit«, in der Buchgelehrsamkeit und im Theater, der »Massen-Kunst par excellence« (II: 1041), die simulatorischen, hysterischen Züge moderner Intellektualität: »aus uns haben wir Modernen gar nichts; nur dadurch, daß wir uns mit fremden Zeiten, Sitten, Künsten, Philosophien, Religionen, Erkenntnissen anfüllen und überfüllen, werden wir zu etwas Beachtenswertem, nämlich zu wandelnden Enzyklopädien, als welche uns vielleicht ein in unsere Zeit verschlagener Alt-Hellene ansprechen würde« (I: 233). Der Fluchtpunkt seiner Massenkulturkritik ist nicht die »literarische Öffentlichkeit«, sondern die griechische Kultur. Auch die Griechen hätten den Schein verehrt, auch sie seien oberflächlich gewesen, aber – so Nietzsche – sie waren oberflächlich »aus Tiefe« (II: 1061).

Die Modernen hingegen entwickeln ihr Talent zur Lüge, sie berauschen sich an Lügen: »Bei Wagner steht am Anfang die Halluzination: nicht von Tönen, sondern von Gebärden. Zu ihnen sucht er erst die Ton-Semiotik« (II: 917). Der dionysische Rausch verkommt zum Delir, der dionysische Tanz gerät ins Schwimmen (II: 1043). Im Unterschied von »tanzen« und »schwimmen« wird der Verlust des Stils bemerkbar. Stillosigkeit ist die Signatur der Moderne, die »Bricolage«, die heute zu einem Merkmal der sogenannten »Postmoderne« erhoben wird, die Stilbastelei oder die Beliebigkeit der Stile:

»In diesem chaotischen Durcheinander aller Stile lebt aber der Deutsche unserer Tage: (...) Alles sollte ihn doch belehren: ein jeder Blick auf seine Kleider, sein Haus, ein jeder Gang durch die Straßen seiner Städte, eine jede Einkehr in den Magazinen der Kunstmodehändler; inmitten des geselligen Verkehrs sollte er sich des Ursprungs seiner Manieren und Bewegungen, inmitten unserer Kunstanstalten, Konzert-, Theater- und Musenfreuden sich des grotesken Neben- und Übereinander aller möglichen Stile bewußt werden. Die Formen, Farben, Produkte und Kuriositäten aller Zeiten und aller Zonen häuft der Deutsche um sich auf und bringt dadurch jene moderne Jahrmarkts-Buntheit hervor, die seine Gelehrten nun wiederum als das ›Moderne an sich‹ zu betrachten und zu formulieren haben; er selbst bleibt ruhig in diesem Tumult aller Stile sitzen.« (I: 140)

Der Gelehrte als Parasit der Stile, dazu angestellt, diese mit Sinn, Bedeutung, Wahrheit aufzuladen, während der Spießer, der Auftraggeber, inmitten des Tumults sitzen bleibt, nirgendwo beschreibt Nietzsche die Rolle des Intellektuellen in der Moderne präziser als hier. Und sehr deutlich wird an dieser Stelle auch, wie Intellektueller (Gelehrter) und Spießer gemeinsam das Projekt Moderne hervorbringen.

Geistige Moden

Für Udo H. A. Schwarz war die wachsende Bedeutung von Unterhaltung und Mode, die Nietzsche im »Fall Wagner« beschrieben hatte, Anlaß genug, die bei Habermas niedergelegte Geschichte »bürgerlicher Öffentlichkeit« in einem wesentlichen Punkt derart zu modifizieren, daß die Modifikation zur Korrektur wird. Schwarz präzisiert den Abschnitt in der Geschichte »bürgerlicher Öffentlichkeit«, wo die Massenmedien in die Familie eindringen, wo die »bürgerliche« in eine »repräsentative Öffentlichkeit« sich zurückzuverwandeln droht (»Refeudalisierung«) und wo aus dem kulturräsonierenden Publikum ein kulturkonsumierendes wird: Es ist der Beginn der Massenkommunikation Mitte des 19. Jahrhunderts. Als Effekt dieses massenmedialen »Einbruchs« hat sich nach Habermas ein System »sekundärer Intimität« ausgebildet (Habermas 1969: 190). Die gesellschaftlichen Subjekte werden durch die Massenmedien sozusagen »entinnerlicht«, im klassischen Sinne »entfremdet«.
Schwarz begreift »Entfremdung« als Funktion der Mode, die durch Mitwirkung der Massenmedien zunehmend gesellschaftliches Verhalten normiere. Unter Rekurs auf David Riesmans Typus des modernen »außengelenkten Sozialcharakters« und Heideggers »Man« macht er plausibel, daß sich die gesellschaftlichen Subjekte in diffuser Angst vor dem Blick der anderen ihre soziale Konformität als Mimikry an eben diesen Blick sichern; ihre Gestalt nimmt das Aussehen an, das von ihnen erwartet wird. Das «Ich« unterwerfe sich den Blicken der anderen. Es »entfremde« sich in dem Maße, wie diese Unterwerfung zur Gewohnheit werde. Mode entspringe habitualisiertem Unterwerfungs- und Tarnungsverhalten. Der außengelenkte moderne So-

zialcharakter resultiere aus massenmedial vermittelten Blickwirkungen (Schwarz 1982: 135).

Diese Position ist »konkretistisch«. Unter Mode versteht Schwarz lediglich, was man sehen kann, also die Kleidermode. Es gibt aber auch geistige Moden. Hierzu zählt beispielsweise die Mode der Plötzlichkeit und des Ereignisses, die Lyotard den der Mode entwöhnten Intellektuellen andient: »Die Mode bejaht sich in dem Verlangen, das Ereignis zu sein« (Lyotard 1985: 77). Die Ästhetik der Plötzlichkeit und des Ereignisses ist ein Beleg für die von Pierre Bourdieu penibel dokumentierte Hypothese, in den Prozeß der Mode werde nicht nur die Kleidung, sondern auch die Bildung einbezogen. Nach Bourdieu spielt »kulturelles Kapital« eine wesentliche Rolle im Kampf um Statuschancen. Es kann schon bedeutend sein, zu bestimmten Zeiten über bestimmte Bildungsgüter zu verfügen. Die Trendbörse notiert die Kurse des Bildungskapitals sorgsam. Wie in der Kleidermode gibt es hier ein – geheimes – »in« oder »out«.

Anders als Schwarz, der in der Mode ein normierendes System sieht, geht Bourdieu von den sozialdifferenzierenden Wirkungen der Mode aus. Sowohl der Besitz bestimmter Kleidung als auch der Besitz bestimmten »kulturellen Kapitals« diene der Unterscheidung und Abgrenzung sozialer Gruppen. Der Wert eines kulturellen Gutes bemesse sich nach seiner Seltenheit. Je verbreiteter es sei, desto weniger tauge es zur Distinktion: »Weil die elitebildende Kraft von kulturellem Besitz oder Konsum – mag es sich um Kunstwerke, Hochschuldiplome oder Filmkenntnisse handeln – unweigerlich sinkt, wenn die absolute Zahl derer steigt, die sich dies aneignen können, wären die entsprechenden Gewinne an Distinktion dem Verfall geweiht, wenn nicht das Produktionsfeld der Kulturgüter (...) unaufhörlich neue Güter produzierte oder neue Arten, sich dieselben Güter anzueignen« (Bourdieu 1984: 361 f.). Die kulturellen Güter sind einer ständigen Produktion, Hyperproduktion und anschließender Abwertung unterworfen.

Für die Wissenschaften hat Niklas Luhmann ähnliche am Markt der wissenschaftlichen Moden orientierte Strategien geortet. Wesentlicher im sozialen System Wissenschaft als die »Wahrheit« – so nicht ohne Empörung Luhmanns Kritiker Käsler – sei die »wissenschaftliche Reputation«: »Nicht die Wahrheit der Beobachtungen und Erklärungen, sondern die innerwissenschaftliche Anerkennung wird zur Leitlinie bei Wahl – oder Vermeidung – von Themen, Publikationsweisen, Kontakten und Orten des Auftretens« (Käsler 1984: 186). Enttäuscht über eine derartige »Theoriepolitik« schrieb Käsler weiter, Luhmann bediene sich »des Sozialsystems Wissenschaft wie seines Telephons« (186). Aber nicht nur Luhmann ›telephoniert‹. Der Germanist Joachim Dyck sekundiert in Sachen »Theoriepolitik«: »Ohne Protektion durch akademische ›Väter‹ oder politische ›Brüder‹ läuft heute

nichts mehr: Wer keinem Zitierkartell angehört und sich im eigenen Hause oder auf Kongressen keine Freunde macht, hat auch keine Chance« (Dyck 1985: 41).

Die Kehrseite der Mode ist das Unmoderne. Auch für philosophische Theoreme gilt die zermalmende Logik des Populärwerdens und des Veraltens. Der Strukturalismus, die letzte große geistige Mode, eignete sich aufgrund seiner anspruchsvollen Begrifflichkeit besonders zur Distinktion. Er war die Distinktion. Er rief geradezu nach Eingeweihten, die sein Programm verdolmetschten. Seit einer Weile wird nur noch gedolmetscht: »Der subversive Diskurs hat tausend Kanzeln, und dies gewiß nicht in Katakomben: er murmelt und schwatzt, raunt und schreit über alle Kanäle, durch alle Medien, durch etliche Hörsäle« (van Rossum 1985: 284 f.).

Selbstverständlich sind es, gemäß der Logik der Mode, immer die anderen, die schwatzen und den Moden verfallen. Das Trauma des Konkurrenzintellektuellen ist es, selbst der andere zu sein und beim Schwatzen ertappt zu werden. Daher geht er habituell hinter dem Exquisiten in Deckung; neuerdings – das ist besonders exquisit – verschanzt er sich auch hinter der »Popular Culture«. Seit je bildete exklusive Heimlichkeit, das Arkanum, die Quelle intellektueller Kritik, und keinen verfolgt der Konkurrenzintellektuelle mehr als denjenigen, der das Geheimnis verrät, daß es nämlich kein Geheimnis gibt.

Das Geheimnis war während der Aufklärung von Geheimbünden verwaltet. Koselleck schreibt hierzu: »Das Geheimnis impliziert keine direkten Umsturzpläne, aber es verschleiert die politische Konsequenz der moralischen Pläne, die sich gegen den absolutistischen Staat richten. Daß der Kampf gegen diese unvermeidlichen Übel der Welt, die Staaten, sich unbemerkt, unsichtbar und leise vollzieht, ist die Aufgabe nur ›würdiger Männer‹, ist das Geheimnis, die Esoterik der Freimaurerei« (Koselleck 1973: 74).

Im Popzeitalter verbirgt sich das Geheimnis in der Mode, und seine Verwalter sind die Konkurrenzintellektuellen, die wissen, was morgen in der Zeitung steht. Die würdigen Männer der Aufklärung, das sind heutzutage »Großfreunde«, wie Diedrich Diederichsen sie genannt hat. Der »Großfreund«, eine Mischung aus Hip-Intellektuellem, was nur wenige werden können, und Hipster, was mehrere werden können, im Status einem Andy Warhol vergleichbar, bilde mit anderen Großfreunden ein System aus, das auf nichts anderem fuße »als der Übereinkunft der Befreundeten, sich gegenseitig für Höhere Wesen zu halten« (Diederichsen 1985: 66). Die Großfreundschaft ist das Produkt »komplementärer« Mode-Blicke (Schwarz 1982: 135). Sie konstituiert eine »Öffentlichkeit«, die sich kokett von der »Erwachsenen-Öffentlichkeit« durch ein »Geheimwissen« zu unterscheiden versucht, »das unsere Generation, sofern sie eine studieren-

de war, brauchte, um wieder Eliten und damit Verbindlichkeiten im Denken zu rekonstruieren« (Diederichsen 1985: 52). Woraus dieses von einer »Elite« verwaltete »Geheimwissen« bestand – Diederichsen nennt »die Franzosen«, also die Strukturalisten und Poststrukturalisten –, ist völlig gleichgültig. Hauptsache ist, es eignet sich zur Distinktion und – das ist der aufklärerisch-geheimbündlerischen Tradition intellektueller Kritik geschuldet – zur Subversion. Subversiv soll der intellektuelle Diskurs schon sein.

Er bleibt es freilich nicht lange, denn er ist ja ein Diskurs der Mode und der Entertainer, und als ein solcher wird er nicht nur gesprochen, sondern auch gesungen von Yves Montand. Jedenfalls ist der Werbecoup eines alternden Schlagersängers imstande, eine ganze Philosophie zu erschüttern: Yves Montands Absage an den Kommunismus und seine reaktionäre Wende werden zum Menetekel der Pariser Intelligenz stilisiert. Auch Montand habe wie die Poststrukturalisten »die Maske des kommunistischen Sympathisanten abgelegt, zu der ihn seine Filme, seine Lieder, vielleicht auch sein Vater verpflichtet hatten« (van Rossum 1985: 276).

Der Vater, der den Sohn zu kritischer Humanität verpflichtet; der Sohn, der sich der Verpflichtung durch kulturelle Produktion unterwirft: in diesem Zitat gibt sich das zur Karikatur eingeschrumpfte Modell »literarischer Öffentlichkeit« zu erkennen, wonach aus dem Schoß der familialen Intimsphäre Humanität als Kunst in die Öffentlichkeit überquelle. Der Vorwurf, der zu hören ist, lautet, Montand habe gegen dieses Modell und damit gegen die klassischen intellektuellen Legitimationstechniken verstoßen. Reißt man dem Intellektuellen die humanistische Maske vom Gesicht, grinst einem – in diesem Falle – der Schlagersänger entgegen. Das ist so in einer Gesellschaft, die – sofern es irgend möglich ist – Diskurse verpopt, auch den Diskurs der Großfreunde, die im hektischen Rennen gegen die Veraltung die Rolle des Hasen übernommen haben.

Neil Postmans auf dem Fernsehschirm und bei Marshall McLuhan gemachte Beobachtung, in der gegenwärtigen Kultur werde »jedes Thema als Unterhaltung präsentiert« (Postman 1985: 54), ist unwiderleglich: Zur Verbreitung von Informationen gehört intellektuelles Marketing. Das Informations.nferno zwingt diejenigen, die sich bemerkbar machen wollen – auch die Wissenschaftler –, sich der Unterhaltung und der Mode zu bedienen. Beide Systeme wirken wie Vorsortierer der Information. In dieser Funktion werden sie zunehmend unentbehrlich, es sei denn, eine drastische Einschränkung in der Produktion der Information wäre weltweit durchsetzbar.

Bering, Dietz (1978), *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes*, Stuttgart: Klett-Cotta

Borcherdt, H. H. (1922), »Das Schriftstellertum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung des Deutschen Reiches«, in: Sinzheimer (ed.) (1922), S. 1-55

Bourdieu, Pierre (1984), *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Einbildungskraft*, 3., durchges. Aufl., Frankfurt: Suhrkamp

Bücher, Karl (1922), »Gutachten über das Gesamtgebiet der Schriftstellerfrage«, in: Sinzheimer (ed.) (1922), S. 463-479

Charle, Christophe (1975), »L'Expansion et la crise de la production littéraire (2e moitié du 19e siècle)«, *Actes de la recherche en sciences sociales* 4, S. 44-65

Diederichsen, Diedrich (1985), *Sexbeat. 1972 bis heute*, Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch

Dyck, Joachim (1985), »Stumm und ohne Hoffnung. Die totale Paralyse der Germanistik in den 80er Jahren«, *Die Zeit* Nr. 25, S. 41 f.

Fischer, Arthur, Werner Fuchs und Jürgen Zinnecker (1985), »Einleitung«, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (ed.) (1985), Band 1, S. 9-32

Gebhardt, Peter (1982), »Literarische Kritik«, in: Harth, D. und P. Gebhardt (ed.) (1982), *Erkenntnis der Literatur*, Stuttgart: Metzler, S. 79-109

Habermas, Jürgen (1969), *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, 4. Aufl., Neuwied und Berlin: Luchterhand

Jugendwerk der Deutschen Shell (ed.) (1985), *Jugendliche + Erwachsene '85. Generationen im Vergleich*, 5 Bände, Opladen: Leske + Budrich

Käsler, Dirk (1984), »Soziologie: ›Flug über den Wolken‹«, *Der Spiegel* 50, S. 184-190

Koselleck, Reinhart (1973), *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt: Suhrkamp

Leenhardt, Jacques (1985), »Das ›Lesen-Können‹ oder: Über die soziohistorischen Modalitäten des Lesens«, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 57/58, S. 238-249

Ludz, Peter Christian (1965), »Ideologie, Intelligenz und Organisation. Bemerkungen über ihren Zusammenhang in der frühbürgerlichen Gesellschaft«, *Jahrbuch für Sozialwissenschaft* 15, S. 82-113

Lyotard, Jean-François (1985), *Grabmal des Intellektuellen*, Graz, Wien: Böhlau

Michel, Karl Markus (1968), *Die sprachlose Intelligenz*, Frankfurt: Suhrkamp

Nietzsche, Friedrich (1966), *Werke in drei Bänden*, Ed. Karl Schlechta, München: Hanser

Postman, Neil (1985), »Showbusiness ist unser Leben«, *Psychologie heute* 10, S. 53-55

Rauecker, Bruno (1922), »Die Fachvereine des freien deutschen Schriftstellertums«, in: Sinzheimer (ed.) (1922), S. 157-198

Rossum, Walter van (1985), »Triumph der Leere. Zum Konvertitentum der französischen Intellektuellen«, *Merkur* 4, S. 275-288

Schwarz, Udo H. A. (1982), *Das Modische. Zur Struktur sozialen Wandels der Moderne*, Berlin: Duncker & Humblot

Siemann, Wolfram (1985), *»Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung«. Die Anfänge der politischen Polizei 1806-1866*, Tübingen: Niemeyer

Sinzheimer, Ludwig (ed.) (1922), *Die geistigen Arbeiter. Erster Teil. Freies Schriftstellertum und Literaturverlag*, München und Leipzig: Duncker & Humblot

Stein, Karl Freiherr vom (1965), *Briefe und Amtliche Schriften*, Band 6, Stuttgart: Kohlhammer

Thurn, Hans Peter (1985), *Künstler in der Gesellschaft. Ergebnisse einer Befragung unter Bildenden Künstlern in Düsseldorf und Umgebung*, Opladen: Westdeutscher Verlag

Titze, Hartmut (1984), »Die zyklische Überproduktion von Akademikern im 19. und 20. Jahrhundert«, *Geschichte und Gesellschaft* 10, S. 92-121

Valéry, Paul (1984), *Herr Teste*, Frankfurt: Suhrkamp

Walser, Robert (1975), *Briefe*, Gesamtwerk Band XII/2, Genf: Kossodo

Weischenberg, Siegfried (1985a), »Die Zukunft des Journalismus«, *Vortrag vor dem Gesprächskreis Politik und Medien der Friedrich-Ebert-Stiftung am 18. Juni*

Weischenberg, Siegfried (1985b), »Die Unberechenbarkeit des Gatekeepers. Zur Zukunft professioneller Informationsvermittlung im Prozeß technisch-ökonomischen Wandels«, *Rundfunk und Fernsehen* 2, S. 187-201

Wiese, Leopold von (1922), »Die Sozialisierung des Literaturverlags«, in: Sinzheimer (ed.) (1922), S. 385-414

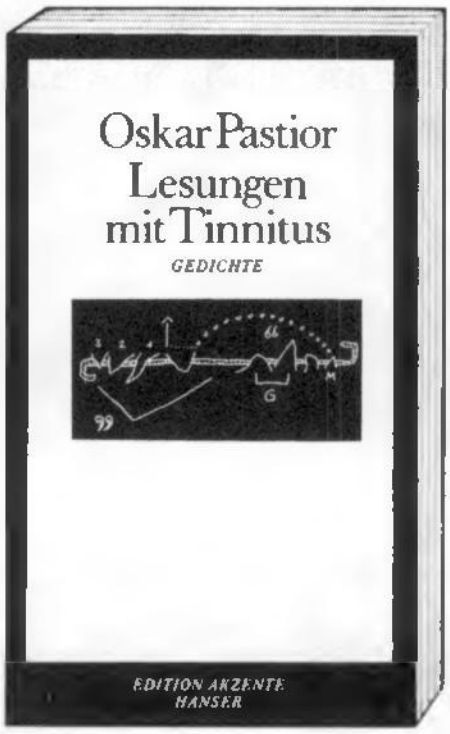
Zinnecker, Jürgen (1985), »Literarische und ästhetische Praxen in Jugendkultur und Jugendbiografie«, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (ed.) (1985), Band 2, S. 143-348

Jörg Schönert danke ich für Anregungen und Diskussionen.

HANSER

Das Rauschen der Sprache

Wer Oskar Pastior, diesen in der deutschsprachigen Poesie einzigartigen Erfinder von **sonetburgern**, von **Petrarca**-Gedichten und **Anagrammen mit Hebel** lesen hört, wird unvermittelt an eine Poesie kurzgeschlossen, die voller Wunder und Tücken ist – er hört den Eigenton, das unreine Rauschen der Sprache selbst. Pastior nennt diese Chance und dies Ärgernis poetischen Sprechens überhaupt **Tinnitus** – eine Art semantisches Ohrensausen, das sich von den Gehörgängen bis in



den Hinterkopf fortsetzt und sogar längeranhaltende Zustände eines stark sprach-erotischen Lustmoments hervorrufen kann. Ein Abenteuer wie Pastior auf unterschiedlichen Wegen mit Sprache umgeht, Verlogenheit und Hintertreppen freilegt, wie ein Maulwurf in der Semantik gräbt und mit den schönsten Maulwurfshügeln neue Wortbedeutungen qua Kontext möglich macht. Und über allem hören wir in den wunderbarsten Obertönen das helle Tinnitus-Rauschen, den Eigenton der Erkenntnis.

Gedichte 1980–1985
160 Seiten. Broschur. DM 26,–

Cora Stephan
Wie ich mich verkaufe

1. Variante: ich schreibe, weil ich mich ausdrücken will.
Dieser Vorgang fällt, semantisch gesehen, unter die Intimsphäre und wird gemeinhin nicht in Geld und Geldeswert aufgewogen, sondern stellt sich im Gegenteil als Problem kostenverursachender Entsorgung dar. Das ändert sich erst dann, wenn unsere Gesellschaft gelernt hat, mit organischen Abfällen wertschätzender umzugehen. Bis dahin gilt die Regel, daß sich nicht jeder Scheiß verdient macht. (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, Projektantrag VW-Stiftung, 1986 ff.)

»Wie ich mich verkaufe? Danke der Nachfrage. Dank der Nachfrage zur Zeit ganz gut.«
»Schreib das so auf«, sagt Hannes, »damit ist diese blöde Frage doch hinreichend beantwortet.«
Das finde ich auch. Nur: »Das langt nicht für einen Artikel. Das ist höchstens ein schön kurzes Stück Gebrauchslyrik.«
»Na und«, hinwiederum Hannes, »im Grunde gehört die Antwort auf eine derart impertinente Frage mit der Axt ziseliert. Und du schnitzt sie wieder mit dem Küchenmesser!« Impertinent? Stimmt eigentlich irgendwie.
»Nicht mich«, betone ich stolz, »verkaufe ich. 'S ist nur das Produkt, das zu Gebote steht.« Und was für ein Produkt! Ist nicht, was auf dem Markt erscheint, Ergebnis von jahrelangem Sehnen, vergeblichem Streben und quälendem Mühen? Herrschten da nicht stets und ständig der Spitzweg, Dach juchhe und literweise Herzblut, Schweiß und Tränen? »Wer nun behauptet, das sei bezahlbar, verdient, ein empfindungsloses Ferkel genannt zu werden!«
»Schreib das so auf«, sagt Hannes. »Das ist doch ein guter Anfang.«
Nun gut. Der Rest ist schnell erzählt. (Bonner Journalistenweisheit).

Die Schriftstellerei hat eine besondere Aura, die sie für Geld immun zu machen scheint. Sie gilt als Entäußerung der Person des Schreibenden. Dessen Produkt also vermittelt den Autor selbst: dieser, so heißt es landläufig, trägt mit jenem seine Haut zu Markte. Das verlogene Lamento darüber füllt kiloweise Druckseiten. Denn ist nicht zugleich der Literat

der größte Egoist, der am Schreibtisch ohne Rücksicht auf andere seine Sicht der Dinge konstruieren kann? Gebührt ihm dafür auch noch Anerkennung in Gestalt von Subsistenz? Oder ist er tatsächlich der »Bergbauer« (Lothar Baier), eine bedrohte Spezies, die von den produktiven Teilen der Gesellschaft an den Tropf gehängt wird, damit sie sich im Heimatmuseum an ihrem Gegenteil, dem unproduktiven Narren, ergötzen können?

Die auratische Schriftstellerei lebt von ihrem Gegenbild, dem Zerrbild, dem schrecklich nützlichen Schreiben. Dieses Schreiben – für die Werbeagentur, für die Verkaufsstrategen aller Waren, auch der Politik, für die bunten Blätter und allerhand andere Organe der Volksbetäubung – leidet nicht an der Unmöglichkeit, ein Verhältnis zum Geld herzustellen. Es geschieht des Geldes wegen, manchmal auch der guten Sache wegen, aber nie mit der ganzen Person. Ein Werbetexter verkauft sich nicht. Er verkauft nur seinen Text, der auf dem Markt standhalten muß: Trifft er das Produkt, für das er wirbt? Erreicht er den vorgegebenen Qualitätsstandard? Hat er Erfolg? Ob die Person, die ihn fabriziert hat, ein guter Mensch mit hohen Werten ist, interessiert da nicht.

So zerfällt der Markt, auf dem Produkte des Schreibens zirkulieren, in zwei Kategorien: in der einen gibt es keine Relation zwischen Produkt und Geld. In der anderen herrscht ein unkompliziert-unmittelbares Verhältnis zwischen beiden. Unter welchen Bedingungen kann sich ein Schreibprodukt verkaufen, das keine Werbung ist? Und wer oder was steht dem im Wege?

2. Variante: ich schreibe, weil ich etwas zu sagen habe.

Dies ist ein Widerspruch in sich: wenn man etwas zu sagen hat, soll man es auch sagen und nichts anderes. Das Sagen haben indes diejenigen, die nichts besagen oder aber falsch aussagen, was wiederum von anderen aufgeschrieben wird, die das unsäglich finden. Wer was zu sagen hat, hat meistens auch Geld und läßt schreiben. Kein revenueversprechender Ansatz. (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

»Ich wollte eigentlich«, sage ich resigniert, »was ganz anderes schreiben.« – »Anders oder was anderes?« fragt Hannes. »Eigentlich oder recht eigentlich? Wolltest du oder willst du?«

»Eigentlich«, entgegne ich trotzig, »will ich sagen: sie sind mir alle zuwider. Ich hasse die arbeitslosen Lehrer, die für einen kleinen Rundfunkauftrag so dankbar sind, daß sie nach der Höhe des Honorars noch nicht mal fragen – geschweige, daß sie an seiner Höhe auch noch etwas auszusetzen fänden. Ich hasse die verbeamteten Wissenschaftler und Hochschulmolche, die richtig glücklich sind, daß sie mal in einem Sammelband oder gar in einem

Periodikum die Sau rauslassen können, und angesichts ihres durch gutes, regelmäßig wiederkehrendes Einkommen verursachten schlechten Gewissens kein Geld für ihre Mühe haben wollen, was Verleger und andere Geiznickel prompt als glühendes Vorbild für unsereins benutzen. Ich hasse diese ganzen Schöngeister, die es wichtiger finden, daß ihre ›Inhalte‹ ›rüberkommen‹ und es angesichts der ›Sache‹ und des ›Anliegens‹ ›unanständig‹ finden, für ihre Vermittlungstätigkeit auch noch Geld zu nehmen. Ich hasse diese Redakteure und Lektoren, die auch immer nur von der Sache reden und vom Gelde schweigen, diese frustrierten Möchtegernkreativen, die sich bitter dafür rächen, daß andere tun, was sie schon längst nicht mehr vermögen. Ich hasse diese Gewerkschaftsheinis, die dich am liebsten zum Abfassen einer neorealistischen Novelle über den Kampf gegen Paragraph 116 AfG vergattern möchten, wenn du das Flugblattverteilen für die DruckundPapierkollegen verschlafen hast, weil du in der Nacht zuvor am laufenden Meter Solidaritätsaufrufe unterschreiben mußtest. Ich hasse diese 150prozentigen, die mit ›dem System‹ nicht über ›Judasgroschen‹ rechten wollen und lieber von Bafög und Stütze leben. Ich hasse die Freizeitlyriker, die Schreiben unter Kunstvorbehalt stellen und es großgeschrieben aussprechen und glauben, ihre zarten Gespinste seien viel zu kostbar für ein schnödes Entgelt. Ich hasse all die, die sich für so unbezahlbar halten, daß sie lieber als Putzfrau gehen, statt ihre Produkte der Kritik des Marktes auszuliefern. Ich hasse ...«

3. Variante: Ich schreibe, weil ich mich selbstverwirklichen will.
Das ist gut und billig, und niemand, der solches anstrebt, käme auf die Idee, sich derart wichtige persönliche Prozesse auch noch bezahlen zu lassen. Ideelle Anliegen messen sich nicht nach Maßgabe materiellen Gewinns. Dies und Geld: unanständig! (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

»Ein Absatz«, sagt Hannes, »der die Länge übersteigt, die der Leser auf einen Blick erfassen kann, widerspricht den Gesetzen, nach denen unser Medium seit Jahren erfolgreich ist.« – »Ja«, intonieren wir gemeinsam, »der Leser versteht das nicht. Der Hörer mag das nicht. Unsere Kunden wollen das nicht.«
»Siehst du«, sage ich, »so ist das nun mal: ten million Elvis-fans can't be wrong.« – »Du weißt«, ergänzt Hannes, »daß das schon mal unfreundlicher gesagt wurde: Millionen von Fliegen auf einem Haufen Scheiße können sich nicht irren.« Aber will der Leser, was er wollen soll? Von Leserinnen und Hörerinnen ist ja selten die Rede.
»Ich kenne«, behaupte ich, »den Leser und den Hörer. Es ist der jeweils verantwortliche Redakteur, der seine Neigungen zu den alles bestimmen-

den macht und überdies, betrachtet man sich all die leser- und hörerfreundlichen Produkte, keine hohe Meinung vom deutschen Volke hat, das sich in Geschmacksfragen erfreulicherweise immer wieder als widersprüchlich erweist. Eine Chance für den Schreiber! Wäre da nicht dieser hinderliche Bedenkenträger ...«
»Es gibt«, schließt Hannes, »ja doch ein weites Feld zwischen Produkt- und Ideenwerbung und der schriftstellerischen Selbstentäußerung. Auf diesem weiten Feld herrscht die Form.« Ich stimme zu. »Du kannst«, behaupte ich, »in einer hinreichenden Menge von Medien alles sagen, viele Meinungen vertreten und manche Inhalte verteidigen. Du mußt dich nur dazu bereitfinden, das in zweieinhalb Minuten zu tun bzw. in soundsoviel Worten, wobei die Sätze kurz sein sollten und die Absätze überschaubar, weil der Leser ...«
»Na gut«, meint mein Hannes, »dann schreib das so auf.«

4. Variante: Ich schreibe, weil ich etwas veröffentlichen will.
Das ist, vom Ansatz her, völlig in Ordnung. Das Geschriebene hat es an sich, zirkulierbar zu sein, also von einer Hand zur anderen wandern zu können, damit einen immer größeren Personenkreis zu erreichen und zwischen den darin Einbezogenen ein Gemeinsames zu schaffen, einen Bezugspunkt, also: Öffentlichkeit. Diesen Wunsch kann man sich leicht selbst erfüllen, sofern man mit einem kleinen Personenkreis zufrieden ist. Möchte man hingegen Tausende, Zehntausende, Hunderttausende auf einen Schlag verderben, muß man sich mit den sog. Massenmedien gutstellen. Eine Seite in einer großen deutschen Illustrierten, beispielsweise, kostet ganz schön viel. Sie können froh sein, wenn Sie für die Nutzung dieses Raums für Ihre Veröffentlichungslust nicht auch noch zahlen müssen! Merke: auch dieses Bedürfnis allein wirft noch keinen müden Mehrwert ab. (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

»Ich hasse all die Schreibtätigen, die von Zensur reden, wo im Grunde nur sie sich keine Mühe gegeben haben. Ich hasse auch ihre Auftraggeber, die noch nicht einmal eine richtige Zensur auszuüben vermögen und ihre Qualitätsmaßstäbe auf Geschmacksfragen reduzieren. Ich hasse die Aufforderung: ›Schreiben Sie uns doch mal so was richtig Freches, Bissiges‹ oder auch ›Lockeres, Unverbissenes‹, oder ›ganz Anderes, Neues, Frisches‹. Ich hasse Redakteure, die Frauen auffordern, mal was gegen Frauenunterdrükkung zu schreiben, wo das doch eigentlich ihr Problem ist und sie nur zu faul dazu sind. Ich hasse all diejenigen, die meine besten Stücke nicht drucken wollten und zwei Monate später angesichts eines belanglosen Quickies in Begeisterung ausbrechen. Ich hasse die Budgetverwalter, Zeilenzähler, Minutenverfüger ...«

»Ist das so halbwegs ausgewogen verteilt«, frage ich Hannes. »Du hast«, meint der, »bestimmt noch irgendeine erlesene Schweinerei ausgelassen.« – »Klar: all die, unter denen ich noch nicht gelitten habe.« – »Da«, sagt der gerechte Hannes, »hast du aber nicht viel zu leiden gehabt.« – »Sagen wir mal«, sage ich, »das verteilt sich so über die Jahre und wird ein ganz normales Leid bzw. Berufsschicksal, und eigentlich«, sage ich, »eigentlich hasse ich ja auch ganz ordentlich diejenigen, die es höchst verdächtig finden, wenn man nicht ordnungsgemäß und umfänglich leidet. Wenn man Geld haben will und auch noch Spaß! Das können die alten und neuen Moralapostel von feminin bis grün schon mal gar nicht ab, die Schreiben nicht für eine Tätigkeit halten, sondern für die Entäußerung von Lebensentwurf, Glaubensbekenntnis und Gebrauchsanweisung.«

»Wo ist der Spaß?« fragt Hannes, wie es sich gehört. »Spaß«, sage ich. »Spaß kann es ja auch machen, mit den vorgegebenen Formen zu spielen. Es gibt einen Effekt, der gar nicht nur übel ist. Und der geht so: ›Ich stimme mit Ihnen zwar nicht überein. Die Ausführung Ihrer Gedanken aber ist akzeptabel.‹ Was ist das für ein Abenteuer, seine Meinung nur denjenigen kundzutun, die sie teilen? In aller Unmittelbarkeit, ohne die Kunst der Vermittlung? Die Kritik des Marktes hingegen hat im emphatischen Sinn mit Öffentlichkeit zu tun: ich vermittele mich auf diesem Forum allen möglichen Leuten, die ich nicht kenne. Die Sprache ist die Lingua franca, muß also ein gemeinsames Medium bleiben, in dem sich gleichwohl einander völlig fremde Kulturen mitteilen. Die strenge Form der Medienverwalter heißt nur: bleib auf dem gemeinsamen Teppich. Ansonsten tu, was du willst.«

»Also es muß nur gut gemacht sein«, sagt Hannes. »Dann verkauft es sich auch.« – »Das«, gebe ich zu, »ist noch keine hinreichende Bedingung. Aber es hilft.«

»Die Kritik des Marktes« – wieder Hannes, wer auch sonst –, »die Kritik des Marktes ist ja wohl für die bloße Existenzerhaltung eine recht riskante Grundlage. Denn eins bleibt sicher: es gibt kein anerkanntes Verhältnis zwischen Schreiben und Geld, und zwar sowohl praktisch als auch ideologisch nicht.« Ich: »Wer schreibt, will Geld, was, wenn er's nicht kriegt, gemein ist.«

»Wenn ich dich richtig verstehe«, vermutet Hannes, »ist es auch gemein, daß er Geld will, wenn er's kriegt.« – »Wer sich verkauft«, ergänze ich, »ist sich los.«

»Ja furchtbar«, stichelt Hannes. »Bringen wir aber doch mal die Frage auf den Punkt: Kann ich mich verkaufen bzw. muß ich mich verkaufen, wenn ich mich verkaufen will, bzw. bin ich verkauft, wenn ich mich verkaufe oder auch ...«

Letzte Variante: Ich schreibe, was und wie sonst niemand schreibt.
Das ist gut! Das ist sehr gut! Das ist Marktlücke, potentiell! Das könnte Geld abwerfen! Der Haken nur: wenn sich verkauft, was und wie sonst niemand schreibt, wenn sich also das Ungewöhnliche oder Unterbliebene als marktgängig erweist und somit ein gewöhnliches und bleibendes Bedürfnis befriedigt, ist es nicht mehr das, als was es Seltenheitswert beanspruchen und also wirklich eine Marktlücke füllen kann. Das akzeptierte Ungewöhnliche ist das Gewöhnliche von morgen. Wer das nicht will, muß unverstanden und unverständlich bleiben. Bringt no money at all. (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

»Also Geld ist schon in Ordnung«, unterbreche ich. »Kein Geld macht auch abhängig. Geld kann ganz schön kritisch machen. Zuviel Geld kann allerdings auch hinderlich sein. Ab wieviel verändert Geld das Bewußtsein? Geld ist nicht alles.« Hannes, höhnisch: »Geld spielt keine Rolle.« Ich: »We're only in it for the money.«
Was, natürlich, wie fast immer, so nicht stimmt. »Geld«, improvisiere ich, »vermittelt zwischen mir und dem Rest der Welt, also den Anderen oder auch dem Soseienden, also dem System und seinen Strukturen, seinen Sprachregelungen. Wie kann ich mich mit all dem in Beziehung setzen, ohne darin unterzugehen? Wie kann ich teilnehmen am Geschäft, das immer das der anderen ist? Wie bleibe ich dabei unverderbt, wie bleibe ich fürderhin kritisch, wie entziehe ich mich der Zensur der anderen und der Schere im eigenen Kopf?« Hannes, brutal: »Indem du's läßt.« – »Richtig. Ich kann mich mit meinen Inhalten wohlfühlen und zu Hause bleiben.«
Auch eine Lösung: Gibt es nicht schließlich noch den Diskurs, die politische Gruppe, das Kneipengespräch, den Freundeskreis? Gehört denn immer alles aufgeschrieben?
Ich: »Wie ist es damit: wenn man für etwas Geld nimmt, mißt man ihm Bedeutung zu. Die Lyrik in der Schublade verschafft kein Selbstbewußtsein. Geld fordern heißt: man nimmt sich wichtig. Und: man hält sein Produkt für eins von Qualität, für das Ergebnis eines Arbeitsprozesses, in dem Phantasie und handwerkliches Können zusammengeflossen sind. Man sagt nichts so daher. Man hat daran gearbeitet.
Geld symbolisiert Öffentlichkeit. Geld stellt die Vermittlung dar, Geld vermittelt Form ...«
»Naja«, sagt Hannes. »Aber schreib das ruhig so auf.«

Es gab eine Zeit, die nenne ich mal die Zeit des Inhaltismus. Die Literatur galt als tot, Kunst um der Kunst willen als nicht erlaubt. Statt dessen hieß es: in Wort und Tat die Revolution vorantreiben. Es ging um die Vermittlung von Inhalten. Da diese gesellschaftskritisch waren, stand die Vermark-

tung gar nicht an, schon gar nicht in den bürgerlichen Massenmedien, auf die schon die kritischen Intellektuellen, als es sie noch gab, verächtlich herabgeschaut hatten. Die Form war zu vernachlässigen, denn die Wahrheit braucht keine Verpackung. Mit der Tätigkeit des Schreibens als solcher war erst mal ein Ende.

Der strengen Ableitung aller Phänomene aus dem Grundwiderspruch, dem kritischen Hinterfragen der Oberfläche, gesellte sich indes wenige Jahre später die lückenlose Erfassung der Innenwelt hinzu. Die Betroffenheitsberichte der neuen Subjektivität wurden zufällige Bestseller – sie verkauften sich, weil sie *nicht* als Produkt entstanden waren. Wo es authentisch zugehen soll, ergibt sich folgerichtig ebenfalls eine Bornierung gegen die Form.

Inhaltismus stand auch an der Wiege linksalternativer Gegenöffentlichkeit. Die Zeitungs- und Zeitschriftengründungen seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre galten dem Nachtrag der in den bürgerlichen Medien unterbliebenen Nachrichten. Seit den achtziger Jahren aber tobt auch hier die Professionalisierungsdebatte: formale Ansprüche wachsen, der Ton macht die Musik. Es wird nicht unbedingt über anderes, sondern anders geschrieben.

Heute ist selbst darauf kein Verlaß mehr. Es gibt, nach den kritischen Intellektuellen der sechziger und der rebellischen Intelligenz der siebziger Jahre, seit etlichen Jahren das Phänomen der kritischen Journalisten in den Massenmedien. Die bürgerliche Öffentlichkeit hat sich »alternativer« Inhalte angenommen: Ohne die Berichterstattung von *Spiegel, Stern, Frankfurter Rundschau* usf. wüßten wir weniger über Raketenstationierung und Bodenverseuchung, ohne die Enthüllungen über Korruption, Käuflichkeit, Spendenaffären wüßten wir nicht, was eine uneidliche Falschaussage ist. Wo bleiben da die alternativen Marktlücken?

Nun: Die Gegenöffentlichkeit, nennen wir da mal *taz* oder *Pflasterstrand*, befleißigt sich heutzutage auch nicht mehr nur der guten Absichten, zumal seit auch noch der bescheidenste Fernsehmoderator weiß, wo er seinen kritischen Finger hinlegen muß, was schon ganz schön unerträglich geworden ist. Die »anderen« Medien gehören mittlerweile zur Öffentlichkeit hinzu und werden manchmal auch noch gut gemacht. Das liegt nicht nur an der Konkurrenz der Massenmedien. Es liegt auch daran, daß selbst die Klientel der Alternativpresse keine geschlossene Gemeinschaft mehr ist, die sich kopfnickend, zustimmend selbst bestätigt. Auch hier treffen Fremde aufeinander, auch hier nimmt das Problem der Vermittlung und damit das der Form zu. Übereinstimmung kann nicht mehr vorausgesetzt werden.

Was wäre, wenn der Unterschied zwischen bürgerlichen und alternativen Medien sich rein auf den Unterschied ihrer Honorare reduzierte?

Ungültige Variante: Ich schreibe, weil ich nichts Besseres kann. Diese Begründung ist falsch. Richtig wäre: ... weil ich das kann. Können ist aber kein geldheckender Wert an sich. Und wer liest, was allseits bezahlt geschrieben wird, sich selbst aber das Können wohl zutrauen mag, muß Lohn für seine Mühe erst recht als eine Beleidigung nehmen. (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

»Meinst du?« wirft Hannes ein. »Kein Unterschied, wohin man blickt? Auch nicht bei den Adressaten?« – »Gut«, sage ich, »für wen wird da geschrieben? Für den Leser und die Leserin? Für die unterdrückten Minderheiten? Die unterdrückten Minderheiten sind meist nicht der Leser und die Leserin. Ist es aber wichtig, der Leserin und dem Leser die unterdrückte Minderheit zu erläutern?«
»Es muß«, fügt Hannes mit Strenge ein, »einmal Schluß sein mit dem gutgemeinten Verrat der Geheimnisse des Proletariats, der Frauen und anderer Minderheiten an ihre Feinde!« – »Aber«, gebe ich zu bedenken, »macht Wallraffs *Ganz unten* nicht weite Teile der Bevölkerung sehr betroffen und mächtig sensibilisiert?« – »Und wirkt das nicht«, fügt Hannes hinzu, »ganz schön entlastend? So, wie es ja auch sehr günstig ist, Leute zu entlassen, die antisemitische Sprüche klopfen, weil dann der andere Antisemitismus nicht mehr so auffällt?«
»Ich gebe dir«, sage ich, »was die affirmative Wirkung der Betroffenheitsberichterstattung betrifft, recht. Mehr über die Herrschenden! Andererseits: die ewigen Skandale ist man ja auch leid. Man wundert sich ja noch nicht mal mehr darüber, weil man denen da oben schon immer alles Schlechte zugetraut hat.«
Die pure Kritik, da sind wir uns einig, verdoppelt das Phänomen. »Du kannst«, ergänzt Hannes, »über den tönenden Hohlblock, der sich Regierung nennt, natürlich auch kritisch berichten. Aber sollte die Frage nicht richtigerweise lauten, ob das überhaupt berichtenswert ist?«
Wie man es auch macht: es kann, so schließen wir, eigentlich immer nur falsch sein. Die Ausgangsfrage wird immer schwerer zu beantworten. Verkaufe ich mich? Wenn ja, wie? Wenn nein, wo? Wenn schon, mit was? Gegen wen? Wieso, warum und überhaupt? Die Welt müßte mal wieder ordentlich aufgeteilt werden. Ich schlage schließlich Verhaltensmaßregeln vor. Die könnten beispielsweise folgendermaßen aussehen:

Gehst du zu den bürgerlichen Medien, so geißele fürnehmlich die Herrschenden! Das hat zwei Gründe: Wenn du die Massenmedien wie auch alle anderen Institutionen mit ihren herrschaftskonsolidierenden Strukturen lange genug abgelehnt hast, kann dir, traust du dich endlich doch mal hinein, folgendes passieren: du erweist dich als nicht sonderlich prägend.

Der Grund dafür: der legitime Erbe macht mit seinem Erbteil, was er will, wer aber seinen Anspruch nicht für legitim hält, meldet ihn auch nicht an. Anders gesagt: du hast die Institutionen in ihrem Charakter durchschaut. Deshalb mutest du ihnen nicht zu, was sie nach dieser Analyse ja weder leisten noch vertragen können – du läßt sie ganz ungestört und in Ruhe. Darüber hat sich schon manch bürgerliches Medium sehr gewundert.
Nimm also die Herrschenden frisch aufs Korn! Nur so kannst du herausfinden, ob die Analyse nicht doch stimmt.
Ein weiterer Grund spricht für die Beschränkung von Form und Inhalt auf die da oben. Während du bei *taz* oder *Pflasterstrand* besonders hemmungslos im eigenen Revier gewildert hast, die Grünen beschimpft, die Frauenbewegung verärgert, die Alternativen verhöhnt hast – die schärfsten Kritiker der Elche sind *immer* welche –, könnte sich das ganz schnell umkehren, wenn du ins feindliche Lager gewechselt bist. Aus lauter schlechtem Gewissen, weil du deine Herkunft verraten hast und viel zuviel Kohle abzockst, wirst du plötzlich zur Übergrünen, Superlinken und Oberfeministin. Das aber ist nur eine andere Form von Opportunismus: da wird dann die Szene plötzlich gelobt und hochgehudelt, daß es allen peinlich ist, weshalb niemand dankt.
Tu das also nicht.
Erweitere stattdessen das Schlachtfeld. Laß dir die Kritik an den Herrschenden gut bezahlen, damit du guter Dinge und unbelastet den Freiraum gewinnst, im Niedriglohnbereich der Utopie, dem Diskurs oder der Selbstkritik nachzugehen.
Für Frauen: Hab vor allem nicht ein so furchtbar schlechtes Gewissen. Schau: während sich die Männer den Luxus leisten, aus gutdotierten Jobs auszusteigen, um für den Alternativjournalismus und seine Lebensqualität frei und selbstbestimmt zu schuften, müssen wir Frauen den Schotter doch erst einmal verdienen, damit wir hernach der guten Sache wegen wieder darauf verzichten können. Oder?

»Du hast«, nörgelt Hannes, »das Problem schon wieder sinnlos reduziert, nachdem du es zuvor so aufgeblasen hast.« – »Ich weiß«, seufze ich, »ich kenne das. Die einen rühmen, man habe ein kompliziertes Problem so schön verständlich dargestellt, die anderen mäkeln, man habe einen komplexen Sachverhalt mal wieder auf Banalitäten reduziert.«
»Die Sache«, sage ich, »ist doch einfach die: ...«
»Dann schreib das doch so hin, verflixt nochmal«, sagt Hannes.

Die Zeiten der einfachen Übereinstimmungen sind vorerst vorbei. Der richtige Inhalt enthält nicht schon seine Form, Schreiben ist nicht Politik,

Politik ist auch ein Beruf, das Tun fällt nicht mit dem Anspruch zusammen, weshalb man aber nicht gleich den Anspruch aufgeben muß, Geld macht nicht frei, kein Geld auch nicht. Selbst die Wahrheit findet manchmal ihre Abnehmer, und das Richtige ist es nicht schon deshalb, weil sich niemand dafür interessiert. Es gibt keinen Ort, der Identität und Integrität garantiert. Den Konflikt darf jeder mit sich selbst ausmachen, wobei – wir haben es ja mit Medien, mit Öffentlichkeit zu tun – alle dabei zugucken dürfen. Da wird man dann ganz schnell erfahren, ob man schon die Züge des korrumpierten Schweins angenommen hat!
»Vorausgesetzt«, gibt Hannes zu bedenken, »es will einen einer korrumpieren.«

Trotzige Variante: ich schreibe, weil ich schreiben will, basta.
Das ist dein gutes Recht. Es gibt viele Leute, die Zeit ihres Lebens sich durch alle Medien hindurchschreiben, um, sagen wir mal: ein Buch zu schreiben. Ein Buch, das ist bekannt, rentiert sich nicht. Ist das Buch hingegen einmal da, gibt es möglicherweise allen Medien Anlaß, deine Schreibkraft anzufordern. Du schreibst dich also durch alle Medien hindurch, um ...
Dekliniere das Ganze statt mit Buch mit taz, Kommune, Pflasterstrand, Kursbuch *oder was du sonst noch für wichtig hältst oder was dir lieb ist. Das Ganze nennt man Mischkalkulation.* (aus: »Der Inhalt als Form, das Gehalt als Formalie«, a. a. O.)

Ich: »Um an den Anfang zurückzukommen: Schreiben hat dann mit Geld zu tun, wenn es zum Beruf geworden ist. Daß Schreiben ein Beruf sein kann, ist ein keineswegs allgemein anerkannter Sachverhalt – er trägt das Odium der Auftragsschreiberei. (Wieso das eigentlich so schlimm ist? Hat schon Balzac gemacht!) Berufsmäßiges Schreiben hat mit Form zu tun: Das ist, natürlich, zum einen das Verpackungsmaterial. Das ist, zum anderen, das Beherrschen der Formalien – sei das deutsche Rechtschreibung, seien das fehlerfreie Manuskripte, sei das eine gewisse Bandbreite sprachlicher Ausdrucksformen. Form aber ist, zum dritten, auch dieses: Sie ist, insbesondere in Zeiten, in denen keine einfachen Übereinstimmungen mehr gelten, das Mittel geworden, den Gegenstand zu drehen und zu wenden, von allen Seiten zu betrachten, Perspektiven zu eröffnen. Wer nur eine Message hat und nur eine einfache Wahrheit kennt, der lügt.«
»Drehen und Wenden«, sträubt sich Hannes, »findet hier bereits seit geraumer Zeit statt. Wo aber ist die Perspektive?«
»Die Perspektive«, behaupte ich, »liegt in einer Biografie, die viele Gewißheiten gekannt und die meisten wieder aufgegeben hat. Sie liegt in der eigenen Biografie als einer Vielzahl von nicht realisierten Möglichkeiten. Sie liegt in der Fähigkeit, mehr als das eine für möglich zu halten. Das ist ein

Blick, der kann nach unten gehen, nach oben, mittenrein, schräg daran vorbei ...«
Wir schweigen. Die Freiheit der Schriftstellerei – hier haben wir sie wieder! Die Welt in den Blick nehmen, von jeglicher Parteilichkeit frei, sie drehen und wenden, sie friedvoll beschauen und dann davon Mitteilung machen – das ist es, das alte, das uralte Privileg der Literatur. »Wie man damit Geld verdienen soll, ist mir schleierhaft«, sagt Hannes, »das muß der Grund sein, warum alle schreibende Welt ein Stipendium haben will.«
Ich widerspreche. »Es werden«, sage ich, »Leute noch und wieder gebraucht, die – wie zum Beispiel Michael Sontheimer in der *Zeit* über Günther Sare und die Folgen – sich noch vorstellen können, bei einem geringfügig anderen Verlauf der Geschichte auch, sagen wir, unter einem Wasserwerfer gelandet zu sein. Die werden noch gebraucht, die weder distanzlos sind noch um Distanz ringen müssen, die Distanz haben und sich nicht distanzieren. Wer seine Sicht der Welt nicht als die eine, sondern als eine weitere legitime Weltsicht einfließen läßt, wer mit der Persönlichkeit desjenigen, der da schreibt, einen Ausschnitt der Wirklichkeit mitliefert, ohne ihn annoncieren zu müssen ...«
»Ach Gott ja«, sagt Hannes, »ich hätte natürlich auch keine Lust, zum Sprachrohr zu werden – und sei es als Pressesprecher für die beste aller Utopien.« – »Wer zwingt dich«, sag ich.
»Aber daß etwas ertragreich sein soll, was nicht nützlich ist ...«
»Das«, behaupte ich, »ist noch nicht ausgemacht. Und im übrigen: mehr Selbstbewußtsein!«
»Wie«, fragt Hannes, ironisch, »verkaufst du dich nun?«
»Nur für Geld«, sag ich.

DIE ANDERE BIBLIOTHEK. HERAUSGEGEBEN VON HANS MAGNUS ENZENSBERGER.

OMGUS

Am 10. April 1988 ist erschienen:
OMGUS.
Ermittlungen gegen die I.G. Farben.
Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik, Hamburg.
576 Seiten, 32 Seiten Bildteil.
Pappband, 25 DM.

Ermittlungen gegen die I.G. Farben. Als zweiter Sonderband der Anderen Bibliothek wird ein neues OMGUS-Dokument vorgelegt. Die Existenz und Entwicklung eines bedeutenden Wirtschaftsunternehmens ist Gegenstand der Verhörprotokolle, Dokumente und Beweisstücke. Wie schon im Bericht über die DEUTSCHE BANK erfährt der Leser die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und politischer Macht – die Hintergründe von Größenwahn und gedachter Weltherrschaft kommen zum Vorschein. Die OMGUS-Berichte sind gut lesbar übersetzt – alle Dokumente überprüft und sorgfältig bearbeitet. Ein praktischer Apparat erleichtert den Zugang zu weiteren Quellen unserer Geschichte von 1933 bis 1945.

GRENO VERLAG DES JAHRES

Manfred Seiler
O-Feuille-Ton
Auskünfte eines Kritikers

Die Zeiten sind vorbei, als man die Dinge noch ›ausdiskutiert‹ hat.
»Geschwätz«, denkt er immer öfter, zum Beispiel wenn ihm sein Redakteur erläutert, wie er sich ein Kulturprogramm im Rundfunk mit ›Hörerakzeptanz‹ vorstellt. Sein Redakteur denkt immer für den ›Hörer‹. Er weiß, was der Hörer will, was er denkt, vor allem, was er nicht hören, nicht denken will. Solche Beiträge z. B., wie er sie schreibt, will der Hörer nicht hören.
»Machen Sie doch was mit O-Ton«, sagt sein Redakteur.
»Geschwätz«, denkt er und greift nach einem giftgrünen Bändchen der *edition suhrkamp*. Das Buch ist offensichtlich nie gelesen worden, denn während er mit dem Daumen über die Seiten streicht, flattert ihm ein Verlagsprospekt entgegen. Suhrkamp Literatur, 2. Halbjahr 1973. Auf der ersten Seite kleine, rechteckige Fotos der Autoren. Paßbildgröße. Beim ersten Blick auf den Prospekt sagt man noch: »Ach, es hat sich eigentlich nichts verändert.« Was natürlich ein Irrtum ist. Er will das Buch schon beruhigt ins Regal zurückstellen – beruhigt, weil die Zeit doch nicht so rasch an einem vorbeizieht, daß man sie nicht zu fassen meint –, da sieht er sich die Gesichter auf den Fotos noch einmal an. Einige Namen kennt man noch heute. Aber die Gesichter dazu sind anders. Nicht gravierend anders, aber erkennbar, nuanciert anders. Über modische Fragen sieht er hinweg, auch wenn sich nirgend sonst der Zeitgeist so widerspiegelt wie in der Mode. Die Zeiten müssen damals haariger gewesen sein. Wuchernde Bärte, schulterlange Locken, zerzaustes Kraushaar. Goldrand-, gelegentlich Nickelbrille. Man muß hart gearbeitet haben, damals. Die Gesichter verraten es. Einer raucht nervös eine Zigarette. Ein anderer lutscht an seiner Pfeife. (Ach ja, Intellektueller und Pfeife!) Im Struppelhaar noch der Schweiß des Großstadtkampfes. Die Stirn ist kraus gezogen. In den Augen blitzt eine skeptische Klugheit. In den Büchern, die annonciert werden, geht es um Orientierungsversuche:
»›Warum bin ich nie an dem Ort, an dem ich bin‹ – Anne, die Hauptfigur, stellt diese Frage.«
»Der Autor und Erzähler reist in nördliche Richtung …«
Der Anfang vom Ende. Peter Schneiders *Lenz* reist nach Italien. Ein Orientierungsversuch. Peter Handke reist nach Amerika. Ein Orientie-

rungsversuch. Peter Schneider erzählt von einer gescheiterten Liebe und der Irritation. Peter Handke erzählt von der Irritation und einer gescheiterten Liebe. Zeitlos schrieb man gegen den Zeitgeist an und verfiel ihm. Nichts ist geblieben. Vielleicht noch die Erinnerung an einen Kanzlersturz, an die autofreien Sonntage, an ein paar Katastrophen. Aber keine Äußerung, kein Gedanke, keine Schrift. Die Themen sind verblichen und mit ihnen die dafür zuständigen Autoren und Autorinnen. Rasch landete man einen Treffer, und ebenso rasch wurde man vergessen. Karin Struck und ihre Ich-Literatur, Elisabeth Plessen und ihr Väter-Konflikt, Verena Stefan und ihre Frauen-Problematik, Franz Innerhofer und sein neues Heimatgefühl. Neue Themen stehen an. Neue Religiosität, Mystizismus, Carmen usw. Die Äußerungen dazu kann man jetzt schon vergessen, ebenso die Bücher. Zum Glück gibt es die Fotografie. Die Fotografie von Autoren, die es damals noch nicht gab und morgen nicht mehr gibt.

Sein Rundfunkredakteur wird bleiben. Die Verwerter sind geblieben. Die Kritiker und Feuilletonisten haben unbeschadet diese hektischen Zeiten überlebt. Wie ein magisches Nichts, ein schwarzes Loch die umkreisenden Planeten haben sie Autoren gefressen und leuchten selbst in dunklen Zeiten wie Quasare. Erfinden neue Schlagworte, neue Themen. In einem lächerlichen Mißverhältnis steht die Dürftigkeit der Kultur zur Aufgeblasenheit ihres Betriebs. In einem lächerlichen Mißverhältnis steht der hektische Wandel kultureller Moden zur Beständigkeit alteingesessener Sprachmuster und Denkschablonen, mit der diese Moden rezensiert werden.
»Alles Geschwätz! Blahblah!«
Schon eine einfache Milchmädchenrechnung zeigt, worum es geht. Die Honorare, die für Rezensionen eines Buches bezahlt werden, übersteigen bei weitem das Honorar, das der Autor dieses Buches erhält. Warum soll irgendein Rundfunkfuzzi sich die Mühe machen, ein Buch zu schreiben, wenn er im Jahr das Doppelte verdienen kann mit Rezensionen – und der Aussicht auf eine Festanstellung? Warum soll man Bücher schreiben, wenn man als Rezensent wesentlich berühmter werden kann? Würde man heute eine Bestsellerliste mit den berühmtesten deutschsprachigen Autoren aufstellen, ganz sicher wären unter den ersten zehn sechs Kritiker. Also Autoren, die keine sind. Deshalb braucht man Bücher, die auch immer hektischer produziert werden. Deshalb braucht man Moden, flinke Autoren. Damit es mehr zu rezensieren gibt. Damit die Illusion erhalten bleibt, jeder Herbst, jedes Frühjahr brächte tatsächlich etwas Neues. Und damit nicht auffällt, daß diese neuen Bücher auf völlig veraltete und überholte Vorstellungen treffen, daß die Sprache, in der sich diese Vorstellungen artikulieren, eine entleerte, eine vergammelte ist – bei drei Grass-Büchern z. B. fällt das auf –, schiebt man im Lauf der Zeit eine Struck, eine Plessen,

einen Innerhofer, einen Rosei dazwischen. Man braucht neue Ereignisse für das alte Geschwätz, das alte Blahblah.

Er ist Literaturkritiker. Gelegentlich schreibt er auch Theaterkritiken. Er ist frei, wie man so sagt, freier Mitarbeiter. Als er sich, vielleicht vor zwölf Jahren, entschloß, Kritiker zu werden, war das nicht nur die Erfüllung eines Berufswunsches. Sein Studium hatte er abgebrochen. Die Auseinandersetzung der Theater- und Literaturwissenschaften mit der Kunst hatte nichts mit seiner ›Lebenswirklichkeit‹ zu tun gehabt. Ihn langweilte die berühmte Verwissenschaftlichung eines Bereiches, von dem er sich mehr erhoffte als Intellektualisierung. Als Kritisierender hoffte er, sich in diesem Wust von Gesellschaft selbst zu erfahren. »Die Dynamik der Gesellschaft als eines funktionalen Zusammenhangs zwischen Menschen findet ihren obersten Ausdruck darin, daß, soweit die Geschichte sich überblicken läßt, die Vergesellschaftung der Menschen tendenziell anwächst; daß es also, grob gesprochen, immer mehr ›Gesellschaft‹ in der Welt gibt«, las er bei Adorno. Und wie viele in jener Zeit fraß er diese Sätze regelrecht in sich hinein. Kritik als Ausdruck eines Behauptungswillens, als Selbstvergewisserung. Als er seinen Beruf aufnahm, tat er es mit dem glückverheißenden Anspruch, den er kurz und prägnant in einem anderen Adorno-Zitat fand: »Kritik – daß sich Identität nur noch entwickeln kann in der genauen Negation aller Momente des gesellschaftlichen Prozesses.«
Theater- und Literaturkritik, so wie er sie damals verstand, wollten Theater und Literatur als Teil dieser Vergesellschaftung kritisieren, als bürgerlich vereinnahmte Institutionen. Seine Wertungen richteten sich weitgehend danach, inwieweit die Kunst versuchte, sich von jenen bürgerlichen Vorstellungen zu befreien – zuerst noch mit einer fast herausgestellten, analytischen, aus dem szientistischen und zeichentheoretischen Bereich entliehenen Sprache. Erst später, als er doch nicht mehr glauben wollte, daß jede Wunde Folge einer schmerzvollen Reibung mit der Gesellschaft sein sollte, wurden seine Kritiken spontaner, impressionistischer, empfindsamer. Entwickelte er einen polemischen Stil der Beschreibung, argumentierte er mehr assoziativ als logisch. Doch sein Sarkasmus, der anfangs nur gelegentlich aufblitzte, deutete den Überdruß an der Kultur schon an. Er empfand eine ständig intensiver werdende Lust dabei, bestehende Regeln des Kulturbetriebs, den er noch heute gelegentlich den ›bürgerlichen‹ nennt, zu durchbrechen. Neben Zitate von Adorno, Roland Barthes, Benjamin und Baudrillard setzte er Verse aus Songs von den Rolling Stones oder von Pink Floyd. Er beschrieb Eindrücke, die scheinbar nichts mit dem Buch oder der Aufführung zu tun hatten, und er zog Vergleiche zum Film, nicht zum deutschen Autorenfilm, sondern zum Hollywood-Schinken, zum Abenteuer-Film, zum Western, zum Krimi. Damals war das noch relativ unge-

wöhnlich und traf dennoch auf eine dumpf empfundene Stimmung in den Redaktionen. Deshalb durfte er für einige der angesehensten Blätter schreiben.
Dies tut er noch heute, und dies rettet ihn noch bei seinem Rundfunkredakteur, der behauptet, er sei zu elitär. Denn auch sein Rundfunkredakteur liest die Feuilletons der überregionalen Zeitungen und registriert mit Anerkennung, wenn da ein Autor geschrieben hat, der für ihn arbeitet. Schriftkultur schlägt O-Ton. Jedenfalls überregional. Auch wenn dieser Autor etwas geschrieben hat, was der Rundfunkredakteur nie senden würde. Der Redakteur begegnet ihm, dem Autor, mit einer Mischung aus Bewunderung, Hoffnung und Neid. Auch er würde gerne in einem Feuilleton publizieren, das allgemein anerkannt ist. Gleichzeitig ahnt er, daß es bei ihm dafür nicht reicht. Er schreibt einfach zu schlecht, deshalb wurde er ja Redakteur. Er hofft, daß er es trotzdem schafft, daß sein Autor ihm den Einstieg verschafft. Und um nicht als völliger Schnösel vor seinem Autor dazustehen, mäkelt er an dessen Manuskripten herum. Dabei geht er fast wie ein professioneller Literaturkritiker vor. Er kritisiert nicht den Text, sondern den Text im Bezug zum Kontext des Mediums.
»Entschuldige, das ist doch nicht Radio«, sagt der Redakteur beispielsweise zu einem Manuskript über Günter Grass, das er kurz überfliegt, wobei er sich vielleicht noch erinnert, daß Günter Grass doch dieser Autor mit dem Schnauzer ist. Er versteht nichts von Günter Grass, weiß auch nicht zu begründen, ob das zutreffend oder unzutreffend ist, was da über Günter Grass behauptet wird, doch vom Radio, da versteht er etwas. Und das Radio kann eben nicht senden, was das Radio nicht versteht. Oder er sagt: »Das ist nicht funkisch.« Was heißen soll, das ist für den Rundfunk nicht geeignet. Denn der Redakteur ist der Stellvertreter des Hörers schlechthin. Und was der Redakteur nicht versteht, kann der Hörer niemals verstehen.
»Mach doch mal was mit O-Ton.«

Eigentlich wundert er sich, daß die Kritik einen solchen Stellenwert erlangen konnte, wie sie ihn heute einnimmt. Eigentlich findet er es erstaunlich, daß all die Fragen, die man Ende der sechziger Jahre an die Kritik stellte und die nie beantwortet wurden, heute nicht mehr gestellt werden. Fragte man damals noch *Kritik für wen von wem wie* (hg. von Peter Hamm, Hanser Verlag) und beklagte die ›Verkommenheit‹ des Gewerbes, so gibt man sich heute viel bescheidener, unterwürfiger, hündischer. Heute fragt man nur noch *Was Kritiker gerne läsen* (hrsg. v. Jochen Jung, Residenz Verlag), bezweifelt also nicht mehr die Autorität der Kritik, sondern bestätigt ihre Autorität genau mit dieser Frage. Und noch ein Unterschied fällt auf. Hinterfragte man damals die Sache (die Kritik), so wendet man

sich heute an Personen (Kritiker). Genau darin drückt sich der Wandel der Zeit aus.

Damals nämlich kritisierte man den Kritiker als Kritik gerade deshalb, weil er sich zu einer Institution aufgeschwungen hatte und diesen Anspruch auch offen vertrat (Reizwort Reich-Ranicki). Damals verlangte man vom Kritiker, daß er sich nicht institutionell, und das heißt ja auch: anonym äußert. Man verlangte Subjektivität, persönliche Kennzeichnung, ›den Kritiker als Schriftsteller‹ (Martin Walser). Billig wäre es nun, darauf hinzuweisen, daß jene engagierten Kritiker der Kritik heute selbst Kritiker sind, daß tatsächlich eine Ablösung stattgefunden hat (sieht man von Reich-Ranicki ab), wenngleich die ideologischen Prämissen, die von den heutigen Kritikern in den sechziger Jahren gegen die etablierte Kritik vorgebracht wurden, nicht mehr bestimmend sind und teilweise auch revidiert wurden. Warf man der Kritik von damals ihre Sehnsucht nach dem mythischen Erlebnis in der Dichtung vor, so sucht man heute wieder dieses mythische Erlebnis. Argumentierte man damals realistisch und materialistisch (seltener dialektisch, auch wenn das ein Lieblingsbegriff war) gegen eine verquast idealistische Kritik, so ist man heute genau bei dieser verquast idealistischen Kritik gelandet. Beispiele ließen sich anführen, würden aber nur ablenken.

Ablenken davon, daß die Programmatik von damals tatsächlich erfüllt wurde. Nicht in allen Details, aber doch in groben Zügen. Kaum ein Kritiker wagt es heute noch, als Instanz aufzutreten. Der subjektive Jargon hat sich durchgesetzt. Der Kritiker kritisiert heute nicht mehr so sehr das Werk (›geglückt‹ oder ›mißlungen‹) wie noch vor zwanzig Jahren, Ausgangspunkt seiner Kritik ist die Wirkung des Werkes auf sich, zumindest wird die Kritik in einer Sprache abgefaßt, die diese Wirkung behauptet. Begriffe wie ›Betroffenheit‹, ›radikale Offenheit‹, ›schonungslos‹, ›irritierend‹, ›verstörend‹ suggerieren jedoch nur einen subjektiven Eindruck, den das rezensierte Werk hinterließ. In Wahrheit werden Eindrücke in Formeln gepreßt, die gleich Zitaten ihre Unabhängigkeit von einer spezifischen Wirkung betonen und den Eindruck als Wert an sich, unabhängig von der Ursache, die ihn ausgelöst hat. Der Duktus der Subjektivität hat fiktionalen Charakter. Hier spricht kein Subjekt in eigener Sache, sondern übernimmt repräsentativ die Position der Subjektivität an sich. Die ›Betroffenheit‹ der Kritik entspricht der ›Erschütterung‹ in der Politik über irgendeine Katastrophe in irgendeinem Winkel der Welt. Gleichzeitig begründet sie die Autorität des Kritikers neu. Nicht aufgrund seines Sachverstandes kommt er zu seinem Urteil, und nicht sein Sachverstand zeichnet es aus, sondern durch die behauptete Möglichkeit der Läuterung des Rezipienten. Diese Läuterung nämlich hat der Kritiker schon hinter sich, er hat sie stellvertretend für die gesamte Leserschaft übernommen. Nur so bekommt die

sinnlose Frage, was Kritiker gerne lesen, Sinn. Er antwortet stellvertretend für alle Leser. Er kann dies tun, weil er empfindungstechnisch gesehen ein höheres Wesen ist. Ein zur ›Betroffenheit‹, ›Erschütterung‹, ›Verstörung‹ fähiges Wesen. Damit begründet er seine Autorität als Kritiker, die gegenüber früher eher zu- als abgenommen hat.

Dieser Wandel ging von den Geisteswissenschaften aus, die in den späten sechziger Jahren darangingen, ihre Ästhetiken zu revidieren. Ein Kunstwerk war nun nicht mehr ein autonomes Gebilde, sondern Teil eines Kommunikationsprozesses. Inzwischen ist nahezu jede Ästhetik eine Wirkungsästhetik, die den Wert eines Kunstwerks anhand der Wirkung auf den ›Rezipienten‹ festlegt. Jede Ästhetik aber beschreibt nicht nur, was Kunst ist, sondern schreibt auch vor, wie sie zu sein hat, um als Kunst zu gelten, hat also normativen Charakter. Die Wirkungsästhetik schrieb vor, wie die Kommunikation zwischen Werk und Rezipient auszuschauen habe. Kunst wurde zu einem Vorgang, der sich im wesentlichen dadurch auszeichnet, daß der Rezipient nicht weiß, was vorgeht, da ihm die ästhetische Erfahrung fehlt. Das Nichtfunktionieren des Kommunikationsprozesses wurde zur Bestimmung von Kunst.

Möglich wurde dieses Modell durch einen grotesken Bedeutungswandel des Begriffs der Wirkung. An sich enthält Wirkung eine quantitative Vorstellung. Die massenhafte Verbreitung eines Kunstwerks ist ein Zeugnis seiner Wirkung, sollte es zumindest sein. So aber wollte man Wirkung nicht verstanden wissen. Man versuchte vielmehr das Unmögliche, die quantitative Vorstellung an eine qualitative zu binden, um den entleerten Qualitätsbegriff früherer Ästhetiken in die neuen Wirkungstheorien zu retten. Konkret schaut das so aus, daß die Wirkung eines Kunstwerks qualitativ dann am größten ist, wenn sie quantitativ nicht existiert, bzw. wenn im Theater- oder Konzertsaal das anwesende Publikum sich abwendet. Indem also das Kunstwerk nichts bewirkt, bewirkt es einen Zuwachs der ästhetischen Erfahrung im Rezipienten, dessen Erwartung einer Wirkung ›irritiert‹ wird durch die Erfahrung des Ausbleibens einer Wirkung. Alle Wirkungstheorien gingen von der Vorstellung einer idealen Wirkung auf den idealen Rezipienten aus. Da dieser nur im Einzelfall existiert (wer geht schon mit der gesamten Theatergeschichte im Kopf ins Theater), wurde der Kritiker (als der ideale Rezipient) quasi als notwendige Kategorie in den ästhetischen Kommunikationsprozeß eingeführt. Die Wirkung solcher Wirkungstheorien war für die Kritik atemberaubend. Gespräche über jede Art von Kunst sind heute in der Regel Gespräche über ihre Rezension.

Elitarismus auf Taubenfüßen. Da der Kritiker repräsentativ in einem Kommunikationsprozeß urteilt, an dem er nicht teilnimmt, nicht teilnehmen kann, weil er sonst den Kommunikationsprozeß nicht beurteilen könnte, ist die behauptete Irritation, die behauptete Verstörung nicht seine subjektive,

sondern eine repräsentativ prognostizierte. Er beurteilt einen Kommunikationsprozeß für jene, die ihn führen und die ihn, weil sie ihn führen, nicht beurteilen können. Jemand, der von einem Kunstwerk irritiert ist, ist im selben Moment nicht in der Lage, den Wert dieser Irritation zu bewerten. Genau diese Aufgabe übernimmt heute der Kritiker. Deshalb sagt er nicht: Ich habe mich auch gelangweilt, aber immerhin habe ich mich bei Grüber gelangweilt, sondern er beschreibt die Wirkung dieser Langeweile als eine ästhetisch wertvolle, so daß der Begriff der Langeweile gar nicht mehr auftaucht, weil der Kritiker den ästhetischen Begriff für eine Empfindung hat, die zur ästhetischen Erfahrung geläutert diese Empfindung nicht mehr beschreibt. Die Irritation des ästhetischen Bewußtseins bzw. der ästhetischen Erfahrung erklärt sich ja dadurch, daß die ästhetische Erfahrung leider nicht weiß, was sie erfährt (Adorno). Da der Kritiker aber weiß, was er erfährt, stanzt er Empfindungen, die er nicht hat, in Begriffe, von denen er wiederum nicht wissen kann, wie sie in der Erfahrung wirken. Er weiß nur eines: Wie sie wirken sollen. Diese Wirkung schreibt er vor, wenn sie ausbleibt, und begründet den ästhetischen Wert des Werks, weil sie ausbleibt.

Sein Redakteur ist einer jener Typen, die mehr und mehr in den Rundfunkanstalten auftauchen. Smarte Dreißigjährige, die immer wissen, wo was läuft. Die den Jargon beherrschen, den sie an der Uni gelernt haben von ihren Assistenten, Dozenten, Professoren, jenen aufrechten 68ern, die sich noch auf dem Marsch durch die Institutionen befinden. Eben diesen Psycho-Sozio-Betroffenheitsjargon. Mit diesem Jargon setzen sie ihre Interessen durch, Interessen, die diesem Jargon, als er noch keiner war, einmal zuwiderliefen. Ganz locker reden die von ›Hörerakzeptanz‹, von ›Öffnung der Kultur für die unteren Schichten‹, argumentieren locker gegen die Staatstheaterkultur und verweisen auf die Kneipe um die Ecke, die Teil der Kultur sei. Und weil es die eigenen Worte sind, die sie ihm an den Kopf knallen, tut er sich hart mit Gegenargumenten. Auch wenn er genau weiß, sie würden viel lieber über das Staatstheater berichten als über irgendeine öde Kleinkunstveranstaltung. Nur reicht dafür eben ihr Szenekneipen-Jargon nicht aus. Ihr Interesse für ›so alternative Sachen‹ ist Notwehr. Sie beanspruchen nichts anderes als die Öffnung des Rundfunks für ihren Mist. Diskussionen über die Qualität ihrer Manuskripte wiegeln sie ab, stellen jede Kritik an ihren rasch zusammengeschusterten Beiträgen als einen Zensurversuch an ihrem Kulturbegriff hin. Als sollte die Kneipe am Eck unterdrückt werden.
»Machen Sie doch mal was mit O-Ton.«
Volkes Stimme macht immer betroffen.
›Rundfunkfuzzis‹ nennt er diese Typen, die schon mit einer Kerbe in der

Schulter auf die Welt kommen, an der sie ihre Tonbandgeräte einhängen können. Sie schreiben über Künstler, die sie nie erlebt haben, über Theateraufführungen, die sie nie gesehen haben, über Bücher, die sie nie gelesen haben. Sie schreiben über alles, und sie tun es mit der Begründung, gegen das ›elitäre Spezialistentum‹ zu sein. Sie wollen ›für den Hörer‹ schreiben, wollen ›die Kultur öffnen‹, wollen nicht für ›den Bildungsbürger‹ schreiben. Um ihre Interessen durchzusetzen, ist ihnen jedes Argument recht. Sie verwursten alles: Kulturkritik, Gesellschaftskritik, Psychoscheiße, Frauenemanzipation. So sagte eine Rundfunktante, als Peter Zadek Lorcas *Yerma* inszenierte, das könne nur eine Frau besprechen. Sie bekam den Auftrag und fand das in Ordnung. Als kurz darauf Dieter Dorn den *Tasso* inszenierte, sagte er, das könne nur ein Mann besprechen. Und bekam den Auftrag. Die Rundfunktante fand das gar nicht in Ordnung. Sie beschwerte sich beim Redakteur über diese Form ›männlich-chauvinistischer Arroganz‹.

Sie sitzen in den Zeitungsarchiven und kopieren sich stoßweise Zeitungsartikel, verbraten sie für ihre Zweieinhalb-Minuten-Splitter und peppen sie mit ihrem gesellschaftskritischen Betroffenheitsjargon auf. Gestern ist Beuys gestorben, der ›Betroffenheit durch Irritation anstrebte‹, und die Kopiermaschinen laufen heiß. Heute inszeniert Grüber, ›der Visionär mit seinen verstörenden Bildern‹, und die Kopiermaschinen laufen heiß. Morgen erscheint der neue Film von Herbert Achternbusch, ›dessen radikale Subjektivität das bürgerliche Publikum verstört‹, und die Kopiermaschinen laufen heiß. Argumente aus der Kopiermaschine, die den neuen Ereignissen übergestülpt werden, deren Schwachsinn sich gerade durch die Möglichkeit der Wiederverwendung offenbart. Schemata, die als Argumente auftreten, deren eigentlicher Vorteil aber in ihrer Inhaltslosigkeit besteht. Bombastische Formulierungen, mit denen möglichst wenig gesagt werden soll. Mit diesem journalistischen New-speak füllen sie ihre Sendungen, in denen die Sendeform des Magazins zum eigentlichen Sendeinhalt erklärt wird. Es darf über alles geredet werden, nur nicht über drei Minuten. Vor allem darf nichts gesagt werden. Der Redner muß anonym bleiben. Immer spricht das Radio, nie ein Autor. Locker werden unwichtige Meldungen dazwischengestreut, weil das Ganze auch ›Spaß‹ machen soll. Deshalb findet sich neben einem Drei-Minuten-Nachruf auf Beuys und einem ›Gespräch‹ (Länge zwei Minuten) mit Umberto Eco zur Verfilmung seines Romans auch ein 120-Sekunden-›Feature‹ zum sechzigsten Geburtstag von Fred Bertelsmann (dreimal unterbrochen mit der Kicherpassage aus dem *Lachenden Vagabunden* und groß angekündigt in der Programmvorschau wegen der ›Hörerakzeptanz‹). Dazwischen kurze ›Takes‹, Musikeinblendungen, O-Ton, Erkennungsmelodien. Das finden sie alles ziemlich neu und aufregend: Kultur- und Gesellschaftskritik in der Verpackung einer Werbesen-

dung. Sauer reagierten sie nur, als er ihnen neulich sagte, Wolveman Jack habe das in den fünfziger Jahren im AFN schon so gemacht – nur besser. Das nämlich ist das einzige, was sie trifft: der Hinweis, sie könnten möglicherweise heute schon von gestern sein.

Suhrkamp Verlag, 2. Halbjahr 1985. Ein Faltprospekt mit den Photographien der Autoren. Paßbildgröße. Schon die Photographien verraten viel. Schöne, verträumte Gesichter. Doch zur Beruhigung besteht nicht der geringste Anlaß. Sah man sie früher in Diskussionen sitzen, erhitzt und glühend, so gehören sie jetzt Menschen, die eins geworden scheinen mit der Welt um sich her. Vorwiegend sieht man sie durch die Natur wandeln, in ein Buch vertieft, in sich selbst versunken. Eine gepflegte Melancholie spiegelt sich in ihren Augen. Um den Mund eine vornehme Erschöpfung. Etwas glanzlos, aber glatt rasiert. Sanfte Müdigkeit und dezente Bräune. Der Duft des teuren Rasierwassers oder des nicht minder teuren Parfüms weht dem Betrachter aus dem Bild entgegen. Die Frauen wieder geschminkt. Mit großen Augen, zarten Locken. Rauchen sieht man niemand von ihnen, schon gar nicht Pfeife. Ein unentbehrliches Accessoire dagegen ist der Seidenschal geworden, der lose um den Nacken flattert. Als sei es ihre größte Angst, sich ein wenig zu verkühlen.
Mag sein, daß das Auftreten unserer Intellektuellen Mitte der achtziger Jahre nur eine Reaktion auf ihr Auftreten Anfang der siebziger ist. Und natürlich wäre es unergiebig, ließe man es dabei einfach bewenden. Interessant ist ja nicht, daß sich das Erscheinungsbild verändert hat. Interessant ist vor allem, daß in dieser Veränderung nichts zu erkennen ist, was in irgendeiner Weise auf eine Entwicklung schließen läßt. Der sanfte Blick von heute, der Ausdruck vornehmer Müdigkeit negiert nur den Zorn von damals, die polemische Schärfe der damaligen Auseinandersetzung. Wie überhaupt die Polemik sehr in Verruf geraten ist. Nimmt man beides, den Zorn und die Sanftheit, als Reaktion auf ihre Zeit, in der sich etwas von der Zeit widerspiegelt, verfällt man in völlige Ratlosigkeit. Waren die Zeiten damals so, daß Zorn eine völlig unangebrachte Reaktion war? Und sind die Zeiten heute so, daß Sanftheit die einzig angebrachte Reaktion ist? Diese matte Geste der Erschöpfung?
Von ihren Orientierungsreisen sind unsere Helden immer noch nicht heimgekehrt. Gereist wird noch viel. Verunsicherung ist das neue Schlagwort. »Wo verläuft die Grenze zwischen Wirklichem und Unwirklichem«, lautet nun die Waschzettelangabe für ein Buch. Und für ein anderes: »... apokalyptische und utopische Geschichten, eine Gefangenschaft, ein Leben nach der Atomkatastrophe«.
Zu beobachten ist eine Konzentration auf wenige Themen und einen fast durchgängigen Stil: ein zeremonieller Biographismus. Austauschbar sind

die Empfindungen, die beschrieben werden, unterschiedslos die Sprache, mit der sie beschrieben werden. Eine quirlig eklektizistische und zugleich altväterliche Begrifflichkeit, die – mißverständlich genug – sich an einem klassischen Sprachbild orientiert. Nicht die Sprache unserer Zeit wird als Material genommen, um daraus eine Kunstsprache zu formulieren, die sich an der Wirklichkeit reibt und sie ironisiert, sondern die Sprache des weltabgewandten Blicks, der auf ein Kunstideal starrt. Ein zeremonieller und gespreizter Ton, der seine zerbrechliche Künstlichkeit für Kunst hält. Ratlos steht der Kritiker jedes Frühjahr, jeden Herbst vor dem Berg neuer Bücher, die sich wie die aus dem letzten Jahr lesen, und fragt sich: Haben die alle voneinander abgeschrieben?

Man nennt unser Zeitalter gerne postmodern, gelegentlich auch Posthistoire. In einem übertragenen Sinne trifft diese Bezeichnung für die Literatur durchaus zu. Sie ist geschichtslos geworden, und sie erzählt keine Geschichten mehr. Das Ende der Fabel. Die Literatur verkriecht sich ins nebensächliche Detail. Man hat den Eindruck, die Autoren verfallen einem als Kunst auratisierten Stammeln. Der Zweck der Beschreibung, sich funktionell und einsichtig an den Stoff zu binden, die Erzählung in Situationen zu überführen, Assoziationsräume zu schaffen, in denen der Leser Sprache als Bild – und damit die Geschichte – erlebt, ist abgelöst worden von Beliebigkeit. Man hat ein Gespür für das Ungefähre entwickelt. Man beschreibt nicht Landschaften, Gegenstände, um die Geschichte, die darin handelt, atmosphärisch zu verdichten und zu begründen, sondern man beschreibt etwas, weil es sich irgendwie literarisch anhört. Man erzählt nicht bildhaft, mit knappen treffenden Beschreibungen, sondern bläht das Nichtssagende auf. Weil mit den Beschreibungen nichts mehr charakterisiert werden soll, wirken sie so uncharakteristisch und austauschbar. Der irgendwie literarische Jargon, den man überwiegend anschlägt, weil er gerade modisch ist, scheint nur einen Blick auf eine Wirklichkeit zu ermöglichen, die auch noch literaturverseucht wahrgenommen wird. Und obwohl in dieser Literatur ständig die Irritation beschrieben wird, ist sie nichts anderes als das Zeugnis einer aberwitzigen Selbstzufriedenheit. Man hat seine Identität gefunden. Man fühlt sich identisch mit einem Kunstideal.

Man hat seine Heimat in der Sprache gefunden. Einer Sprache, die eine bestimmte Gesinnung nicht ausdrückt, artikuliert, sondern durch ihren Ton signalisiert. Die Erschöpfung als Signal für ein erschöpftes Denken, das sich einem neuen Mystizismus zuwandte und sich dafür eine scheinbar metaphysische Sprache aneignete, wie sie mit dem Aufkommen des französischen Strukturalismus in Mode kam. Eine diffuse Begrifflichkeit bestimmte nun den literarischen Jargon, die der Sehnsucht nach Unmittelbarkeit groteskerweise dadurch entgegenkam, daß sie es bewußt vermied, konkret

zu werden, und diesen Mangel mit der Aura des Geheimnisvollen zelebrierte. Eine Sprache, die nichts mehr festhält, die Verständigung nur noch als Schein anbietet. Jeder glaubt etwas verstanden zu haben, etwas Tieferes oder Höheres, und deshalb kann jeder mit gutem Grund der Frage ausweichen, was er denn nun sagen wollte, was er denn verstanden hat. Eine Sprache, die ihre Unverständlichkeit als unmittelbare Erleuchtung ausgibt. Die ein Wissen suggeriert, das im Grunde das Gegenteil von Wissen ist, weil es nicht einmal zu sagen weiß, was es denn eigentlich weiß.

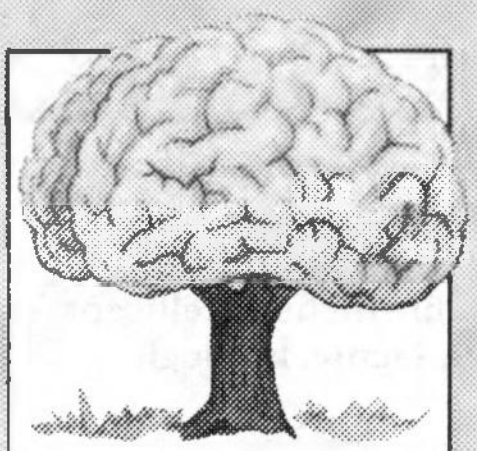
In ihrem Ausweichen in die Esoterik ist die Literatur den Weg des feuilletonistischen Spezialistentums gegangen, dem das konkrete Wissen des Spezialisten fehlt. An die Stelle des ernsthaften und nachvollziehbaren Denkens ist der Ausdruck des ermüdeten Connaisseurs getreten. Kenntnislos weiß er über alles Bescheid. Kenntnislos einigt er sich mit Gleichgesinnten auf einen Kontext von Meinungen, die heute vertreten werden und morgen nicht mehr. Er kennt den Stand der Dinge, ohne die Dinge zu kennen. Er weiß, wie man in seinen Kreisen über welche Dinge redet. Das erspart es ihm, etwas über die Dinge in Erfahrung zu bringen. Den Strukturalismus aus Frankreich, der dem modischen Jargon gemäß eigentlich Poststrukturalismus heißen müßte, und der behauptete, daß allem Wissen eine gleichartige Erkenntnisstruktur zugrunde liege, legte man sich dahin aus, daß man nur eine Ahnung von dieser Erkenntnisstruktur haben müsse, um die Dinge zu kennen.

Die theoretische Diskussion, die Debatte, wurde abgelöst vom Diskurs des Schmerzes, der Beschreibung von gesellschaftlichen Terrains, in denen der Schmerz existierte. Psychiatrische Kliniken, die Geschichte des Irrenhauses, der Umgang der Gesellschaft mit der psychischen Erkrankung. Doch beschrieb man diese Terrains nicht, um einen Mangel dieser Gesellschaft darzulegen und mit ihm eine erhellende Perspektive zu gewinnen, sondern man beschrieb sie, um die Mitleidlosigkeit der Gesellschaft für die eigene Situation der Haltungslosigkeit zu beanspruchen. Im Diskurs des Schmerzes ging es darum, sich als Opfer zu kennzeichnen. Kein Hochschulprofessor, der nicht über ›Repressalien‹ klagt. Kein Regisseur, der sich nicht verfolgt fühlt. Kein Filmemacher, der nicht behauptet, er produziere unter ›Leidensdruck‹. Man hatte Roland Barthes' *Mythen des Alltags* studiert und produzierte sie nun selbst. Der leidende Mensch drückt sich leidend aus. Allein der Ausdruck ist schon Ausdruck des Leidens. Man zelebrierte sich in seinem Schmerz. Und wer wagte es, vom Leidenden Haltung zu fordern. Ist die Verkrümmung nicht die angemessene Haltung des Schmerzes? Und die matte, abwehrende Geste der Erschöpfung?

Man lamentiert über den Faschismus unter den Jugendlichen in den Fußballstadien. Aber vorsorglich fragt man nicht, was haben denn die heute Achtzehnjährigen eigentlich für Lehrer gehabt? Nach welchen Vorstellun-

gen sind denn die erzogen worden? In welche Schulen hat man sie geschickt? Man beklagt den Verfall der Lesekultur in der Jugend und vergißt zu fragen, wer hat ihnen denn die Leseunlust beigebracht? Auch sein Redakteur, der nie ein Buch liest, allenfalls die Rezensionen, beklagt den Verfall der Lesekultur. Und die neue Sprachlosigkeit. Allerdings beklagt er sie nicht dort, wo er mit seiner Klage etwas bewirken könnte. In seinen Kultursendungen.
»Machen Sie doch was mit O-Ton.«

Sie ist ja sehr beredt, diese Sprachlosigkeit. Ist nicht von jener pathetischen Sorte an der Grenze des Verstummens. Sie argumentiert flink, so flink wie das Wort eben heute sein muß, um der Gewandtheit unserer Zeit entsprechen zu können. Und alles, was an Moden, Trends, ›geistigen Haltungen‹, an Wellen über uns hereingeschwappt ist, hat sie in sich aufgesogen. Wie ein Netz, das man angebracht hat, um all das Strand- und Treibgut aufzufangen. Ihre Reichhaltigkeit könnte melancholisch, gar nostalgisch stimmen, wären da nicht die, die sie verwenden. Die sie auch verwenden. Die mit dieser Sprache heute so geschickt umzugehen verstehen, frei von jedem Skrupel, weil kein Inhalt dieser Sprache sie bindet, hemmt, zögern läßt. Stimmungen, die jene kennzeichnen, die diese Sprache geprägt haben, die diese Sprache mit Begriffen bereicherten, hinter denen auch einmal Inhalte standen und denen heute ihre eigenen Begriffe um die Ohren gehauen werden, daß sie nur noch verschämt verstummen können.
»Mein Gott, was haben wir angerichtet.«
Es ist wie im Krieg. Die Munition ist ausgegangen. Der Gegner hat die Waffen erobert. Nun dreht er die Kanonen um und füllt sie mit seinem Pulver.



Macht Macht die Erde kaputt?

Umweltschutz, so wie wir ihn heute begreifen, ist Make-up. Eine logische Entwicklung in der »Sackgasse Industriegesellschaft«. Und das gilt für Kapitalisten ebenso wie für Marxisten. Es galt für Feudalherren ebenso wie für Priester. Mit der Entwicklung der Macht ging die Naturzerstörung einher – bis zu dem Punkt, an dem wir heute stehen.
Murray Bookchin hat sich seit den 50er Jahren mit der schleichenden Vergiftung unseres Alltags befaßt. Jetzt zieht er Bilanz: Können wir unsere lebens- und naturfeindlichen Herrschaftsstrukturen überleben?

Murray Bookchin
Die Ökologie der Freiheit
Wir brauchen keine Hierarchien
433 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
DM 38,–
ISBN 3-407-85057-3

Ein Welterfolg jetzt auch auf Deutsch:

384 Seiten, Leinen, DM 38,–

„Einer der besten Romanciers der Nachkriegsgeneration in Spanien."
NEW YORK TIMES

„Ein monumentales Fresko der 40er Jahre in Barcelona."
LA GACETA DEL LIBRO

„Ein politisch, psychologisch und erotisch explosiver Roman."
MARIO VARGAS LLOSA

„Mit diesem Roman erschrieb sich Marsé seinen Platz in der zeitgenössischen spanischen Literatur."
THE WASHINGTON POST

ELSTER VERLAG
Engelstr. 6 · 7580 Bühl-Moos
Telefon 07221/29590

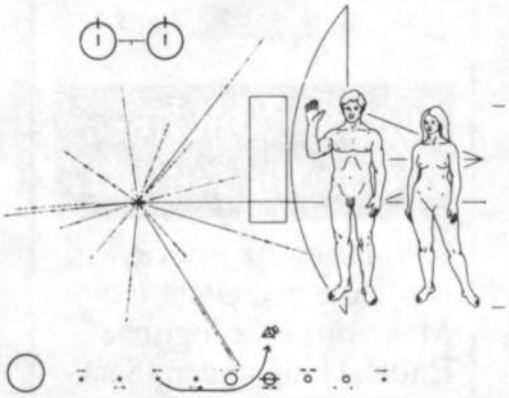
Gabriele Eckart
Per Anhalter
Geschichten und Erlebnisse aus der DDR
Gebunden DM 24,80
Mit diesem Buch gelingt der jungen DDR-Schriftstellerin ein sehr genaues, liebevolles Porträt von Menschen, deren alltägliches Leben von kleinen und großen Sorgen und Träumen geprägt ist. Jedes dieser Bilder hat seine ganz eigene Poesie.

Kiepenheuer & Witsch

UMBRUCH

Zeitschrift für Kultur · Heft 1/86 · 5 DM

Der postmoderne Prometheus:
Künstliche Intelligenz & Gentechnologie



Künstliche Intelligenz, denkende Maschinen, maschinelle Menschen? Wolfgang Coy setzt sich mit **Problemen maschineller Intelligenz** auseinander, mit erkenntnistheoretischen ebenso wie mit scheinbar banalen: Wie genau rechnen Rechner? Johann Peter Regelmann beschreibt die **Ideologiegeschichte des Gentechnologen** und Fritz Güde folgt den Spuren von Robotern und Frankensteinen zurück zu der philosophischen Krise um (und seit) 1800. Sie finden dabei Grenzen und Ergebnisse, die andere sind als die religiöser Bescheidung oder als die grenzenlosen wissenschaftlichen Allmachtsphantasien.

Außerdem in diesem Heft:

Runa Fecher: **SAAMEN.** Leben und Kunst einer ethnischen Minderheit · Peter Kock: **Konstruktion und Chiffre.** Paul Klees Zeichnungen · Fritz Güde: **Traumfäden um Walter Benjamin:** Spazierengehend zwischen Zypressen

Der Umbruch erscheint zweimonatlich und ist im Abonnement und in guten Buchhandlungen erhältlich. Kostenloses Probeheft (bitte Stichwort *Kursbuch* angeben) vom Umbruch, Postfach 111162, 6000 Frankfurt

Cornelia Bolesch
Kabylon

»Wir wollen übrigens das Wort nicht verachten. Es ist doch ein mächtiges Instrument, es ist das Mittel, durch das wir einander unsere Gefühle kundgeben, der Weg, auf den anderen Einfluß zu nehmen ... das Wort war doch ursprünglich ein Zauber, ein magischer Akt, und es hat noch viel von seiner alten Kraft bewahrt.«
Also sprach Freud. Dann wurde er auf eine Couch gelegt. Man klemmte ihm eine Fernbedienung zwischen die Finger und setzte ihm einen Kopfhörer auf. Er drückte probeweise das zweite Knöpfchen. Auf dem Schirm erschien ein Mann im weißen Kittel. Freud wurde es warm ums Herz. »Sie haben wenig Ahnung von der Gerätemedizin, nicht?« hörte er den Doktor gerade einen verschwitzten Mann fragen, der mit schuldbewußter Miene vor ihm stand. Der Schuldbewußte hatte in der Klinik des Doktors im Schwarzwald seinen kranken Vater liegen, angeschlossen an eine sündhaft teure Apparatur, wo es dem Sohn doch so schlecht ging, pekuniär. »Ihr Vater will leben, und das ist sein gutes Recht.« Der Doktor sah jetzt sehr streng aus. Freud begann wie ertappt an der Fernbedienung herumzufingern und machte so die Bekanntschaft eines Mannes, der in einem rosafarbenen pyjamaartigen Anzug auf einem Sofa saß. »Bei uns wird wieder furchtbar gegrinst im Studio. Regen und Schnee und alle diese schrecklichen Dinge heute, da muß man ja'n bißchen fröhlich sein ...« Der Mann empfahl Freud, das schreckliche Regenwasser für die Zimmerpflanzen aufzufangen. »Ich hoffe«, grinste er, »daß Sie zu Hause Ihre Zimmerpflanzen bereits gegossen haben.«
Freud sah sich zögernd um. Doch der Mann im Pyjama hatte etwas anderes mit ihm vor. »Sie rufen am besten hier bei uns an. Wir haben ein Bild versteckt. Nein, kein Armaturenbrett, war aber schon ganz nah.« »Kinder, ihr seid so nah dran«, stöhnte der Pyjama-Mann, »155 Mark Gewinn zu Beginn. Mit wem sprech' ich denn? Mit dem Paul! Immer dabeibleiben, Paul, nur nicht aufgeben. Servus. Bussi!« Freud drückte sich auf einen anderen Kanal. Ein seriös gekleideter Herr mit vor Aufregung geröteten Backen erwartete ihn dort und lächelte ihn an: »Wir spielen heute den Nikolaus und lüften das Geheimnis um unseren Weihnachtsspielfilm.« Wieder drückte sich Freud davon und kam, einen Kanal weiter, gerade

rechtzeitig zur Präsentation eines neuen Gewinnspiels durch die Haselnußmasse Knoppers. Danach ging's mit der Maggi-Fix-Hackbratenmischung ins Kochstudio. »Damit gelingen Ihnen ganz fröhliche Hackfleisch-Gerichte, Spießchen, ganz bunt und fröhlich. Geben Sie die Hackbratenmasse in eine Autoform.« Da war wieder der Mann im Pyjama. Freud drückte Kanal 17. Ein rotes Stoffeichhorn blickte ihn aufmerksam an. »Wenn wir auf dem Satelliten sind, versprechen wir Ihnen ein leckeres Fischrezept ... bei unserer Tiershow am nächsten Sonntag können sie 2000 Mark gewinnen. Wir haben Rettungshunde und ein Opossum live hier im Studio.«
Freud mochte keine Opossums. Er drückte noch einmal auf die Fernbedienung und hatte – Kanal 18 – ein bewegungsloses Bild vor sich. Eine Hinweistafel. »19.30 Begrüßung«, entzifferte er interessiert, »19.32 Koch Dich schlank. Fernsehkoch Hans-Karl Adam bereitet Ihnen Muschelcocktail und Weinguglhupf zu. 19.46 Watschn-Quiz mit Gewinnverlosung. 19.50 Künftig erfolgreicher leben. Das tägliche Erfolgserlebnis, 6. Folge. 20.08 Gedicht: An den Mond. Von Johann Wolfgang von Goethe. 20.15 Unser kleines Theater: Heiratsfieber. Von Maximilian Vitus. 21.42 Künstlerporträt. 22.01 Alarmzeichen: Prof. Dr. med. Werner Hansen unterhält sich mit Prof. Dr. Jürgen Greite über Rote Augen. 22.29 Deutschlandlied/ Bayernhymne.«
Freud seufzte. Er überprüfte seine Augen. Die Lider wurden schlaff. Immer unkonzentrierter glitten seine Finger über die Tastatur. »Unser Volker macht heute die Nachrichten, und die Eva wird Sie heute abend betreuen. Bye bye, tschüssi!« Eva war dicklich und trug eine pink-schwarze, großzügig fallende Kombination. »Ich hab' immer so'n bissel Angst in diesen Neubauhotels«, meinte der Nachrichtensprecher nach der Meldung über einen Hotelbrand in Indien. »Aber eine lustige Meldung haben wir aus Chesterfield. Da hat ein Mädchen 148 Vornamen bekommen.« – »Jetzt schalten wir um zu Ratenüsse für Pfiffiküsse. Margo, Sie haben doch wohl nicht das andere Programm gesehen, Margo? Aber Sie schreiben uns 'ne Karte, nicht? Tschüs, Margo.« – »Die Ausstattung unserer Moderatoren verdanken wir folgenden Bekleidungshäusern ...« – »Das ist doch jetzt kein Muß, diese Knallfarbe, oder?« Eva wirkt eine Spur verängstigt, aber dann schnurrt sie: »Morgen sind wir wieder für Sie da. Sweet dreams. Servus! Bussi!« – »Tschüs, habe die Ehre, ba ba, sagt der Sigi«, murmelte Freud schon im Halbschlaf und wachte erschrocken auf.

Erste Programmstörung

Zu den immer zahlreicher werdenden Produzenten von Informationen, mit denen man früher nichts hätte anfangen können, gehört der amerikanische Professor Eli M. Noam. In seinem Stübchen in der Columbia Universität

hat er ausgerechnet, daß sich in den USA das Angebot an Informationen pro Kopf und Tag zwischen 1960 und 1980 von drei Millionen auf elf Millionen Wörter (eine Steigerung um 267 Prozent) erhöht und der »Konsum an Fremdwörtern« sich in diesem Zeitraum verdoppelt habe. Auf der Flucht vor der Ratlosigkeit, in die einen Mitteilungen wie diese versetzen können, sind bereits vor einigen Jahren deutsche Wissenschaftler in die Wärme von Hamburger und Konstanzer Wohnzimmern geeilt. Dort wollten sie beobachten, ob das Fernsehen das Gespräch unter den Zuschauern fördert. Doch ihre Ergebnisse beschweren auch nur wieder die Wortmasse im großen Papierkorb der Wissenschaft: Sei es, daß die eine Wissenschaftler-Delegation artig mit Blumen und Kuchen vor der Tür stand und die andere einfach den Kühlschrank leergeräumt hat – die *eine* Familie hat jedenfalls pausenlos gequasselt, die *andere* dagegen eisern vor sich hin geschwiegen.

Reichhaltigeres Material würden natürlich die Medienpolitiker abgeben. Aber an deren Kommunikationsverhalten hat sich noch kein Wissenschaftler herangetraut. Aus Angst vor Depressionen, vermutlich. Die Langeweile und Ratlosigkeit, die momentan die medienpolitische Bühne beherrscht, läßt jedenfalls immer größere Teile des Publikums verzweifelt oder resigniert dem Ausgang dieses Theaters zustreben. Den Rundfunkintendanten Willibald Hilf erwischen wir gerade noch am Jackenärmel. »Nirgendwo«, flüstert er, »ist mehr ein Konsens zu erblicken. Nirgendwo eine überzeugende Konzeption. Nicht einmal nach dem Wert und der Funktion der Kommunikation in einer demokratischen Gesellschaft wird gefragt.« Hinten, im Dunkeln, sehen wir Helmut Schmidt und Klaus von Dohnanyi eng aneinander geschmiegt auf dem Boden hocken. »Der Geist ist raus aus der Flasche«, murmelt der Ex-Kanzler. Politik sei nur noch Show und nicht mal eine gute. »Medienpolitik macht müde«, seufzt Herr Naeher vom Privaten Fernsehen und räkelt sich in seinem Sitz in der 18. Reihe, »alle Argumente sind ausgetauscht. Was zu sagen ist, wurde gesagt. Wir bewegen uns im Kreise. Aber vielleicht ist das Leben so.« »Wo die Gedanken nicht stimmen«, bellt der Intendant Hans Bausch vom Balkon aus dazwischen, »können auch die Begriffe nicht stimmen.«

Während sich das Parkett langsam leert, bleiben Stoiber und Remmers, Kohl und Tandler, Barschel und Albrecht mit finster entschlossenen Gesichtern auf der Bühne stehen. Um ihre Füße kringeln sich die Papierschlangen aus den Fernschreibern. In der Hand halten sie pralle Säckchen, wohl gefüllt mit Verbalinjurien, Schuldzuweisungen, Untergangsprognosen und Freiheitsglocken. Der Bart der Darsteller ist schon Jahre alt, die Artikulation läßt zu wünschen übrig. Aber vielleicht sollte man sich von den Äußerlichkeiten dieser Vorführung nicht täuschen lassen, vielleicht hat sie Methode, ist sie Programm. Ein alternatives politisches Stück, voller

Sprachwitz, Präzision und Humor – das wäre ja wie ein Pickel im Gesicht der Republik. Das Publikum würde sich live an Pointen und Wortspielen, an Argumenten und Geistesblitzen erfreuen, und daheim blieben die Fernseher kalt. Dabei hat doch die Regierung gerade 60 Millionen Mark locker gemacht, um das heutige kleine Fernsehen bis zum Jahre 2000 durch ein Großbildfernsehen »mit Bilddiagonalen von 1.50 bis 2.00 Meter« abzulösen. Das »Fernsehen der Zukunft« wird ein »hochauflösendes Frequenzfernsehen« sein, das eine »Übertragung von bewegten Bildern mit einer Bildqualität bewirkt, die bezogen auf das Sehvermögen des Menschen keine Wünsche mehr offen läßt«. Die drei Milliarden für die Verkabelung sind auch schon zur Hälfte verbraucht, und für die Bibliotheken fällt sogar noch ein gutes Wort ab. Die Anschaffung der neuesten Fix-und-Foxi-Hefte erlaubt ihr Etat allemal.

Freud hatte sich vom Sofa erhoben. Unruhig lief er in dem Zimmer, in das man ihn gebracht hatte, herum. Er öffnete Schränke, zog Schubladen auf und stöberte in den Regalen. Auf einem Schreibtisch sah er Stöße mit bedrucktem, schon etwas angegilbtem Papier liegen. Neugierig begann er zu blättern. Die Texte beschäftigten sich mit dem, was er gerade getan hatte, Fernsehen. Freud erinnerte sich (ein Hackfleisch-Auto, ein Opossum), doch die Autoren dieser Manuskripte hatten offenbar etwas ganz anderes vor Augen gehabt. Je aufmerksamer Freud die Reden studierte, desto ratloser wurde er:
»Den menschlichen Gesichtspunkten gebührt der Vorrang. Man kann nicht alles machen, was man will. Man soll nicht alles machen, was man kann. Psychologen stellen mit Recht die Frage, ob der Mensch, gerade der junge, mit allen Reizen, denen er ausgesetzt ist, fertig wird. Es muß vermieden werden, daß die Familien viele Stunden am Tag für alle Programme in Anspruch genommen werden, so daß das erste Leben durch ein zweites ersetzt und die heile oder unheile Welt nicht mehr selbst erlebt wird, sondern aus zweiter Hand kommt. Dies scheint mir bei der bisherigen Debatte über die neuen Technologien nicht immer in ausreichendem Maße berücksichtigt zu sein.« (Franz Josef Strauß) – »Es geht um die geistige Orientierung in unserer Gesellschaft. Das kommende Informationszeitalter muß auch unserer kulturellen Selbstbehauptung und unserer Sprachkultur dienen« (Kohl) – »Unternehmerischer Weitblick und journalistischer Einfallsreichtum haben auf einen erfolgversprechenden Weg geführt« (Strauß) – »Die für eine freiheitliche Gesellschaft schlechthin konstituierende Freiheit der Information und Meinungsäußerung ist abhängig von der Fähigkeit der Medien, das Publikum möglichst umfassend über das zu unterrichten, was – wo auch immer – mit öffentlicher Relevanz geschieht« (Kohl) – »Ich

bin überzeugt: der Wettbewerb zwingt auch zur Qualität« (Vogel) – »Neue Medien – ein neuer Kulturauftrag« (Anonymus) – »Der springende Punkt ist die Teilhabe, Teilnahme und Mitgestaltung möglichst vieler informierter Menschen beim Austausch von Wissen, Kenntnissen und guter Unterhaltung im bevorstehenden Informationszeitalter« (Remmers).
Gedankenverloren begab sich Freud zur Couch zurück. Zweifellos hatte er noch nicht alle entscheidenden Knöpfe gedrückt. Er betrachtete den Kopfhörer, der ihn mit einem Radioapparat verbinden würde, wenn er ihn bei seiner ersten Fahrt durch die Kanäle nicht abgelegt hätte. Der war sicherlich die Verbindung zur öffentlichen Relevanz. Gespannt stöpselte sich Freud in das laufende Radioprogramm ein. Eine Zeitlang nahm er nur diffuse Geräusche wahr. Sie wurden von Musikinstrumenten, aber auch von menschlichen Stimmen produziert. Doch die Stimmen hatten sich so perfekt dem Singsang der Musik angepaßt, daß Freud einzelne Bestandteile der Texte weder definieren noch analysieren konnte. Allmählich lösten sich einzelne Wort-Silhouetten aus dem akustischen Dauerregen – »Feldmoching, drei Grad und bedeckt«, diese Botschaft hörte Freud ganz deutlich, aber er verstand sie nicht. Ähnlich erging es ihm mit einer ganzen Wortparade, die im Wiegeschritt unerschütterlicher Schnoddrigkeit durch seinen Kopf marschierte: »Sting schafft derzeit eine Kapazität von 6000 Plätzen Desmond Suzuki von Can hat heute Geburtstag The Fall bringen ihm ein Ständchen der Drummer von Quebecks spielt jetzt bei Purple Rose eine Synthese aus Fix- und Foxtrott und Fallout die Folkdevils sollten spielen supported von den Scientists die Vorgruppe wurde zum Hauptact der Drummer war ziemlich neu dabei cool zurückhaltend und weiblich ...« Erschrocken pegelte sich Freud auf einen anderen Sender ein.
»Hallo, Servus, da bin ich wieder, Hugo ist mein Name« – »Servus«, erwiderte Freud höflich. »Ich hoffe, Ihr habt viel Spaß«, fuhr Hugo leicht hechelnd, aber verständlich fort. »Ihr müßt uns jetzt alle anrufen und uns sagen, wer gestern gewonnen hat. Dafür gibt es einen Regiestuhl und einen Popkoffer. Andreas? Andreas, du hast schon einen Regiestuhl, aber noch keinen Popkoffer. Mußt richtig zuhören. Dank dir, tschüs, Andreas. Helga? Sie haben gestern zwei Punkte gemacht beim Tommy. Sie haben auch Kinderchen? Drei? Mann, da warn Sie aber fleißig. Welcher Schlager, Helga, kriegt die meisten Punkte? Und der Papa trinkt währenddessen 'n Cognac. Ein kleines Bierchen ist gut für die Nierchen, ha ha ha. Was gibt's denn bei Ihnen heute abend? Na, sagen Sie schon. Raus mit der Sprache. Bratkartoffeln und Spiegelei? Na ist doch hervorragend, da komm ich doch vorbei. Helga, lassen Sie doch mal Ihren Mann den Telefonhörer halten. Nee, geht ja nicht, da muß er ja seinen Cognac aus der Hand geben ... Übrigens, schalten Sie morgen auf jeden Fall unser Magazin Guten Morgen Deutschland ein, da gibt's was Neues, ein Wunschkonzert für Tiere.

Herrchen oder Frauchen sollen Postkarte ausfüllen. Wir rufen Sie dann an und sprechen mit Ihnen über Ihre Lieblinge ...«
Freud dachte für einen kurzen quälenden Moment wieder an das Opossum und daran, welcher Politiker eigentlich in den dreißiger Jahren gesagt hatte, die Deutschen hätten als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier. Doch bevor sich ein Ergebnis seiner Grübelei einstellte, traf ein neuer Wortblock sein Ohr: »Jürgen von der Lippe, was ist eigentlich dein favorisierter Frauentyp? Hast du nicht? Und dein Tierkreiszeichen? Zwilling? Ist ja lustig, das bin ich auch.« Der Moderator lachte lange und herzlich bis zu den Nachrichten. »Ringo Starr und Barbara Bach haben bei einem Elefantenrennen in Indien den vorletzten Platz belegt.« – »Unser Korrespondent in New York ist jetzt live auf dem Sender und wird uns gleich mitteilen, ob John McEnroe und Tatum O'Neil geheiratet haben.« – »Jetzt noch etwas ganz Kurioses: ein Mädchen in Chesterfield hat 160 Vorna...« Freud schaltete das Radio aus und nahm den Kopfhörer ab.

Zweite Programmstörung

Am Anfang des Abstiegs der Worte in die Bedeutungslosigkeit standen Verständlichkeit, Unerschrockenheit und Verantwortungsgefühl. Eine von den Politikern beauftragte Kommission teilte lapidar mit, daß die »allgemeine Einführung« des Kabelfernsehens nicht empfohlen werden könne, da »derzeit kein ausgeprägter und dringender Bedarf« festzustellen sei und »neue Inhalte erst der Entwicklung bedürfen«. Folgerichtig handelte es sich bei den einige Zeit später ins Leben gerufenen Kabelpilotprojekten auch in den Rede-Manuskripten der Politiker noch um »örtlich und zeitlich begrenzte Versuche«; sie sollten zu Erkenntnissen führen, »die Grundlagen für eine endgültige Entscheidung über die Einführung des Kabelrundfunks bilden können«. Folgsam formulierte die bayerische Staatskanzlei: »Vier Fragen sollen beantwortet werden. Will der Bürger diese Neuen Medien haben? Sind diese Neuen Medien für den Bürger, die Familien und die Gesellschaft von Vorteil oder Nachteil? Wie können die durch verbesserte Technik geschaffenen Möglichkeiten sinnvoll genutzt werden? Welche Auswirkungen ergeben sich auf die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, die Presse, den Film und die wirtschaftlichen Strukturen?«
Franz Josef Strauß bekräftigte vor dem Landtag: »Im Mittelpunkt aller Überlegungen muß stehen, welche Chancen und Risiken mit der Einführung für den Bürger, gerade auch für den jungen Menschen verbunden sind.« Den Begleitwissenschaftler Eberhard Witte, der in München alle offenen Fragen beantworten sollte, ergriff angesichts dieses Auftrags große Aufregung, was sich auch an seinen Diskussionsbeiträgen der damaligen Zeit ablesen läßt: »Wir fotografieren erst mal, bevor wir die Sommerspros-

sencreme auftragen, damit wir sehen, wie hat der Mensch vorher ausgesehen. Und dann kommt eine Begleitung während dieser drei Jahre und am Ende der Sache, so daß wir nicht nur wie bei dieser zitierten Sommersprossenreklame ein Vorher und Nachher, sondern ein verändertes Bild haben, so daß man auch noch während des Versuchs, wenn man irgendeine Gefahr feststellt, sie noch schnell abstellen kann.« Der kosmetische Hinweis auf die Sommersprossen hätte einen schon damals warnen können.
Zunächst geschah jedoch, womit niemand gerechnet hatte. Es trafen Antworten ein – ohne größeres Zutun der Wissenschaftler übrigens. 1. Die Bürger wollten mehrheitlich das Kabelfernsehen zum verlangten Preis nicht haben. 2. Die neuen Programme führten dazu, daß Kinder immer länger vor dem Fernsehapparat hockten. 3. Die neuen Programme bewirkten, daß die Zuschauer immer weniger Neues und Unterschiedliches sahen. Im »Unterhaltungsslalom« drückten sie sich vom Spielfilm zur Serie und von der Serie zum Spielfilm. 4. Wegen des kommerziellen Fernsehens wurde das Programm der öffentlich-rechtlichen Anstalten immer einfallsloser, angepaßter und gleichförmiger. Die Spielfilmraubzüge der TV-Anstalten belebten die Existenzängste des Kinos. 5. Die millionenschweren Kosten des Fernsehens führten zu einem übergewichtigen Engagement der ohnehin meinungsführenden Pressegiganten.
Die Politiker reagierten auf diese bedenklichen Ergebnisse mit der beschleunigten Fortsetzung der Politik, die zu den Defiziten geführt hatte. Ein psychologisch interessantes Verhalten. Die Annahme, daß Politiker Gauner sind und ohnehin nie an das glauben, was sie im Brustton der Überzeugung von sich geben, diese Überlegung verbietet sich jedoch von selbst. Deutsche Politiker lügen nicht. Eher gleicht ihr Benehmen einer Herde, die orientierungslos durch die Savanne streunt. Oder ist es schlicht kindlicher Trotz, der die Wahrnehmung behindert? Hatten sich Stoiber und seine Kollegen so sehr darauf gefreut, ihrer wichtigen Miene statt auf einem gleich auf 30 Monitoren zunicken zu können? Wo sie doch hätten wissen müssen, daß Politiker dort, wo Amüsement großgeschrieben wird, allenfalls am Katzentisch Platz nehmen dürfen.

Freud war an den Schreibtisch zurückgekehrt. Er wollte sich doch noch einmal in diese Papiere vertiefen, er mußte hinter den tieferen Sinn des Geräuschbombardements kommen, dem er sich soeben eine Stunde lang ausgesetzt hatte. Irgendwann stieß er auf die Protokolle der Debatten, die bei der Verabschiedung des bayerischen Mediengesetzes im Landtag geführt worden waren. Freud vertiefte sich, vor Konzentration bekam er einen roten Kopf. »Was für ein Material!« murmelte er mit einem Anflug von professionellem Neid auf seine jüngeren Kollegen.

Auf der Suche nach der inneren Logik der Argumente, die man in der Politik dafür anführt, warum man nicht mehr mit dem eigenen Geschwätz von gestern behelligt werden möchte, stieß Freud auf eine längere Rede des Abgeordneten Stoiber: »Die rasante technische Entwicklung hat die Idee der Pilotprojekte überholt. Die Technik hat Fakten geschaffen, die die Frage nach dem Ob des Kabelfernsehens in der Bundesrepublik illusorisch erscheinen lassen.« Freud blätterte neugierig einige Seiten weiter, um herauszufinden, ob Stoiber dem Landtag noch vorschlagen würde, das Verfahren so zu ändern, daß die Wähler gleich zwischen den einzelnen Konzernen wählen könnten und nicht erst den Umweg über die Politiker machen müßten. Doch er fand nichts in dieser Richtung. Dafür stieß er auf den Abgeordneten Kopka. Der hatte auch hinter dem Rednerpult gestanden und gesagt, daß man »nicht mehr viel Zeit« habe, auf »den fahrenden Zug aufzuspringen«. Denn »dann ist passiert, daß wir nämlich Wildwuchs bekommen, daß das Ausland hereinkommt und daß wir die medienpolitische Zukunft nicht mehr selbst gestalten können«.

Freud schüttelte betroffen den Kopf. Er fühlte sich bereits wieder verantwortlich für die Ausdrucksweise anderer. Er nahm sich vor, Herrn Kopka zu schreiben, daß er sich nicht gut einen souverän die Zukunft gestaltenden Politiker vorstellen könne, der gleichzeitig mit hochrotem Kopf einem davonfahrenden Zug hinterherläuft. Kopka, fand Freud, war überhaupt ein Sorgenkind. Viele rote Kringel hatte Freuds Stift schon in dessen Rede hinterlassen. »Die Programme werden uns von außen angeboten, ohne daß wir auf ihren Inhalt Einfluß nehmen können«, hatte Kopka alias Mr. Hyde an einer Stelle gesagt, um im nächsten Moment als Dr. Jekyll das Plenum mit folgender Einsicht zu überraschen: »Bei der Einspeisung in Kabel besteht immer die Möglichkeit der Kontrolle jedes einzelnen Programms.« Dann befürchtete Kopka wieder, daß »das Ausland hereinkommt«, wie eine Flut, um gleich darauf die Schreckensvision eines Bayern zu entwerfen, das zu einer »Insel der Unseligen« würde, »abgeschnitten von nationalen und internationalen Verflechtungen«.

»Entweder überflutet oder abgeschnitten«, notierte Freud und beschloß, Kopka ein Lexikon zu schicken. Dessen Rede verwirrte ihn immer mehr. Jetzt widmete sich der Abgeordnete den öffentlich-rechtlichen Anstalten. »Verschwindend kleine Minderheiten«, sagte er, »erhalten dort Gelegenheit, ihre persönlichen, gesellschaftlichen und politischen Frustrationen über Stunden einem desinteressierten Publikum darzubieten.« Dasselbe desinteressierte Publikum hockte dann aber wieder – Salto – in Kopkas Szenario gebannt vor der Unmenge an Spielfilmen, die ARD und ZDF frecherweise abnudeln, obwohl sich darüber – doppelter Salto – »viele Mitbürger« beklagten, denn – dreifacher Salto – »insbesondere an Spielfilmen besteht ein unabweisbarer Bedarf«. Man könne, fuhr Kopka unbeirrt

fort, zwar bedauern, daß »nicht im gleichen Maße eine Nachfrage nach mehr Politik, Kultur oder Bildung besteht«, doch die Realität sei halt nicht so, und deshalb, sagte Kopka – vierfacher Salto mit doppelter Umkehrung – sei »Bayern als Musik-, Theater- und Kulturzentrum von europäischem Rang« für den Weg in die Medienzukunft auch außerordentlich gut gerüstet. Freud wurde schwindlig.

Dritte Programmstörung

»Monopol« ist das häßlichste Wort im Arsenal der Medienpolitiker. »Monopole kann unsere offene, kann die informierte Gesellschaft nicht vertragen« (Kohl). Wer sich in den Streit einmischen möchte, dem sei Vorsicht geraten. Ein Monopol erkennt nicht jeder ! Erste Lektion: Der öffentlich-rechtliche Rundfunk hatte lange Zeit ein Monopol, das durch die Umsicht unserer Politiker jetzt endlich gebrochen wurde. (»Öffentlich-rechtlich« bedeutet, daß in den Aufsichtsgremien der Verleger neben dem Politiker hockt, der Sportfunktionär neben dem Landwirt, der Katholik neben dem Künstler. Theoretisch bestimmt niemand ganz allein. Man muß sich Mehrheiten suchen, wie in der Demokratie.) Die Demokratie ist die einzige Staatsform auf bundesdeutschem Boden. »Pfui, ein Monopol!« ruft der Neuling und bekommt sofort etwas auf die Pfoten. Zur Weiterbildung wird er nach Ludwigshafen geschickt. Dort residiert eine Regionalzeitung, die es geschafft hat, die meisten wichtigen Konkurrenten im Umland zu verdrängen. Jetzt macht sie auch noch regionales Fernsehen. »Pfui, ein Monopol!« ruft der Neuling, und schon wieder setzt es einen Klaps. Wie gesagt, Mitdiskutieren ist nicht leicht, vor allem, wenn immer neue Varianten erfunden werden. Statt »Monopol« darf man – eine Erfindung des Politikers Remmers – jetzt auch »Monokultur« sagen oder »uniformierte Massenkultur«, und statt »Privatfernsehen« – »lebendiges Meinungsbiotop«. Das hält die Sprache jung.

Freud war inzwischen am Ende der Rede Kopkas angelangt und hatte endgültig den Beschluß gefaßt, einzugreifen. Er suchte sich ein leeres Blatt Papier und begann mit einigen Notizen. Die Politiker taten ihm irgendwie leid. Er wollte sie wenigstens dazu ermuntern, ihre Äußerungen mit den wesentlichsten Erscheinungsformen im wirklichen Leben in Übereinstimmung zu bringen, denen Freud sich, wie er fand, ja jetzt lange genug selbst ausgesetzt hatte. Wenn Remmers zum Beispiel sagte: »Nicht nur neue Computer- und Wissenseliten sollen die künftigen Verhältnisse unter sich ausmachen. Alle Bürger sollen die neuen Medien aktiv und phantasievoll nutzen und verantwortlich mitgestalten können«, dann war das, fand

Freud, einfach nicht realitätsnah genug argumentiert. Dabei wäre es ganz leicht. Die Chancengleichheit etwa hatte Freud persönlich miterlebt: »Gewinn zu Beginn«, »das Schatzsucherspiel« und »Wie heißt unsere Karin, die Telefonistin, mit Vornamen?« – da konnte jeder mitmachen, bekam jeder eine Chance. Wieso sagte das dieser Remmers nicht? Oder Stoiber: »Die durch die Technik gebotenen neuen Möglichkeiten der Kommunikation können bei sinnvoller Nutzung der oft beklagten Undurchschaubarkeit einer modernen Industriegesellschaft entgegenwirken und zu mehr Transparenz beitragen.« Auch das konnte Freud nur bestätigen. Die Programme, die er gesehen und gehört hatte, hatten die Welt übersichtlich eingeteilt und keine Partikel des Lebens herrenlos herumirren lassen. Das Wetter kam von »Nivea Sonne bei schönem Wetter« und »Labello bei schlechtem Wetter« oder von »Luxair – Geschäfts- und Ferienflüge ab Luxemburg«. Die Zeit wurde von »Uhren-Sonntag« bereitgestellt, und noch nie war Freud von so vielen Leuten geduzt worden. Und wenn der Kanzler partout nicht auf die »geistige Orientierung in unserer Gesellschaft« verzichten wollte – jetzt war man doch gerade dabei, mit Hilfe der neuen Techniken, dem Mittelalter, einer Hoch-Zeit der Geister, eine Renaissance zu bereiten. Selten hatte Freud so viele Astrologen kennengelernt wie in den paar Stunden auf der Couch vor dem Schirm. Fernheilung und Seelenwanderung hatten ihren festen Programmplatz neben der Ziehung der Lottozahlen eingenommen, und ein Sender hatte sogar einen Exklusivvertrag mit Schauspielern im Jenseits. Auch Stoiber, fand Freud, verkaufte sich zu schlecht. Wenn er sich schon um fernsehsüchtige Kinder Sorgen machte (»Wir verkennen nicht...«), so schien er nicht zu begreifen, daß für Kinder der Übertritt in die elektronische Erwachsenenwelt kein Schock mehr ist, wenn dort auch die Großen in kurzen Hosen – und ein ausreichendes Sortiment an Postkarten mit der richtigen Lösung im Täschchen – an der Hand der Moderationsmama herumgeführt werden.

Freud machte sich eifrig Notizen. Immer hektischer suchte er in den Papieren, die vor ihm lagen, nach zusätzlichem Anschauungsmaterial. Plötzlich stutzte er. Er hatte seinen eigenen Namen gelesen. Wer zitierte ihn da? Wer kannte ihn hier überhaupt? Ein Mann namens Hilf war es, ein Intendant, der kurz vor Verlassen des Theaters, in dem das neueste Medienstück aufgeführt wurde, von einem Journalisten angehalten worden war und diesem trotzig in den Notizblock diktiert hatte: »Lassen Sie mich Freud zitieren: Auf Dauer wird sich nichts gegen die Erfahrung der Vernunft durchsetzen.« Freud bekam einen roten Kopf. Er schämte sich. Verständnislos betrachtete er die Notizen, die er bis jetzt aufgesetzt hatte. Er stand vom Schreibtisch auf und ging hinüber zum Sofa. Er war plötzlich sehr müde. Die Sache mit den Politiker-Beratungen wollte er jetzt doch erst einmal zurückstellen. Und vielleicht nur dem Herrn Hilf einen Brief

schreiben. Ob der schon mal was vom »Freudschen Versprecher« gehört hatte? Ob der den eigentlich gemeinten Satz »Auf Dauer wird sich ein Nichts gegen die Erfahrung der Vernunft durchsetzen« auch in sein Repertoire übernehmen würde?

Quellen:

Die Fernseh- und Radioprogrammbeispiele stammen aus: RTL-Radio- und RTL plus-Fernsehprogramm vom 23.1.86, aus dem Programm des ZDF, aus einer Demonstrationskassette der bayerischen Firma »Impuls TV«, aus dem Münchner Kabelprogramm »Unser kleines Theater« vom 1.3.86, aus den Programmen der Münchner Privatradios.
Zitate: Willibald Hilf (aus *epd* Nr. 4 vom 18.1.86); Helmut Schmidt (Hamburger Inter Media Kongreß, November 85); Gerhard Naeher (Referat anläßlich einer Tagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im September '84 in Berlin); Hans Bausch (Bericht zur rundfunkpolitischen Lage vom 22.3.85 vor dem SDR-Rundfunkrat); Helmut Kohl (Reden anläßlich des CDU/CSU-Medienkongresses in Mainz im Februar 1985 und zur Eröffnung der Internationalen Funkausstellung in Berlin 1985); Werner Remmers (Rede auf dem CDU/CSU-Medienkongreß in Mainz); Bernhard Vogel (Rede auf dem Medienkongreß in Mainz); Franz Josef Strauß (Antwort auf eine Anfrage der FDP im bayerischen Landtag vom 26.2.79; Rede vor dem Landtag vom 11.10.79; Rede anläßlich des Neujahrsempfangs für Presse, Hörfunk und Fernsehen im Januar 1986); Eberhard Witte (aus der Sendung »BR intern« des Bayerischen Fernsehens vom 29.7.82); Redeauszüge von Edmund Stoiber und Klaus Kopka (Protokolle der 52. und der 64. Sitzung des Bayerischen Landtags vom 6.6.84 bzw. 15.11.84).

Ein Leben – wie es jeder nur als das eine hat – reicht zum Erleben dessen nicht aus, was Welt genannt wird; trotz aller Mechanismen zum Zeitgewinn schrumpft der Lebensanteil an der Welterfahrbarkeit.
In Hans Blumenbergs neuem Buch geht es um die Faktoren der Verschärfung des Konflikts, der sich aus der »Öffnung der Zeitschere«, aus dem zunehmenden Auseinanderfallen von Lebenszeit und Weltzeit, ergibt.

Hans Blumenberg
Lebenszeit und Weltzeit
378 Seiten. Leinen. DM 48,–

In allen Buchhandlungen.
Prospekte: Suhrkamp Verlag,
Suhrkamp Haus, 6 Frankfurt 1.

Suhrkamp

Hofstadters Einsicht

Was ist das Ich, das denkt, wenn es »Ich« denkt? Was ist Geist, Seele, Selbstbewußtsein? Keine fertigen Antworten bietet dieser Geniestreich von Hofstädter und Dennett, aber ein höchst anregendes, provokatives Vexierspiel um die älteste Frage der denkenden Menschheit: »Dieses Buch soll seine Leser provozieren, in Unruhe versetzen, in Verwirrung stürzen, soll das Selbstverständliche fremd und vielleicht das Fremdartige selbstverständlich werden lassen.«
Das Vexierspiel ist den Autoren aufs schönste gelungen, oder kennen Sie etwa ein »Sach«-Buch, das so anfängt: »Du siehst im Osten den Mond aufgehen. Du siehst im Westen den Mond aufgehen. Du siehst, wie die zwei Monde sich über dem kalten schwarzen Himmel aufeinanderzubewegen…«
(Nein, Sie schielen nicht. Aber die Lösung wird hier noch nicht verraten…)

Einsicht ins Ich

Fantasien und Reflexionen über Selbst und Seele

BORGES & SMULLYAN & MOROWITZ & RUCKER & MEGANER & WHEELIS & DAWKINS & ZUBOFF & SANFORD & LEIBER & TURING & CHERNIAK & HARDING & SEARLE & NAGEL & NOZIK UND LEM …
AUSGEWÄHLT UND IN SZENE GESETZT VON

Douglas R. Hofstadter und Daniel C. Dennett

480 Seiten, Linson mit Schutzumschlag,
48,-- DM, ISBN 3-608-93038-8

Klett-Cotta

Gunter Hofmann
Die Worte und die Dinge
Über den Verlust des politischen Diskurses

1.

Was war das für eine seltsame, fremde Sprache, die in Bonn gesprochen wurde Anfang der siebziger Jahre. Mit der Welt, die man kannte, hatte sie herzlich wenig zu tun. Vielleicht war er nur eine naive Illusion, dieser Glaube, Sprache und Sache sollten nicht auseinanderklaffen. Die Worte und die Dinge haben so schlecht zusammengepaßt. Tarnte sich dahinter Herrschaft?

Der heimliche Glaube an den Primat der Ideen saß noch im Kopf; an die Anstrengung des Begriffs, so sehr man sich solche Flausen doch längst ausgetrieben zu haben glaubte. Irgendwie, vage, die Hoffnung, man müsse nur den Herrschaftscharakter der Sprache enthüllen, um den Machtstrukturen zu Leibe rücken zu können. Mehr Ratio und Aufklärung, endlich!

Eine »Linguistin« hält, während ich schreibe, gerade den Grünen eine Lektion. Sprache sei Politik, erklärt sie. Am Beispiel der sexistischen Männersprache möchte sie klarmachen, wie man den Herrschaftsverhältnissen, der verschleierten, wahren Macht, denn nun wirklich auf die Spur kommen könnte. Ach ja, das war 1970 ähnlich.

Nein, das ist kein Spott. Betroffenheitsjargon und Naturmystifizierung, Lebenspathos und idyllische Heimattöne, die man auch wieder zu hören bekommt, bis ins Parlament, erinnern zwar mehr an die fünfziger Jahre. Aufklärung leuchtet da nicht mehr. Wer so grün und unbefangen Worte wie »Geborgenheit« der herrschenden Politik entgegenhält, der hat eine Menge vergessen. Andererseits aber, warum sollte es nicht gelingen, Bonner Politik auf ihrer Ebene herauszufordern und mit ihren Waffen zu schlagen? Als Waltraud Schoppe am 5. Mai 1983, kurz nach dem Einzug der Grünen ins Parlament, zur Rolle von Frauen in der Gesellschaft und in der Politik sprach, da schlug ihr schon eine Herrenwitzstimmung entgegen, die verriet, daß sie etwas getroffen hatte. Da war Bonn plötzlich mit dem ganz »Anderen« konfrontiert, mit der Welt »draußen«, wie es drin heißt.

Bonn ist anders. Bonn heißt: Worte, Reden, Texte, Interviews, Erklärungen, Statements, Briefings, Mitschnitte, O-Töne, Nachdrucke, Kommentarübersichten, Pressemappen, Medienbeobachtung. Konflikte sind hier Wortkonflikte. Kompromisse sind Wortkompromisse. Politik wird hochaggregiert in Rentenformeln, Null-Lösungen, Nachrüstung, Radikalener-

laß. In Bonn sind das wirklich zunächst mal nur: Worte. Was es in Mutlangen heißt, wenn das Parlament sich für die Raketenstationierung entscheidet und der Kanzler das gegen den »Druck der Straße« exekutieren läßt, ist aus dieser Warte nur ungenau wahrzunehmen. Bonn produziert Codewörter und Entscheidungen in Textform. Man gewöhnt sich daran. Politik heißt nun mal auch, allgemeingültige Formeln zu finden, Definitionen, über die man sich streiten und verständigen kann.

2.

Wenn Konrad Adenauer Bonn nicht als Hauptstadt entdeckt hätte, es hätte etwas Vergleichbares gefunden werden müssen: eine Stadt, die nicht offenkundig an politische Traditionen anknüpft oder in Kontinuitäten steht. Nur in einer solchen Stadt konnte behauptet werden, 1945 sei die »Stunde Null« gewesen: alles beginne nun ganz neu. In Berlin oder Frankfurt wäre das kaum geglückt.

So wie Bonn mußte eine Hauptstadt aber auch sein, die Politik relativ unbehelligt von der Gesellschaft machen kann. Einerseits kein Arbeitermilieu mit seinem Klassencharakter, andererseits kein Gedankenarbeiter-Milieu, das Unruhe und Verwirrung stiftet. Adenauer hat vermutlich nicht mehr gesucht als einen Tatort nahe bei Köln und noch näher bei Rhöndorf, aber es war ihm ein grandios-böser Wurf gelungen: nur in diesem Ambiente konnte eine neue politische Klasse entstehen.

Wie fern die »Intellektuellen« der Bonner Republik in den frühen Jahren waren, ist ohnehin ein Symptom der Zeitgeschichte: Solange sie nicht stören, ist es ganz schön, daß es das bunte Völkchen der Kritiker gibt; wie sonst läßt sich demonstrieren, in wessen Händen die Politik wirklich gut aufgehoben ist ... Zu den Erfahrungen sogar noch der frühen siebziger Jahre zählte es, wie fern diese Welt der Akademien, der theoretischen Kontroverse, der kritischen Analyse, ja des Diskurses überhaupt sich aus dem 27. Stockwerk des »Langen Eugen« in Bonn immer noch ausnahm. Fast konspirativ sammelte der Professor Horst Ehmke gelegentlich einen Kreis kritischer Köpfe um sich, Jürgen Habermas, Claus Offe, Wolf-Dieter Narr sollen damals gesichtet worden sein, Ideen lagen in der Luft, Wortuntaten.

Öffentlichkeit und Politik, Gesellschaft und Staat sind ja wirklich für einen kurzen Moment näher zusammengerückt, vielleicht näher als je zuvor. Immerhin richtete die SPD sich auf einen öffentlichen Diskurs über die zukünftige Politik ein, auch wenn Bonn wirklich keine Diskurs-Stadt war. Viele dachten wie Horst Eberhard Richter, der rückblickend schreibt, er habe Willy Brandt als »Repräsentanten des kollektiven Ich-Ideals«, eines »unerfüllbaren« Ideals betrachtet (*Die Chance des Gewissens. Erinnerungen und Assoziationen*, Hamburg 1986, Seite 193 ff.). Brandt sei für ihn ein

Politiker gewesen, bei dem »Charakter und politisches Handeln« übereinstimmten. Bei ihm, schreibt Richter, »wußte man, daß er sagte und machte, wie er war und was er dachte«. Auch damals also – und so hat man es selbst ja empfunden – eine gewisse Sehnsucht, ein Bedarf an Identität von Leben, Wort und Sache? Es war keine Suche nach Personen, die sich »einbringen«, die nur »Ich« sagen und nicht Stellvertreter sein wollen; im Gegenteil, Authentisches sollte zugleich, im besten Fall, repräsentativ sein.

Willy Brandts erste Regierungserklärung vom 28. Oktober 1969 brachte immerhin ein Stück »Gesellschaft« nach Bonn, damit schien die Stadt nicht mehr gar so fremd, aber die Gesellschaft war immer noch so unerforscht – furchterregend wie der Halleysche Komet 1910.

Vielleicht sogar nur von Bonn aus, wo die festen, geregelten Verfahren, Rituale, Termine, mit und in denen Politik gemacht wird, noch weitergalten und die Konflikte nicht so kompromißlos zugespitzt wurden wie in München, Frankfurt, Berlin, wo man von den unmittelbaren Konflikten, der Rauchluft der Republikanischen Clubs, der nächtlichen Suche der Jusos nach dem passenden Augenblick für den »qualitativen Sprung«, weg vom Kapitalismus, herzlich wenig spürte – vielleicht nur aus einer solchen Stadt heraus konnte man den großen Diskurs und Integrationsversuch mit einigermaßen kühlem Kopf wagen.

Der Machtwechsel sei ein Sprachwechsel gewesen, hieß es später bei denjenigen, die etwas verzweifelt wissen wollten, wie das denn alles habe passieren können. In den Köpfen nistete sich das ein: mit der falschen Sprache, der Umdeutung von Begriffen, habe der Irrweg der Republik begonnen. Am Anfang, sagten sie, war das Wort.

Herrschaft und Sprache nannte Wolfgang Bergsdorf (1982) seine Habilitationsschrift, die er bei Karl-Dietrich Bracher verfaßte. Bergsdorf gilt als einer der engen Vertrauten Helmut Kohls. Sein Befund reflektiert auf intellektuelle Weise, wie damals gedacht worden ist. Oder genauer: er ist selbst mehr Zeitdokument als Zeitanalyse, scheint mir.

Welche Pointe, daß von dieser Seite der »Herrschaftscharakter« der Sprache nun noch ernster genommen wurde als von links. Ja, sehen Sie doch, bei Herbert Marcuse steht alles! Also Marcuse: »Politische Linguistik ist ein Schutzpanzer des Establishment«, schrieb er 1969.

»Wenn die radikale Opposition eine eigene Sprache entwickelt, protestiert sie spontan und unbewußt gegen eine der wirksamsten ›Geheimwaffen‹ von Herrschaft und Verleumdung. Die herrschende Sprache von Gesetz und Ordnung, die von den Gerichtshöfen und der Polizei für gültig erklärt werden, ist nicht nur die Stimme, sondern auch die Tat der Unterdrückung. Die Sprache definiert und verdammt den Feind nicht nur, sie erzeugt ihn auch; und dieses Erzeugnis stellt den Feind nicht wirklich dar, wie er ist, sondern vielmehr, wie er sein muß, um seine Funktion für das Establishment zu erfüllen.« (*Versuch über die Befreiung*, Frankfurt 1969, S. 110 f.)

Ein solcher Text, aus der Warte Bonn gelesen – es klang wie die Sprache der

Bewohner eines fremden Planeten: eine unheimliche Begegnung, aus dieser Sicht. Schrecklich. Bedrohlich. Ungefähr so wie die Sprache von Waltraud Schoppe, die im Deutschen Bundestag, dem »Hohen Haus«, von lustvollen »Formen des Liebesspiels« spricht; oder von Joschka Fischer, der die parlamentarische Vätergeneration mit dem Bekenntnis erschreckt, für ihn sei die verdrängte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und mit Auschwitz *das* Schlüsselmotiv seiner politischen Sozialisation gewesen.

Willy Brandt hat in seiner Regierungserklärung zwar Brücken zwischen Politik und Gesellschaft geschlagen oder auch nur den Brückenbau angeregt; aber er bewegte sich mehr in den Bahnen der gewohnten Politik, als daß er versucht hätte, Marcuses Befreiungsversuch zu folgen – und auch noch bei der Sprache damit zu beginnen. Aber immerhin, er lieferte Codewörter; gab Signale; deutete an; ließ in der Schwebe. Eine Rede, die Möglichkeiten offenhielt. Das alte Bekenntniswort von der »Wiedervereinigung«, die beschworen werden mußte, seit Adenauer sie begraben hatte, fehlte zum Beispiel. Eine DDR ohne Gänsefüßchen tauchte im Manuskript auf. Welches Bonner Drama. Noch schlimmer, Brandt wagte den Satz: »Wir wollen mehr Demokratie wagen.« Ja, hatte die Republik bis dato nicht längst Demokratie genug? raunte es zurück. Was, »Wir stehen nicht am Ende unserer Demokratie, wir fangen erst richtig an«, das traute der sich zu sagen? Und: »Wir brauchen Menschen, die kritisch mitdenken, mitentscheiden und mitverantworten.«

Gut, Worte. Irgendwie schienen sie selbstverständlich zu sein, das Minimum dessen, was man erwarten konnte. Die Leute vom *Kursbuch* – *Kursbuch?* Im Regierungsviertel nicht bekannt! – legten schließlich gerade eine »Kritik des Anarchismus« vor und grübelten darüber, ob man nicht doch ein klitzekleines Bißchen von ihm lernen könnte. Aber im Rückblick sieht man genauer, wie Brandt damit längst die Grenzen dessen überschritten hatte, was bis dahin »Politik« ausmachte und so hieß. Überall, wohin man sah in Bonn, standen noch diese Schilder der Aufbaudemokratie: Off Limits!

Die »neuen Begriffe«, so hat Bergsdorf in seiner Untersuchung über Sprache und Herrschaft zu klären gesucht, seien nicht länger *deskriptiv*, sondern primär *appellativ* gewesen. Ihre »surrealistische Dimension« klage die Wirklichkeit vor dem Tribunal einer Ideologie an, die es »zu vermeiden sucht, ihre Idiosynkrasien sprachlich zu verdeutlichen, die sich auch durch sprachliche Undeutlichkeit gegen Kritik immunisieren will ...« (S. 243). Der heimliche Vorwurf, der darin steckt, reicht viel weiter: uneingestanden ging es bei solcher Kritik immer auch um die Befürchtung, hinter dem Rücken der verpönten »Soziologensprache« werde heimlich die ganze, beunruhigend unübersichtliche Gesellschaft in die Politik und ihren zentra-

len Tatort geschmuggelt. Die Gesellschaft als Konterbande. Der Konsens der Nachkriegsjahrzehnte bestand ja nicht zuletzt in einer heimlichen Verständigung darüber, sich diese deutsche Gesellschaft – trau schau wem! – vom Halse zu halten. Jetzt, plötzlich, rückte sie näher, diese Sprache, die sich den alten Formen und Formeln widersetzte ...

Wo soviel Ideen und Worte in der Luft lagen, brach auch viel auf: die Worte sind mit der Sache verwechselt worden; eine Verwechslung, die nicht haltmachte vor Parteigrenzen. Wer in diesen Jahren von den »Grenzen des Wachstums« schrieb wie der Club of Rome, schrieb der nicht die ökonomische Krise erst wahrhaft herbei? Die Wohlfahrtsstaaten sollen sich darüber Gedanken machen, wie sie auf Krisenzeiten reagieren? Es handelt sich, erwiderte grob die herrschende Politik, um eine »Krise in euren Hirnen«. In der Abwehr des Sprach- und Begriffsangriffs waren sich die Konservativen aller Couleur einig. Während die Linke längst wankend geworden war, welchen Weg man überhaupt wählen könnte, um den Institutionen, der Politik und »Bonn« (als Catch-Wort für alles Übel) zu Leibe zu rücken. Die Bewußtseinsindustrie erobern? Springer besetzen? Lehrer werden? Das *Kapital* noch mal neu durchforsten? Theorie? Praxis? Den langen Marsch antreten? In die SPD? »Natürlich kann geschossen werden«, das auch? Über eine Sprache zu verfügen, in der man sich immerhin so leicht verständigen konnte wie die Politiker in ihrer hermetischen Welt, das hat in diesem Aufbruchstohuwabohu schon ganz schön beruhigt. Noch in der Absage an die »Theorie« hatte man ein einigendes Band – die Begrifflichkeit. Der Diskurs selber, der so viele Unsicherheiten mit sich brachte, hat eben *auch* für Sicherheit gesorgt. Vielleicht nur eine Fiktion, aber angenehm. Selbstvergewisserung ließ sich mindestens daraus beziehen, daß man den Jargon der anderen Welt aufspießte. Und wieviel tröstende Selbstsicherheit gewährte es, die »Arbeitermassen« wenigstens in den Begriff zu bekommen, wenn man sie schon nicht in den Griff bekam. Ziemlich spurlos verweht ist das alles.

3.

Schauplatz Bundeshausrestaurant (Eigentümer: Allianz), 1970: An einem Journalisten-Stammtisch versammelten sich gelegentlich zusammen mit Jüngeren einige der älteren Korrespondenten, Bonner Institutionen, die ein bißchen nostalgisch zurückblickten auf die Republik, die sie auch als ihr Produkt ansahen, und sich stirnrunzelnd anhörten, welches systemstürzend neue Gedankengut sich da breitmachte. Lieber erst gar nicht zur Kenntnis nehmen, oder?

Manche von ihnen waren schon bei Adenauers legendären »Teegesprächen« Anfang der fünfziger Jahre im Palais Schaumburg dabei gewesen. Verkörperten sie die »vierte Gewalt«? Sah Journalismus so aus, und sollten sich die

Beziehungen zwischen Politik und der deliberierenden Öffentlichkeit, von der Jürgen Habermas ein paar Jahre vorher geschrieben hatte, nach ihrem Muster gestalten? Ein bißchen verdutzt sah man sich um, eine Welt im Kopf, die mit der Welt vor Augen schwer zu verbinden war. Ein journalistisches Selbst- und Rollenverständnis war da in der Hauptstadt gewachsen, das von dem stolzen Gefühl beherrscht war, Teil dieser Politik und der politischen Klasse zu sein. Nein, mehr, was da geplaudert wurde, klang oft so, als zappelten die Politiker an den Fäden, welche die Journalisten in Händen hielten.

Nehmen wir Adenauers »Teegespräche« als Paradigma. Da wurden nicht schlicht Sprachregelungen ausgegeben, aber um eine subtile Form der Einbindung handelte es sich schon, ein Problem, das bis heute fortbesteht in Bonn. »Unter dem Gesichtspunkt des deutschen Interesses ...« – so ließ Konrad Adenauer damals manche Intimgespräche mit Journalisten in einen Rat münden, wie zu verfahren sei. Wem gehörten denn die Worte, die Sprache, die Meinung? Der öffentliche Diskurs wurde jedenfalls oft beim Tee vorformuliert. Was wie veröffentlicht und kommentiert werden sollte, na ja, ein Oktroy gab's nicht, keine regelrechte Verpflichtung, aber doch den Appell an die Verantwortung der versammelten Herren (Damen fehlten so gut wie ganz). Und dann, man wollte beim nächsten Mal ja schließlich auch wieder dabei sein ...

1986 geht das in der Regel natürlich direkter, auf die schreibenden Journalisten kommt es nicht mehr so sehr an. Heute telefoniert der Bonner Studioleiter des ZDF morgens, bevor der Tag so richtig beginnt, mit dem Kanzleramt und erkundigt sich, was es denn so gibt und wo man vielleicht besonders aufpassen müsse, damit die Lage unter Kontrolle bleibt. Am Abend ist dann in den Nachrichten zu besichtigen, wie der Kanzler vor der internationalen Presse in einem Statement verkündet, daß wir in der besten aller Welten leben. Gesellschaftliche Probleme? Nein, das muß eine Erfindung sein, vielleicht ein Einzelfall.

»Ich bitte Sie nochmals herzlich: Sie sehen, was auf dem Spiel steht. Seien Sie diskret und betrachten Sie alles das, was ich gesagt habe, als Mittel, um Sie in den Stand zu setzen, diese ganzen Vorgänge richtig zu würdigen.« So mühte sich noch pädagogisch Konrad Adenauer (»Teegespräche 1950-1954«, *Adenauer. Rhöndorfer Ausgabe*, Berlin, 1984, S. 145). Es ging bei dieser Bemerkung übrigens um Robert Kurt Albert Platow und seine *Platow-Briefe*, die über »Hintergrundinformationen« aus der Politik berichteten; gegen Platow war das erste Strafverfahren darüber anhängig, ob Beamte zur Preisgabe von Dienstgeheimnissen bestochen worden seien. Also erstmals vor Gericht: was darf die »Öffentlichkeit« wissen? »Wir haben doch immer auf dem Standpunkt gestanden, genau wie die Westalliierten: Wir wollen keine Neutralisierung. Darüber müssen Sie, bitte, die

Öffentlichkeit immer wieder aufklären ...« (a. a. O., S. 521). Sowohl das *Was* als auch das *Wie* des öffentlichen Diskurses ist ziemlich genau vorgeprägt worden. Alles bloß Geschichte?
Das stille Einverständnis, von Adenauer auf ein Grundmißtrauen in die demokratische Zuverlässigkeit der Deutschen gegründet, von den Journalisten aus Dankbarkeit über die große Verantwortung und das Herrschaftswissen, an dem sie teilhatten, akzeptiert – leicht ließen sich solche Linien bis heute weiterverfolgen. Auch eine andere Parallele zu diesen Jahren fällt auf: Die »Intellektuellen« im Lande, die nicht beim Kanzlertee saßen, blieben wie selbstverständlich ausgesperrt von der ganzen Politik, jedenfalls von dieser Bonner Welt, und hielten sich obendrein freiwillig fern. Politik ist eine Sache, der öffentliche Diskurs eine andere. Die Sphären trennen sich wieder, heute.

4.
Im Zeitalter der Begriffebesetzer sah das anders aus. Auch das sind nicht historische Reminiszenzen, sondern die Jahre haben Spuren hinterlassen, wie die Jahre der trauten Kanzler-Gespräche beim Tee.
Zum Beispiel Kurt Biedenkopf: als Generalsekretär der CDU hat er seiner Partei die Melodie der Moderne vorgespielt. Sprache, hieß sein Credo, ist nicht nur ein Mittel der Kommunikation.

»Wie die Auseinandersetzung mit der Linken zeigt, ist Sprache auch ein wichtiges Mittel der Strategie. Was sich heute in unserem Lande vollzieht, ist eine Revolution neuer Art. Es ist eine Revolution der Gesellschaft durch die Sprache. Die gewaltsame Besetzung der Zitadellen staatlicher Macht ist nicht länger Voraussetzung für eine revolutionäre Umwälzung staatlicher Ordnung. Revolutionen finden heute auf andere Weise statt. Statt der Gebäude der Regierungen werden heute Begriffe besetzt, mit denen sie regiert, die Rechte und Pflichten und unsere Institutionen beschreiben.«

Komplementär zum Parteimanager, der seiner Partei damit übrigens nicht nur PR-Arbeit, sondern auch das Nachdenken und die Teilnahme am öffentlichen Diskurs empfahl – »als wir noch mit Jürgen Habermas in der Rektorenkonferenz debattiert haben, das waren Zeiten«, seufzt er –, drängten die konservativen Professoren auf »Mut zur Erziehung«. Eine Art neuer Volkspädagogik lag in der Luft. In Bonn hörte sich das noch an wie ein fernes Stimmengewirr in einer Arena, die im Jargon der »vorpolitische Raum« heißt. Laßt sie reden. Die Karawane zieht weiter.
Das waren die Jahre, in denen man sich wechselseitig an der Wortwahl erkannte. Baader-Meinhof-Gruppe oder Baader-Meinhof-Bande? Das Wort »Berufsverbot« kam auf den Index. Befreiungsbewegungen wurden wieder zu »Terroristen«. Von da war es nicht mehr weit, die »geistigen Urheber« als die wirklichen Gewalttäter anzuprangern; der schreckliche Jurist Filbinger hätte am liebsten die Lehrer-Schüler-Bande der »Frankfurter Schule« per Steckbrief gesucht.

Auch das ist in gewissem Sinn aktuell: zuerst hat man es nicht recht glauben wollen, aber inzwischen läßt sich kaum leugnen, daß der Krieg um Sprache, Begriffe und Etiketten ein wesentliches Moment von Politik geworden ist. Bis heute funktioniert dieser Mechanismus, daß über die Ursachen des Terrorismus, über die lange Vorgeschichte von Stammheim, über Feindbilder auf beiden Seiten, über den Zusammenhang zwischen Apo und deutscher Vergangenheit nicht einigermaßen unbefangen gesprochen werden kann. Wer zu »erklären« versucht, gilt – immer noch – als mitschuldig; oder als einer, der »entschuldigen« möchte.
So hat sich die Politik selber sprachlos gemacht. In der Welt der Realpolitik braucht man keine Erklärungen. Das ist Bonn. Jedenfalls ist Bonn so geworden. Es ist schon eindrucksvoll nachzulesen, wie der wissenschaftliche Leiter eines großen Projekts (»Protest und Reaktion«), das die Innenministerkonferenz in Auftrag gegeben hatte, Fritz Sack, seine Begegnung mit der Politik rekapituliert. Die kritikimmune und reflexionslose Selbstgerechtigkeit von Politikern – im Laufe der Untersuchungsjahre (bis 1984) hatte das Politikerpersonal gründlich gewechselt – hat ihn zu dem persönlichen Bekenntnis veranlaßt, das sei eine Erfahrung, die er nicht missen, aber auch nicht wiederholen möchte. Denn für den Kontext des Terrorismus, die Entstehungsursachen von Gewalt, wollte die Politik jetzt Erklärungen gar nicht mehr haben. Sie wußte ja Bescheid. Was Fritz Sack überrascht und enttäuscht, hatte man selber oft gar nicht mehr genau genug wahrgenommen. Wem hat es nicht die Sprache verschlagen, damals?
Diese Etappe, die im deutschen Herbst '77 mündete, aber nicht endete, hat sich dramatisch ausgewirkt auf den Diskurs: die Linke verlor nicht nur ihre Utopien, sie war auch noch weithin mundtot.

5.
Nach den Diskurs-Jahren, der Annäherung zwischen Politik und Öffentlichkeit, folgte Sprachlosigkeit. Die Politik bunkerte sich ein. Dialog fand nicht mehr statt. In dieser Zeit machte nicht zufällig das Wort von der »Dialogfähigkeit« Karriere. Jedermann hat sich überboten, von sich zu behaupten, das »Gespräch mit der Jugend« zu führen, das Gespräch mit den »kleinen Leuten«, mit dem Mann auf der Straße, mit der Friedensbewegung. Die Tücke war nur: es ließ sich nicht mehr erkennen, ob es um den bloßen Eindruck von Dialog oder wirklich um Dialog ging. Es waren Übersetzer notwendig geworden, die zwischen den Welten von Politik und Gesellschaft für einen Wiederanfang der Kommunikation sorgten, die verloren gegangen war.
Peter Glotz, Bundesgeschäftsführer der SPD, ist vermutlich ein typisches Kind dieser Jahre. Sein Talent, Diskussionen aufzusaugen, Begriffe zu übernehmen und zu prägen, einfach präsent zu sein beim öffentlichen

Diskurs, hat ihn für die SPD vielleicht wichtiger gemacht, als diese selbst ahnt.
Was tut ein Parteisekretär? Beobachten wir ihn bei der Arbeit. Er produziert, wenn ich es richtig verstehe, Worte und Begriffe. Er sorgt für ein »Image« seiner Partei. Er erreicht das zum Teil, indem er gut formulierte Aufsätze schreibt, auch Bücher produziert. Ganz neidisch könnte man manchmal werden: ein so hoher Output an Texten, neben aller anderen Arbeit, man müßte auch einfach auf- und abgehend druckreif ins Stenogramm diktieren oder in der Badewanne ins Mikrophon plaudern können. Ein Parteisekretär plant »Kampagnen«. Vielleicht ist das sogar seine Hauptaufgabe. Strukturwandel der Öffentlichkeit, auf Bonner Verhältnisse übertragen, heißt ja wohl, Politik zu verkaufen.
Von der »Öffentlichkeit« als politischer Kategorie ist es nur noch ein Katzensprung zu Parteikampagnen und Public Relations. Inzwischen ist es verdammt schwer geworden, das alles wenigstens annäherungsweise auseinanderzuhalten. Ein Parteisekretär bei der Arbeit empfiehlt zum Beispiel der SPD, statt über mangelnde Solidarität zu klagen, von der »lieblosen« oder »unbarmherzigen« Gesellschaft zu sprechen, wenn die Politik der anderen Seite etikettiert werden soll. Für die gebildeteren Stände: die Zweidrittel-Gesellschaft. Ein Parteisekretär plädiert dafür, das Wort »Heimat« zu enttabuisieren, den Jargonbegriff von der »Geborgenheit« übernimmt er nicht, dazu kennt er sich viel zu genau aus in der deutschen Ideologie.
Ein Parteisekretär darf vielleicht auch mit darüber nachdenken, wie sich der Kandidat präsentieren soll. Soll man wirklich »den Anstand wahren!« sagen, oder ist das als politische Botschaft nicht doch ein bißchen karg? Oder wenn von einer »zweiten Phase der Ostpolitik« die Rede ist, heißt das dann, es wird nach einem neuen Markenzeichen gesucht, das positiv besetzt ist? Geht es um die Ostpolitik? Ich möchte mir es nicht so einfach machen, darüber zu entscheiden, aber es wird immer schwerer, in dieser Welt der *messages* und Medienbarrieren die Sachen hinter den Worten zu erkennen.

6.
Der öffentliche Diskurs hat sich gründlich verändert. Eigene Erfahrungen, Sprachfetzen, Bilder hat man mit nach Bonn gebracht aus einer Gesellschaft, in welcher der Disput erst richtig zu beginnen schien. Ja, selbst Ende der siebziger Jahre, als der Kanzler sich verschanzte gegen den Aufstand der Laien – gemeint war: die Gesellschaft –, hat man zwar gegähnt über die ganz alltägliche Langeweile. Damals gehorchte die Politik angeblich »Sachzwängen«. Sachzwänge waren das Wort der Stunde. Da mußte die Gesellschaft nicht mitreden, das konnten Experten erledigen. Aber selbst noch im

Widerspruch dagegen gab es eben so etwas wie einen öffentlichen Diskurs, natürlich auch wachsende Ohnmachtsgefühle.
Inzwischen hat sich das Rad weitergedreht. Gesellschaft und Öffentlichkeit sind jetzt nur noch im Hinblick auf die Mehrheitsverhältnisse interessant. Öffentlicher Widerstand gilt als »Druck der Straße«. Mit der »Straße« möchte man aber erst lieber gar nicht sprechen. Aus der großen Verweigerung früherer Jahre wird eine große Gesprächsverweigerung. Die Apo '86 sitzt auch im Kanzleramt. Das gilt aber nicht nur für die Politik und für Bonn. Ganz schön alleingelassen fühlt man sich, von der Bonner Bühne aus betrachtet, von denen, die früher einmal mitmischen wollten, es aber heute genießen, über ihre Gefühle in der kalifornischen Brandung zu schreiben oder ironisch beobachtend durch Europa zu flanieren. Wie schön, wie fern, wie schade. Nicht zufällig heißt die wirkliche Buchsensation: *Frieden ist möglich*. Franz Alt hat davon schon über eine Million verkauft. Daß Bonn sich inzwischen am Star-Wars-Programm der USA beteiligt, erscheint vergleichsweise nebensächlich. Das sind die Zeiten, in denen man doch wieder mal gegen den herrschenden Zeitgeist anschreiben möchte, um sich davon nicht ganz erdrücken zu lassen. Aber was ändert schon Schreiben?
Zum öffentlichen Diskurs tragen die Linken und Grünen vielleicht noch einiges bei, aber wenn, dann doch mehr im Sinne einer Bestandsaufnahme. Für die Politik wird dadurch die Lage noch nicht wieder übersichtlich. Die Rechte mag sich im Aufwind befinden, aber von dieser Seite wird die Politik nun wirklich nicht mit einer Überfülle an Ideen ausgestattet. Und wenn, wen würde es interessieren?
»Ideen zählen. Ideen bewegen die Nationen.« So hat der amerikanische Neokonservative Michael Horowitz gejubelt, als er sich im Lande umsah, der Neokonservativismus beherrscht dort ja tatsächlich den Diskurs. Aber soll man das hierzulande von Lübbe oder Maier oder Lobkowicz oder Topitsch behaupten? Intellektuell beleidigt vom Standard der herrschenden Politik, wenden sich doch sogar einige der Professoren wieder ab, die in den siebziger Jahren das Elend der Intellektuellen beklagt und eine Wachablösung herbeigeschrieben haben. So nicht. Nein, danke. Das sind die Kernsätze dieses Diskurses.

7.
Den politischen Diskurs prägt weithin das Fernsehen. Was in den Teegesprächen bei Adenauer begonnen hatte, wird jetzt auf eine Weise zu Ende geführt, die noch nicht einmal Anfang der siebziger Jahre zu ahnen war. Das Fernsehen, *Bild* und die *FAZ* – nach einer Faustregel der herrschenden Politik sind das die Medien, die man hinter sich haben muß, wenn man Mehrheiten behalten oder gewinnen will. Darauf spitzt sich dann – oft – die Kommunikation auch zu.

»Wissen Sie, Herr Nowottny . . .« – so flocht Karl Schiller gern den Namen des Fernsehjournalisten ein, der ihn interviewte. Der Interviewer sollte geadelt werden. Man stellte sich – Anfangsjahre der Fernsehdemokratie – auf eine Ebene, eigentlich sollte unter den Showstars des Mediums Gleichberechtigung herrschen, ob sie nun Politiker oder Journalisten waren. Die politische Klasse war unter sich, endlich.

Günter Gaus, damals noch beim *Spiegel*, wollte das Fernsehen aus dem Parlament werfen. Herbert Wehner hätte ihm nur zu gerne dabei geholfen. Aber die Wahrheit ist, daß man schon ganz Bonn zum Sperrbezirk für TV-Kameras hätte erklären müssen, um die Deformationen wenigstens in Grenzen zu halten, die das Medium der Politik schlug.

Immer mehr ist die Medienwirklichkeit so verstanden worden, als sei sie die Wirklichkeit selbst. Öffentlichkeit als politische Kategorie verlor weiter an Boden. Zur Sprachlosigkeit der Politik jedenfalls hat das auf deprimierende Weise beigetragen. Kamera läuft, der Kanzler verkündet, er sehe nirgends Probleme. Off.

Wenig anderem wird daher so viel Aufmerksamkeit gewidmet wie dem Fernsehen. Wie muß es sein? Wer soll es machen? Wie bekommt man es in den Griff? Wolfgang Bergsdorf, der Medienfachmann im Presseamt, hat in diesem Sinne die Wirkungen des Mediums untersucht. Aus seiner Sicht – es geht um Mehrheiten für die Union – konstruiert das Fernsehen falsche Realität. Das hört sich gar nicht so verkehrt an, aber was steckt dahinter?

Bergsdorf meint, es fehle das Positive. Negatives lasse sich entweder leichter bebildern oder genieße höhere Aufmerksamkeit. »Vietnam, El Salvador, Falkland und Libanon können täglich auf dem Bildschirm ausführlich gezeigt werden«, seufzt er, »Kambodscha und Afghanistan nicht und Polen seit der Verlängerung des Kriegsrechts selten.« (»Legitimität aus der Röhre«, *Publizistik*/1, 1983, H. 1, S. 40 ff.) Grundsätzlich, findet er, fördere die starke Vereinfachung politischer Vorgänge die Fiktion, »politische Probleme seien leicht zu verstehen, ihre Lösung sei nur eine Frage des guten Willens«. Politik werde personalisiert, aus den Erfahrungen und Normen des Privatlebens interpretiert, klagt ausgerechnet Helmut Kohls Medienmann; vermutlich entfernten sich daher »die politischen Vorstellungen und Forderungen der zum Fernsehpublikum gewordenen Bevölkerung von der komplexen Realität mit noch unbekannten Folgen«.

Auf die Schlußfolgerungen darf man gespannt sein. In der Praxis heißen sie, das Fernsehangebot auf möglichst vielen Kanälen mit möglichst wenig öffentlicher Kontrolle zu verbreitern, also noch mehr Fernsehen und noch mehr Vereinfachung. In der Theorie, so spitzt Bergsdorf die Position zu, müssen sich die Medien »als einen Teil des politischen Systems begreifen und dürfen sich nicht als autonomen Herrschaftsbereich verstehen, der mit dem politischen System konkurriert«. Übersetzt in die triviale Realität: Die

vierte Gewalt soll mitspielen. Dann muß der Kanzler nicht einmal mehr zum Tee einladen.

Was ist das Ergebnis dieser Veränderungen? Politik entsteht in einer anderen Arena und auf veränderte Weise. Die Standards von einst gelten längst nicht mehr. Gute Zeiten für Ressentimentpolitiker, wie Richard Sennett sie nennt. Private Moral tritt an die Stelle der öffentlichen Moral. Noch mehr als je kommt es darauf an, wie einer sich darstellen kann. Nicht so sehr auf die Absichten und Fähigkeiten, mehr auf die persönliche »Glaubwürdigkeit« und darauf, seine eigenen Motivationen politisch effektvoll dramatisieren zu können. Die Worte, die Sachen und die Personen sind auseinandergerückt. Es wird schwerer, zusammenzuhalten, was zusammen gehört, und zu trennen, was getrennt sein müßte. Was ist richtig, was falsch? Was ist wichtig, was unwichtig? Was Wirklichkeit, was der Eindruck von Wirklichkeit? Kein ernsthafter Diskurs, der in die Politik hineinragt, schafft darüber wirklich Klarheit.

Werner A. Perger
Die Bonner Rede

Reden gibt es viele, und kaputt kriegt man jede. Ob die Rede ankommt und wie sie in Erinnerung bleibt, hängt oft ab vom Text. Immer liegt es am Redner. Ich kenne gute Redenschreiber und schlechte Redner. Es gibt Redner, denen hilft kein Redenschreiber. Einen kenne ich, dessen Redenschreiber möchte ich nicht sein.

Künstler gibt es auch. Auf ihrer Zunge wird der dümmste Text zur nachdenklichen Lesung. Aus einem guten Text machen sie große Oper und damit ein bißchen Kulturgeschichte. Es gibt Arien, die summt mancher heute noch, weil sie so gut ins Ohr gingen: »Mehr Demokratie wagen ...«; »Compassion – die Bereitschaft mitzuleiden, die Fähigkeit, barmherzig zu sein, ein Herz für den Anderen zu haben...« Von Willy Brandt sagten sie früher, er könne das Berliner Telefonbuch vorlesen, und seine Mitbürrrgerinnen und Mitbürrrger wären begeistert.

Das Bonn von heute spricht anders, seit umdekoriert wurde, seit das »Bündnis der Kernpunkt deutscher Staatsraison« ist und Ehre, Pflicht und Treue, die Grenzen von 1937 und die Strategische Verteidigungsinitiative eine moralische Aufgabe sind, seit Leistung wieder lohnen muß und das »alles ganz selbstverständlich« ist. Mit menschlichem Gesicht. Und Lebensfreude.

Mitzureißen vermochte und vermag auch das. Einer wie Heiner Geißler, auch Kurt Biedenkopf, die reißen ihre Leute schon mit. Ob mit Feuer und Schwert oder poliertem Verstand, sie machen Eindruck. Es geschah schon, daß sie zu dick aufgetragen haben und ihrem Parteivorsitzenden, in beiden Fällen derselbe, die Wirkung nahmen. Das ist, wenn es auf Parteitagen geschieht, besonders schlecht. Gerade da soll der Vorsitzende gut wirken. Die Delegierten kommen zum Teil von weit her. Sie sind erlebnishungrig und bereit zur Begeisterung. Die Rede auf dem Parteitag ist die große Zirkusnummer. Wenn der Parteitag bei der Rede des Generalsekretärs von Höhepunkt zu Höhepunkt jault und tobt, ist das schön für den Generalsekretär; wenn derselbe Parteitag hinterher sich lustlos durch die Niederungen der Chefansprache schleppt, ist das schlimm für beide, für den Vorsitzenden und den Generalsekretär. Helmut Kohl hat diese Demütigung mit beiden Generalsekretären erfahren.

Dieser Mann, der bei Redaktionsschluß noch Bundeskanzler in Bonn war, läßt nicht erkennen, ob er sich als Redner realistisch einzuschätzen vermag. Wahrscheinlich ist es nicht. Er würde sonst, vielleicht, mehr an sich arbeiten und an seinem – *wenn Sie so wollen* – Stil. In gewisser Weise ist der Redner Kohl extraordinär. Keiner aus seiner Gewichtsklasse, auch Hans-Dietrich Genscher nicht, obgleich dessen Neigung zum Schreien rhetorische Beratung vertrüge, absolut keiner versteht es wie Kohl, falsch zu betonen, falsche Pausen zu machen, sich zu verzetteln, Botschaften zu versenken und die Banalität des Vortrags durch seine Körpersprache des Nestelns und Fummelns zu illustrieren. Der Redner Kohl vermag es auch nicht, seine Grenzen im Notfall zu sprengen. Kohl wächst nie über sich hinaus. Anderen ist es gelungen. Walter Scheel zum Beispiel, sonst kaum mehr in Erinnerung, ist mit seiner Bundestagsrede vor der Mißtrauensabstimmung gegen Brandt weiter gekommen, als ihn sonst die Flügel tragen. Kohl wird schwächer, wenn er gut sein müßte. Auf dem Parteitag der CDU in Ludwigshafen, das war 1978 und die Union noch in der Opposition, wollte er mit Kritikern in den eigenen Reihen abrechnen. Mit seinem Amtsvorgänger Rainer Barzel zum Beispiel, der gegen ihn und seine Führungskunst gestänkert hatte. Wie gezielt, ging der Schuß nach hinten los. Mit einer gekünstelt kämpferischen, in der Wirkung weinerlich larmoyanten Ansprache machte Kohl sich selbst zum Gespött. Loyaler Beifall der Delegierten, betretenes Schweigen der Mitarbeiter, zynischer Spott bei den Journalisten: »Kohls Kritiker können in Ludwigshafen in Ruhe schweigen«, schrieb einer, »denn Kohl sprach gegen sich selbst.« Echo auf eine »große Rede«. Ein halbes Jahr danach war Kohls Karriere als Kanzlerkandidat beendet. (Wir wissen, daß andere Umstände und Talente es waren, die ihn vier Jahre später zum Kanzler machten.)

Die mit der Midaszunge sind selten. Am schönsten, mit Silber und Gold in Bild und Ton, redet der Erste Mann des Staates. Der Bundespräsident, dessen Job nicht zuletzt Vorträge und Ansprache sind, verdient sein Geld redlich. Er ist fleißig, aber nicht nur das. Er versteht sich auf seine Arbeit. Unter normalen Bedingungen wäre er ein überaus passabler Repräsentant der Republik, weltgewandt und von bedeckter Noblesse, tadellos. Unter den gegebenen Umständen ist er ein Segen. Villa Hammerschmidt und Palais Schaumburg liegen an der Bundesstraße 9 nebeneinander. Die Hausherren kommen beide aus der CDU. Man darf sagen: Sie sind konservativ. Viele Konservative sind froh, daß dadurch deutlich wird, wie weit das Feld ist, das sie ihr Zuhause nennen.
Anders als beim Kanzler ist es beim Präsidenten nicht zuletzt der Vortrag, der gefällt. Seine Art der *Delivery*, wie die amerikanischen Freunde sagen, die Verpackung der Botschaft ist vom Feinsten. Das Ah und Oh des

Publikums gilt schon der äußeren Form, ehe der Inhalt zum Vorschein kommt. Ein Künstler, mit Sinn für die Details. Unweigerlich schafft dies Probleme, sobald die kunstfernen Generalisten sich davon belästigt fühlen. Der Bundespräsident ist – dies zur Erinnerung – wenn schon nicht ohnmächtig, so doch als Amtsperson ohne Macht. Der Mann mit der Richtlinienkompetenz demgegenüber, auch ohne sichtbare Wahrnehmung derselben, ist als Amtsperson wohl ausgestattet mit Portefeuilles. Eine herausragende Gestalt, sozusagen. So steht, die Verfassung will es, der eine im Schatten des anderen. Aber tut er das auch? Es ist schon viel darüber geschrieben und bedeutungsvoll gesprochen worden, wie sehr das Licht des Staatsoberhaupts über die Szene strahlt. Die Taschenlampe oder die Laterne, mit der der Kanzler die Welt zu erleuchten sucht, wird davon verschluckt. Folgen, die zu spüren wären, hat das keine. Es lastet nur Peinlichkeit über diesem Nebeneinander der beiden konservativen Schulen und ihrer Äußerungsformen. An ihr kommt man nicht vorbei. Sie wird in einer Geschichte deutlich, die mit Reden der beiden zu tun hat, also womöglich unterhaltsam wäre, es aber nicht ist.

Beide hatten im vergangenen Jahr ausreichend Gelegenheit, zum deutschen Mord an den Juden zu sprechen und darüber, was daraus zu lernen wäre. Helmut Kohl tat es am 21. April an der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen, eingeladen vom Zentralrat der Juden. Der Text der Rede unterschied sich grundlegend von der Gedanken-, Stil- und Würdelosigkeit, mit der Kohl selbst und erst recht seine Freunde vom *juste milieu* sich sonst zum Thema Juden und deutsche Schuld äußern. Hier sprach das Staatsorgan Bundeskanzler, und die Worte waren, mit Blick auf die Weltöffentlichkeit, gut gewählt:

»Wir haben – auch vierzig Jahre danach – die Pflicht, uns selbst zu fragen, wie es geschehen konnte, daß eine Kultur zerbrach, an deren Entwicklung und Reife gerade deutsche Juden in so hervorragender Weise beteiligt waren. Viele von ihnen haben sich sehr bewußt als deutsche Patrioten bekannt ... Sie wurden, als der Ungeist in Deutschland die Macht übernahm, entrechtet und verjagt. Sie wurden parteioffiziell zu ›Untermenschen‹ erklärt und zur ›Endlösung‹ verurteilt ... In den Massengräbern vor unseren Augen ruhen ungezählte Sinti und Roma ... Wir trauern um all jene, die unter dem totalitären Regime für ihre Standhaftigkeit im Glauben ihr Leben verloren – unter ihnen auch viele, die aus religiöser Überzeugung den Kriegsdienst verweigerten ... Wir gedenken der Kriegstoten der Sowjetunion. Und wir erinnern uns an die Verbrechen am polnischen Volk ... Für die Untaten der NS-Gewaltherrschaft trägt Deutschland die Verantwortung vor der Geschichte. Diese Verantwortung äußert sich auch in nie verjährender Scham.«

Bei anderen Gelegenheiten, in freier Rede, kommt Kohl, *der Politiker*, bei diesem Thema gern auf die geleisteten Wiedergutmachungszahlungen. Auch die »Gnade der späten Geburt« ist so, beim Plaudern, entstanden (nicht erst, wie viele meinen, während der Israel-Reise). Und deutsches Leid ist bei Kohl und seinen Leuten auch stets mit dabei, wenn vom Leid der Juden zu sprechen ist. In Bergen-Belsen sagte Helmut Kohl, *der*

Bundeskanzler, als hätte seine Mehrheit nicht kurz zuvor das Gesetz gegen die Leugnung des Judenmords (»Auschwitz-Lüge«) verknüpft mit einer entsprechenden Bestimmung über die Vertreibungsverbrechen an Deutschen: »Aber wir hätten nichts, aber auch gar nichts aus der Geschichte gelernt, wenn wir Grausamkeiten gegeneinander aufrechnen wollten.« Er nannte an diesem Tag auch, das war nicht selbstverständlich, den 8. Mai 1945 einen »Tag der Befreiung für die Deutschen«. Ein Ausbruch aus dem Jargon seiner Truppe: dort heißt es, immer noch und zuallererst, Zusammenbruch.

Der Bundespräsident sprach am 8. Mai im Rahmen einer »Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestags«. Es war, wohlgemerkt, keine Sondersitzung *des* Bundestags. Richard von Weizsäcker sprach *im* Bundestag. Eine Veranstaltung des Parlaments – eine Sondersitzung gar – war es nicht. Das hielt die Mehrheit für unnötig. Fast vergessene Details. Wer weiß noch, daß ursprünglich überhaupt nur ein ökumenischer Gottesdienst im Kölner Dom vorgesehen war, daß Bonn sich aus der Sache raushalten wollte. Des Kriegsendes in Europa ließ sich ja auch vortrefflich, gemeinsam mit dem Präsidenten der Führungsmacht Amerika, auf einem kleinen Soldatenfriedhof gedenken. Die Versöhnung der Feinde – von Verdun bis Bitburg. Government by symbolics. Als Weizsäcker am 8. Mai im Plenarsaal sprach, waren Bitburg und sein Symbolismus vorbei. Überwunden würde Bitburg noch lange nicht sein. Es lag an der Rede des Präsidenten, zu helfen. Und mit ihr begründete Richard von Weizsäcker schließlich seinen Ruf als Medizinmann, der mit Worten heilt.

»Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewußt erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dankbar, daß Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang ...

Der Blick ging zurück in einen dunklen Abgrund der Vergangenheit und nach vorn in eine ungewisse dunkle Zukunft. Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung ...

Wir dürfen den 8. Mai nicht vom 30. Januar 1933 trennen.«

Viele empfanden die Ansprache als einen Akt der Versöhnung. Sentimentalität kam auf, Bewunderung verbreitete sich, auch Linke freuten sich, mit dem Staat mal eins sein zu können. »Tag der Befreiung« – endlich hatte es einer von denen ausgesprochen und auf den Zusammenhang mit der Machtergreifung hingewiesen. Eine »große Rede«. Der Präsident – ein Glücksfall.

Was aber ist mit der Bergen-Belsen-Rede des Kanzlers passiert? War das keine »große Rede«? Fühlte sich nicht auch durch sie jeder erleichtert,

befreit und versöhnt? Hatte nicht auch Helmut Kohl vom 8. Mai '45 als »Tag der Befreiung« gesprochen? Na also! Wo bleibt die Begeisterung? Wo die Wonne, die sich beim Präsidenten einstellte? Wo sind die Zigtausende von Briefen, der Beifall der Kommentatoren und Klugscheißer?
Die Situation entbehrt nicht der Tragik. Ein Jahr danach redet immer noch alle Welt über das Wort zum 8. Mai. Die Weizsäcker-Rede ist Bestandteil der öffentlichen Rhetorik geworden und Lehrmittel in Schulen (außerhalb Bayerns). Kein Redner, der sich zur Geschichte äußert und nicht auf »die unvergeßliche Rede unseres Bundespräsidenten« zurückgreift. Ein Verlag hat sie, zusammen mit anderen funkelnden Worten des Präsidenten, zum kleinen Buch gemacht. Und wird Weizsäcker in Gesprächskreisen aufs Dritte Reich angesprochen, dann genügt die kleine Bemerkung: »Was ich dazu meine, habe ich ja bei anderer Gelegenheit schon gesagt ...« Jeder in der Runde nickt, ja natürlich, mehr Worte braucht es nicht, danke, wir wissen Bescheid. Ein paar Takte reichen. Man muß halt kein Bildungsbürger sein, um hinter Da-da-da-dam! Beethovens Fünfte zu erkennen.
Von Kohls Rede am 21. April spricht nur noch einer: Helmut Kohl. Am 14. April 1986 wird der Bundeskanzler in einer Fernsehdiskussion mit Chefredakteuren auf die Äußerungen seines bayerischen Schwesterparteifreunds Fellner angesprochen (Fellner hatte sich zu den jüdischen Forderungen an Flick und die Deutsche Bank zur Entschädigung für Zwangsarbeiter vernehmen lassen – bizarr und unvergessen). Kohl in seiner Antwort:

»Was zu sagen ist in der jetzigen Situation, habe ich in einer Rede in Bergen-Belsen aus Anlaß des 40. Jahrestags des Einmarsches, der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen gesagt. Es hat kein vergleichbarer deutscher Politiker, dies behaupte ich schon, in dieser Stelle solches gesagt.«

Im Gespräch mit einem ausländischen Korrespondenten äußert er sich wenige Tage später ähnlich: Kein führender deutscher Politiker habe eine solche Rede gehalten wie er in Bergen-Belsen. Er fügt aber hinzu: Er denke doch gar nicht daran, diese Rede jetzt dauernd wie eine Fahne vor sich herzutragen.
Am 27. Februar findet im Deutschen Bundestag frühmorgens eine Aktuelle Stunde statt, »betreffend Verantwortung aller demokratischen Parteien gegenüber Anfängen antisemitischer Tendenzen«. Frau Hildegard Hamm-Brücher hatte dafür Abgeordnete aller Fraktionen um Unterstützung gebeten und genügend Unterschriften bekommen (von der CDU/CSU allerdings hat sich niemand beteiligt). Die Debatte ist überflüssig, sagen die Konservativen. Immerhin gibt sie Helmut Kohl, der Zeit findet für die *überflüssige* Debatte, Gelegenheit, sich zur Sorge über antisemitische Tendenzen zu äußern (»... geht entschieden zu weit ..., ganz pauschal von wieder aufkeimenden antisemitischen Tendenzen in der Bundesrepublik Deutschland zu sprechen«). Zu Beginn kann er zitieren:

»›Die Verbrechen der Hitler-Barbarei, die Verhöhnung, ja die Zerstörung aller sittlichen Normen, die systematische Unmenschlichkeit der NS-Diktatur, wir dürfen und wir wollen sie niemals vergessen.‹ ... [folgt ein weiteres Zitat] ... Diese Sätze habe ich im April des vergangenen Jahres als Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland ... in Bergen-Belsen in Gegenwart von Überlebenden aus den Konzentrationslagern des Dritten Reichs an alle unsere Mitbürger und auch an die aus dem Ausland, die auf uns blickten, gerichtet.«

In seinen Amtsräumen in der Villa Hammerschmidt hört der Präsident der Debatte zu. Drei Tage später muß er selbst zu dem Thema etwas sagen. Er hält die Eröffnungsrede zur Woche der Brüderlichkeit und sagt darin, er bitte die Juden, in Deutschland und in aller Welt, für die antisemitischen Äußerungen in letzter Zeit »um Vergebung«. Kunstfertig, wie er zu formulieren weiß, umschreibt er, daß auch er keine ernsthaften antisemitischen Tendenzen im Lande sieht. Aber er ruft auf, dem auf alle Fälle entgegenzuwirken: »Deshalb bitte ich Sie herzlich um Wachsamkeit und um verständnisvolle Mithilfe.«

Glückliche Fügung: Schon vier Tage später jährt sich Kohls Wahlsieg vom 6. März 1983 zum dritten Mal, Grund genug für den Kanzler, eine Pressekonferenz zu veranstalten. Gefragt, ob er ebenfalls Anlaß für Wachsamkeit sehe, sagt er, Wachsamkeit sei immer gut, aber man könne Entwicklungen auch herbeischreiben (»und ich denke, da verstehen Sie etwas davon«), Antisemitismus sei für ihn ein Greuel, für die CDU habe er keinen Nachholbedarf, und es gebe keine neue Welle des Antisemitismus, das sei völlig absurd; im übrigen:

»Wenn Sie hier die Frage stellen, ist es vielleicht einmal für Sie nützlich und für andere auch, das nachzulesen, was ich dazu in Bergen-Belsen aus Gründen des Jahrestags der Befreiung des Konzentrationslagers gesagt habe. Es gab keinen deutschen Regierungschef, der vor mir eine vergleichbare Rede gehalten hat.«

Wie muß der Mann unter dem Mythos leiden, der sich um die 8.-Mai-Rede des Präsidenten ausbreitet, während sein eigener Beitrag Nichtbeachtung und Vergessen anheimfällt. Immer wieder kommt er darauf zurück, stößt Hinz und Kunz darauf, daß er ja auch und immer schon und man solle es mal nachlesen. Es ist, als würde Willy Brandt eine Frage nach dem deutsch-polnischen oder deutsch-jüdischen Verhältnis mit einem Satz beantworten wie: ›Aber Sie wissen doch, daß ich am Ghetto-Denkmal in Warschau gekniet habe, vor den Augen aller Welt. Erinnern Sie sich bitte daran, das könnte für Sie nützlich sein und für andere auch.‹

Juden in New York haben Kohl bei einem Treffen im November 1985 auf Bitburg angesprochen. Sie sind höfliche Leute. Von den deutschen Stellen waren sie mit einer Übersetzung der Bergen-Belsen-Rede ausgestattet worden. Sie wußten sie dem Gast gegenüber zu würdigen. Aber über Bitburg wollten sie doch noch einmal sprechen. Als Antwort erklärte er ihnen den Unterschied zwischen SS und Waffen-SS. Rabbi Alexander Schindler sagte darauf: »Sie verstehen wirklich nicht, was uns so sehr

verletzt hat.« Nein, er versteht nicht. Nicht nur die Juden müssen es erfahren. Helmut Kohl versteht vieles nicht, und das kann kaum anders sein. Denn um verstehen zu können und sich verständlich zu machen, muß man auch zuhören. Helmut Kohl hört nicht zu. Er redet selbst. Es ist, als hätte er Angst, die Kontrolle über eine Situation zu verlieren, sobald er auf die Gegenrede hört. Sein Tonfall ist nicht die Frage. Er spricht in Monologen, und unter diesen Geräuschteppich kehrt er alles, was er nicht wahrhaben will. Er hat auch von dem Mord an einem jungen Türken in Hamburg gehört, den Skin-heads erschlagen haben. Der Präsident sprach davon in der Rede zur »Woche der Brüderlichkeit«. Auf der Pressekonferenz in der Woche darauf fragen ausländische Journalisten den Bundeskanzler, was er dagegen tun werde. Sie nennen es Tendenzen einer Ausländerfeindlichkeit. Der Kanzler, abermals in freier Rede: Das sei bedauerlich und entsetzlich, auf Tendenzen könne man daraus aber keineswegs schließen. Sozusagen im Gegenteil:

»Es ist ein Mord vorgekommen, ein Mord, wie er leider immer wieder vorkommt, auch gegenüber deutschen Staatsbürgern, wo der Mörder dann ein ausländischer Staatsbürger ist. Das gehört zum Alltag einer Bundesrepublik, die eine solche Vielvölkerschichtigkeit durch das Gastarbeiterproblem und durch die Einwanderung und auch durch die Asylantenproblematik hat.«

Nochmal wird gefragt, nochmal sagt er, daß er es entschieden ablehnen müsse, aus diesem Einzelfall auf eine Tendenz zu schließen. Die Kollegin sagt: »Aber hier war es ein Türke, der erschlagen wurde«. Der Kanzler wird ungeduldig:

»Entschuldigung, ein Mord ist ein Mord. Das ist doch keine Frage der Staatsbürgerschaft. Wie weit sind wir [er sagt wir! Meint er: Sie!?] eigentlich heruntergekommen, daß wir das Auslöschen eines menschlichen Lebens durch einen Mörder nach Staatsbürgerschaftskategorien betrachten. Das ist genau das, was uns als Last der Geschichte heute noch aus der NS-Zeit anhaftet.«

Genau. Daß man etwas Besonderes daran findet, wenn Deutsche einen Türken erschlagen, weil er ein Türke ist, das ist das Erbe der NS-Zeit. Die Erblast, an der wir tragen. So weit sind wir heruntergekommen.

Die festliche Rede lehrt, was von Staats wegen gedacht werden soll. Das freie Wort verrät, wie der Festredner wirklich denkt. Häufig erschlägt das spontane Wort (plump aber echt) den vorgearbeiteten Text (fein aber falsch). Es bleibt dabei: Die beste Rede versagt, wird vergessen, bleibt ohne Resonanz, wenn die Glaubwürdigkeit fehlt. Es liegt eine Form von Gerechtigkeit darin, daß Kohls Rede vom 21. April vergessen ist. Die »große Rede« braucht mehr.

»Die notwendige Erneuerung kommt nicht aus Bonn.« Der Satz stand vor einiger Zeit am Schluß einer ganzen Seite Zeitungstext. Johannes Rau hatte sich per Inserat mit einem Aufruf an das Volk gewandt, dessen (sozialde-

mokratischer) Kanzler er werden will. Überschrift: »Den Anstand wahren!« In Bonn wurde ein geflügeltes Wort daraus. Seine Unschuld hat es verloren. *Anstand* – das ist gleichsam eine politische Vokabel geworden. Hat man ihr vorher gar nicht angesehen. Von Johannes Rau gibt es noch einen »Appell«, der viel kommentiert wird: »Versöhnen statt spalten.« Die Konservativen wissen nicht so recht, was sie damit anfangen sollen. Ist es gefährlich? Zur Sicherheit machen sie sich lustig darüber: »Verhöhnen und Schmalzen«, spottete einer von Heiner Geißlers begriffsfindigen Denkern in einer Parodie. Die Sozialdemokraten sind sich auch nicht so sicher, was sie davon halten sollen. Die Rede, die »der Johannes« zu diesem Thema gehalten hat, war ja ganz schön. Aber wie kam er denn darauf, jetzt vom *Versöhnen* zu reden, wo die anderen nichts tun als *spalten?*

Ja, wie kam er darauf? Es war eigentlich so wie immer. Auch diesmal stand am Anfang nicht das Wort. Am Anfang sind immer das Gründeln und Grübeln. Die Suche nach dem Begriff, der später eine Rede oder ein Programm tragen soll, beginnt mit der Erforschung des Umfelds. Am Ende erst steht das Wort. Das kann lange dauern.

Diese Abfolge, so wichtig sie ist, wird nicht immer eingehalten. Worte werden in Bonn viel gewechselt. Da bleibt wenig Zeit zur peniblen Vorbereitung. Gesagt wird, was in den Sinn kommt. Oft besteht Bedarf an ganz bestimmten Worten, egal, was sie an Assoziationen möglich machen. »Schlammschlacht« beispielsweise. Der Bundeskanzler benützt es viel, neuerdings. Oder »Kloakenjournalismus«. Sein Freund, wie er ihn nennt, Franz Josef Strauß, hat einmal die Vokabel »Gangsterjournalismus« in Umlauf gebracht. Einer war auf die Idee gekommen, an den Begriff Sportjournalismus zu erinnern und daß dies eine Bezeichnung für Journalisten sei, die über Sport schreiben. Worüber schreiben Gangster- und Kloakenjournalisten? Nein, so haben sie das natürlich nicht gemeint. Als der Bundeskanzler, apropos Schlammschlacht, auf einer Pressekonferenz gefragt wird, ob er damit unterstelle, die betreffenden Herren, Schily und der *Spiegel*, würden selbst Schlamm produzieren, oder ob sie nur vorhandenen Schlamm aufwühlten und er das meine mit »Schlammschlacht«, da sagt Kohl kurzentschlossen: »Ich habe nicht die Absicht, die Debatte mit Ihnen fortzusetzen.« Da hätte er also einmal rechtzeitig geschwiegen.

Reden und ihre Vorbereitung gehören zum politischen Geschäft. Am wichtigsten sind, für Berufspolitiker, die Parteitagsreden und Reden in der eigenen Fraktion. Auch die Streitrede mit dem Gegner, der große parlamentarische Auftritt, kann ein Image bilden oder beschädigen. Aber die Wirkung in den eigenen Reihen und auf die eigenen Leute hat für die Führungsgarnitur hohe Priorität. Sollte sie jedenfalls haben. Was passiert, wenn man die Sache nicht ernst genug nimmt, hat das Schicksal Helmut Kohls nach Ludwigshafen gezeigt. Die Rede auf dem »Treffen von Ahlen«, das die SPD

im vergangenen Dezember inszeniert hat, haben Johannes Rau und seine Co-Autoren ernst genommen. Die Vorarbeiten hatten begonnen, als die Idee mit Ahlen noch gar nicht geboren war.

Ein Bericht aus der hohen Schule der großen Worte, Gesprächsort »Provinz«, die Kneipe gegenüber der schwarzen Bastion Kanzleramt. Ein Sozialdemokrat erzählt: »Ein guter Begriff genügt nicht. Mit dem Wort allein fängst du nichts an. Das ist wie Segelsetzen in der Flaute. Der Lappen hängt runter, nichts. Ohne Wind machst du keine Fahrt.« Wort und Wirklichkeit: Ein anderer, der auch etwas davon versteht, hat sich dazu öffentlich erklärt, darf also namentlich zitiert werden. Heiner Geißler auf dem Germanistentag 1984: »Wenn politische Sprache wirken soll, müssen die Inhalte, die sie formuliert, sozusagen ›in der Luft liegen‹. Politische Sprache bewirkt nichts, wenn sie nicht dem entspricht, was die Menschen denken und fühlen.« Der Seefahrer in der »Provinz« sagt: »Manchmal mußt du auf den Wind lange warten.« Da hilft, meint er, eben auch kein Windmachen.

Das war nicht immer so klar. Windmachen war modern, zeitweise. Das Zauberwort hieß Semantik. Es ging der Reiz des Geheimnisvollen davon aus, und prompt sind gerade die Sozialdemokraten darauf reingefallen. Sie haben dafür aber eine Entschuldigung: Dem Voodoo-Mythos der Semantik erlagen sie, da sie an den Spätfolgen eines Traumas litten. Das liegt mehr als zehn Jahre zurück. Es war die Zeit, in der die Kanzlerschaft Willy Brandts aufgrund von allerlei Umständen im Niedergang begriffen war und der Glanz der Reformrhetorik zu verblassen begann. Man schrieb das Jahr 1973. Professor Kurt Biedenkopf stand damals noch in der Gunst des neuen CDU-Vorsitzenden Helmut Kohl, der den Henkel-Manager zu der Zeit auch noch respektierte (da Kohl dies ungern trennt, kündigte er später Biedenkopf mit der Gunst auch die Wertschätzung). Als neuer Generalsekretär hielt Biedenkopf damals auf einem Parteitag der CDU ein Referat. Er klärte die Konservativen darüber auf, daß man heutzutage nicht mehr mit Aufmärschen und Straßenschlachten die Macht zurückerobert (was ihnen aber ohnehin nicht in den Sinn gekommen wäre). Die Begriffe sind es, so erläuterte Biedenkopf der andächtigen Versammlung, mit denen man die »Zitadellen staatlicher Macht« besetzt. Wer sich mit politischer Semantik beschäftigt hat, kennt das folgende Zitat auswendig: »Revolutionen finden heute auf andere Weise statt. Statt der Gebäude der Regierung werden die Begriffe besetzt, mit denen sie regiert.«

Daß es nicht reicht, von sozialer Gerechtigkeit und von den Ostverträgen zu reden, wenn man nicht auch die Politik dazu anbietet, hat die CDU/CSU noch weitere neun Jahre erleben müssen. Aber der Vortrag Biedenkopfs klang bestechend. Am stärksten fasziniert war die SPD. Der Aufruf Biedenkopfs zum Sturm auf die Bastille der Worte ließ sie nachhaltig

erschrecken. Ein paar Genossen und Sympathisanten griffen zu Papier und Stift und setzten sich mit einem Taschenbuch zur Wehr, das den trotzigen Titel trug: *Worte machen keine Politik*. Tun sie aber doch, dachten die Autoren klammheimlich. Es mußten nur die richtigen Worte sein, und die Gefahr bestand, daß die CDU die richtigen Worte hatte. In Bonn regierte inzwischen bereits Helmut Schmidt, spottete über jeden, der vom Reformbedarf der Gesellschaft sprach, und derweil entdeckte die CDU die »Neue Soziale Frage« und übernahm in ihre Programmsprache Worte wie Freiheit, Gleichheit, Solidarität. Den Sozialdemokraten kam das bekannt vor, und sie wurden immer nervöser. Als dann noch der Begriff »Tendenzwende« aus dem Schattendasein akademischer Zirkel immer mehr in die politische Sprache der Akteure eindrang, war man in der SPD davon überzeugt: Dahinter steckt ein semantischer Planungsstab im »Konrad-Adenauer-Haus«, der treibt nichts anderes, als Begriffe auszuhecken, durchzuprobieren und sie dann als Serienprodukt auf den Markt zu werfen.

Die Herren auf der anderen Seite der Bundesstraße 9 haben sich darüber stets amüsiert. Es ist gut, wenn der Gegner nervös ist. Einfallsreich waren sie ja. Nur so stabsmäßig und professionell, wie draußen gemunkelt wurde, hat die CDU nie gearbeitet. Zehn Jahre nach der Biedenkopf-Rede war es dann aber soweit. Die SPD schuf sich eine Semantikgruppe, politisch hochrangig besetzt und einigermaßen ratlos: Wie macht man das, Semantik? Nachrüstung mit Begriffen, getreu der Theorie des kleinen Zauberers von Henkel und Kohl. Heilige Einfalt.

Kanzler Kohl hat einmal gesagt, entscheidend sei, was hinten rauskommt, was die versammelten Bonner Kindsköpfe unglaublich lustig fanden (noch heute bringt man Leute damit zum Lachen). Hat er nicht recht? Bei der SPD kam hinterher ein Semantikpapier raus. Entscheidend, das sagen sie in der »Baracke« selbst, ist es nicht. Nicht die kleinste Betriebsratswahl wird damit gewonnen. Passagen des Papiers, fröhlich aus dem Zusammenhang geholt, lesen sich wie Kalauer. So hat sie auch der *Spiegel* in einer Geschichte dargeboten, worüber die Semantiker sehr sauer waren. Richtig gekränkt. Tagelang beschäftigten sie sich mit der Suche nach dem Täter. Wer hat das Papier dem *Spiegel* gesteckt? Die Bonner einigten sich schließlich, daß es die Düsseldorfer waren. Was lehrt uns das? Die Suche nach dem Begriff ist reich an Umwegen.

Die Vertauschung der Reihenfolge – zuerst die Worte, dann raus in die Wirklichkeit – hat nicht gelohnt. Das Experiment Semantik wurde stillschweigend beendet. Die gute alte Wissenschaft hat mehr zu bieten. Besonders die Meinungsforschung ist hilfreich. Die Sozialwissenschaftler in Heidelberg beispielsweise, die unter dem Namen SINUS bekannt wurden, gelten den Sozialdemokraten als so zuverlässig wie der Zigarettenindustrie und den Autokonzernen. Auch Heiner Geißler hat die Arbeit der Gruppe

schätzen gelernt, was die Kohl-Freundin Noelle-Neumann verdrießt. Geißler veröffentlichte 1983 als Jugendminister eine SINUS-Studie, die noch von seiner Vorgängerin Huber in Auftrag gegeben worden war (*Die verunsicherte Generation*, Leske-Verlag). Er schrieb auch das Vorwort zu dieser Erbschaft, unter anderem zum Protest der Jugend und dem Ziel der Provokationen:

»Diese Provokationen muß die Politik aufnehmen und sich dessen bewußt sein, daß in diesem Protest der Wunsch nach einer Versöhnung zum Ausdruck kommt: Versöhnung zwischen den Menschen und Völkern, Versöhnung mit der Natur und unter den Generationen. Ich sehe darin das beeindruckendste Ergebnis der vorliegenden Studie.«

(Dies ist, unübersehbar, jener andere Geißler, der daraufhin die CDU auf den Weg zum Frauenparteitag schickte und die Parole von der »neuen Partnerschaft zwischen Mann und Frau« ausgab. Dieser Geißler hat Helmut Kohl auch Rita Süßmuth eingeredet und die Frauenbewegung damit ein wenig in Verwirrung gestürzt, natürlich auch seine Partei und die SPD erst recht.)
Die alten Themenstellungen werden allmählich abgelöst, verheißt die SINUS-Studie. Neue Fragen kommen auf. Stil und Lebensweise werden wichtiger, die Konflikte von gestern verschwinden, sie verlieren jedenfalls an Bedeutung. Flexibilität, Offenheit, Bewegung sind die Stichworte des Übergangs zur nachindustriellen Gesellschaft. Egal, wie man sie nennt. Es scheint, als beginne das ökologische Ganzheitsdenken gesellschaftlich relevant zu werden.
Was folgt daraus? Sommer 1985. Allmählich wird es ernst. Anderthalb Jahre bis zur Bundestagswahl. Der Kandidat ist bestimmt. Es wird Zeit für den Maßanzug für Johannes Rau. Der harte Kern aus Bonn und Düsseldorf geht ins Badische in Klausur. Es soll schön dort sein. Kreativatmosphäre wie im Bilderbuch. Begriffe werden geprüft. Sie sprechen auch über »Versöhnung«. Wär das nicht gut für »Johannes«? Die Reflexe sind noch anders programmiert. Die Reizworte heißen nach wie vor »Ellenbogen-« und »Zweidrittelgesellschaft«. Gesucht wird ein aggressiver Slogan gegen den Gegner. Ein Wort mit Biß. »Versöhnung« ist ohne Biß. Das klingt nach Streicheln und Bruderkuß. Igitt. »Sind wir ein Kirchentag?«

Die Eule der Minerva, so wird berichtet, beginnt ihren Flug erst in der Dämmerung. Diesmal war noch etwas Zeit für einen Abstecher nach Stuttgart. Lothar Späth wohnt dort, und er ist über die Grenzen seines wachstumsstarken Landes hinaus bekannt für seinen unstillbaren Erkenntnishunger. Die Eule kommt oft zu ihm. Prosaisch gesagt: Auch er hat die SINUS-Studie studiert. Von Heiner Geißler war sie ihm wärmstens empfohlen worden. Lothar Späth ist, bösen Zungen in seiner Partei zum Trotz, kein Sozialdemokrat. Hemmungen, wie sie für SPD-Leute typisch sind,

kennt er nicht. Unbekümmert gibt er zu Papier: »Die Versöhnung von Gegensätzen, die gestern noch als unüberwindlich galten, rückt langsam, aber sicher aus dem Bereich der politischen Utopie ins Reich der politischen Notwendigkeit.« Daraus macht er ein ganzes Buch. Es heißt *Wende in die Zukunft* (dem welkenden Charme der Bonner Chiffre von der *Wende* konnte er nicht widerstehen). Es erscheint im September, einen Monat nach der SPD-Klausur als *Spiegel*-Buch (was dem CDU-Vorsitzenden und Kanzler gewiß nicht entgangen ist). Eigentlich müßte es heißen: »Die Versöhnungsgesellschaft«. Davon handelt es. Von der Versöhnung der Gegensätze, von der Antwort auf das Bedürfnis nach Ganzheit und Harmonie. Es geht nicht zuletzt um die Übereinstimmung mit der Technologie der Zukunft und um den Mut zu neuen Produktionsmethoden. Späth ist gegen zuviel Streit und Spaltung:

»Nur die Versöhnungsgesellschaft kann auch eine wahrhaft offene Gesellschaft sein ... In einer Konflikt-Gesellschaft ist der Umgangston mäklerisch und larmoyant, die Kultur gesinnungsstark und stilschwach, die Politik lautstark, aber tatenarm. Es haftet ihr etwas Kleinkariertes und Provinzielles an.« (Ob er dabei an die denkt, an die ich denke?) »Versöhnung als Leitgedanke einer informierten und integrierten Freiheit ... wäre ein politisches Kulturelement, das die Zeit des Übergangs von alten zu neuen Strukturen wesentlich erleichtern könnte.«

Den Sozialdemokraten kann das nicht fremd klingen. Das ist vertraute Melodie, und auf einmal gefällt sie allen. »Wir haben das dem Späth einfach geklaut. ›Versöhnung‹. Wir brauchten das Wort. Das war Mundraub.« Die SINUS-Studie war schließlich von einer Sozialdemokratin bestellt worden. Späth hatten sie als Gegner für Rau am meisten gefürchtet. Wenn *der* Mann sich auf dem Wort »Versöhnung« festsetzte, war die *issue* für Rau verloren. Es hieß zupacken. Für den Rest, für die Herstellung des Kontrasts, half Heiner Geißler, die Symbolfigur der Konfliktgesellschaft.

Von Heiner Geißler waren die Rau-Helfer bereits auf ihrer Klausur inspiriert worden. Gerade hatte der CDU-Generalsekretär eine neue Kampagne ins Leben gerufen: Der *Antiamerikanismus* der deutschen Sozialdemokratie. Es war abzusehen, daß er sie damit durch den Wahlkampf hetzen würde. Und weil sie alles, was Geißler ausheckt, irgendwie fürchten, wollten sie früh gegensteuern: »Das, was er tut, beim Namen nennen. Nur das hilft. Geißler will das Volk spalten.« Geißler spaltet! Das klingt gut. Als sie sich im Herbst endlich zur Versöhnung durchgerungen und ein Verbum draus gemacht hatten – »bloß keine Wörter auf -ung« –, war das »Spalten« schon da. »Versöhnen statt spalten!«

Nur die Kampagne gegen den Antiamerikanismus blieb aus. Klanglos war sie verschwunden. Wieso? Geißlers Leute sagten: Die SPD stellt sich tot. Man könne ihr keinen Antiamerikanismus vorwerfen, wenn sie plötzlich so tue, als sei Uncle Sam der Größte. Und wenn Linke wie Klose auf einmal an Nicaragua herummachten. So schwierig kann das Leben von Wahlplanern

sein. Aber es gab noch einen anderen Grund: den amerikanischen Botschafter. Von ihm wußte die CDU mittlerweile, daß er eine solche Kampagne nicht mag. Sowas liege »nicht im außenpolitischen Interesse Amerikas«. Nun denn. Man würde schon was anderes finden. (Die SPD ist informiert worden, sie möge es doch bitte unterlassen, den Bundeskanzler ständig als »Lakaien der USA« darzustellen, ein Wunsch, dem die Sozialdemokraten entsprechen.) Geißler hatte das Rau-Team also im Stich gelassen. Keine Frage: »Versöhnen« paßte auf ihren Kandidaten. Aber wie sollte man die Glaubwürdigkeit des Begriffs vermitteln? Jetzt konnte nicht mehr gewartet werden. Es ist Herbst 1985, der Countdown hat schon begonnen. Das Stimmungshoch von Nordrhein-Westfalen verfliegt, die Umfragewerte sinken wieder. Gefahr droht für die Zuversicht. Sinkender Mut ist Gift für Wahlkämpfe. Erst lähmt es, dann bringt es dich um. Jetzt mußte ein Spektakel her, eine Inszenierung mit »Bruder Johannes«, dem Versöhner und Menschenfischer, im Mittelpunkt. Als Hauptdarsteller und Regisseur. Bonn, wir kommen! Die Partei lud zum »Treffen in Ahlen«, wo Rau die große Rede halten sollte: »Versöhnen statt spalten!« Wenigstens das Versöhnen würde man ihm glauben.

»Da schenkten sie uns den 116.« Als die SPD gerade noch fiebrig an der Zweidrittelgesellschaft herumprobierte (»ein guter Begriff, aber wie übersetzt du das?«), da lieferten Norbert Blüm, Martin Bangemann, der Wirtschaftsflügel der Union und ein Kanzler, dem die Übersicht fehlte, das Streitthema der Saison. Der Streikgeld-Paragraph wurde zum goldenen Zankapfel – das Symbol des Spaltens.

Raus Ahlener Rede war hinkomponiert auf den einen Refrain: »Versöhnen statt spalten«, das Signet des Friedensfürsten:

»Wir grenzen nicht aus. Wir lassen eine weitere Spaltung unseres Volkes nicht zu. Wir wollen einen starken sozialen Staat, in dem die Menschen sich zu Hause fühlen können – alle Menschen ... Wir setzen gegen die Kraftmeierei und die Fraktion der Stahlhelme! Versöhnen statt Spalten! ...«

Rau gegen Bonn, der perfekte Kontrast? »Wenn der 116 weg ist, fällt das in sich zusammen«, sagen sie drüben, im Konrad-Adenauer-Haus. »Wie sollen die das durchhalten?« Die Gegenpropaganda ist angelaufen. »Wischiwaschi«. Geißler versucht, den Gestus des Versöhnens zu entzaubern: Keine klaren Positionen, nichts als heiße Luft und Angst vor der ernsthaften Auseinandersetzung! Er selbst hat für die CDU die Parole von der »Durchsetzungswahl« ausgegeben. Ein Wort, das nach Dynamik klingt, nach Durchmarsch, nicht nach Spaziergang. So soll es sein. Die CDU muß im Kampf gegen den Sozialismus den Rammbock machen, diesmal besonders, wo die Kanzlerpartei – erstmals in der Geschichte der Republik – mit dem Phänomen des *Kanzler-Malus* kämpft. Der Wahltag ist nahe, da ist die Zeit der »weichen Themen« und der »sanften Antworten« vorbei. Wahl-

kampf ist nichts für Feuilletons. »Spalten?« Könnt ihr haben, denn die Mächte des Lichts versöhnen sich nicht mit denen des Dunkels. Schluß mit dem Gefühlsgedusel, was hilft das schönste »Wir-Gefühl«, wenn die Kosaken kommen. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns, Politik als Stahlgewitter, Abgrenzung und Trennung. Klar? Ihr oder wir!
Einer von Rau sagt: »Unsere Formel ist einfach genial. Sowas werden wir lange nicht mehr finden.« Heiner Geißler, der Belesene, zitiert dazu Hegel: »In der öffentlichen Meinung ist alles Falsche und Wahre, aber das Wahre in ihr zu finden, ist die Sache des großen Mannes. Wer, was seine Zeit will, ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit.« Spricht Kohl aus, was diese unsere Zeit will, oder tut es Rau? Versöhnen – ein Wort der Zeit? Die eigenen Leute sind skeptisch. »Wir haben außerhalb der Partei ein besseres Echo als drinnen. Die Wischiwaschi-Propaganda hat in der Partei ihr Spiegelbild. Viele sagen, das sei ›Friede, Freude, Eierkuchen‹, so könne man gegen Geißler keinen Wahlkampf machen.« Der Versöhnungsbedarf in der Gesellschaft und der Konfliktbedarf einer Oppositionspartei, da ist viel Raum dazwischen. Mit einer Rede (und einer Anzeige) ist der nicht zu überbrücken. Die Erfinder sagen »genial«. Der Partei steckt in soviel Genie zuwenig Praxis. Der Gestus des Versöhnens, der Stil der ausgestreckten Hand, das erinnert sie eher an den provokatorischen Wert der hingehaltenen *anderen Backe*.

Nachts in der »Provinz«. Gespräch am Tresen. Ein langgedienter Linker, der Brandt verehrt und Schmidt überstanden hat, packt seine Sachen. »Johannes« ist auch für ihn ein Hoffnungsträger, er schafft Mehrheiten. Das ist wichtig. »Versöhnung«, sagt unser Linker in der »Provinz«, fänd er auch nicht schlecht. Im Prinzip. Die Integration der Lebensmuster, warum auch nicht? »Das versuchen wir doch auch privat, oder?« Konfliktvermeidung um jeden Preis darf das aber nicht heißen. Geißler die Backe hinhalten? Niemals. Wenn das der *Life-style* der Postmoderne ist, dann will er lieber altmodisch bleiben, die Avantgarde von gestern. Ein 68er oder sowas. Das wäre nicht der schlechteste Jahrgang.
»Der Johannes müßte deutlich machen, daß er auch kämpfen kann.« Manchmal, sagt er, reiche schon ein Wort. »Der Hans Matthöfer hat einmal, als er schon Forschungsminister bei Schmidt und dessen Fan war, sowas gemacht. Er hat gesagt, die Junta in Chile ist eine ›Mörderbande‹. War das eine Aufregung in Bonn. Und der Hans war der Held der Partei. Der hatte einen Vertrauensvorschuß auf Jahre. Sowas müßte der Johannes auch mal machen.«
Ein Wort nur, keine Rede. Aber es müßte ein *Wort der Zeit* sein.

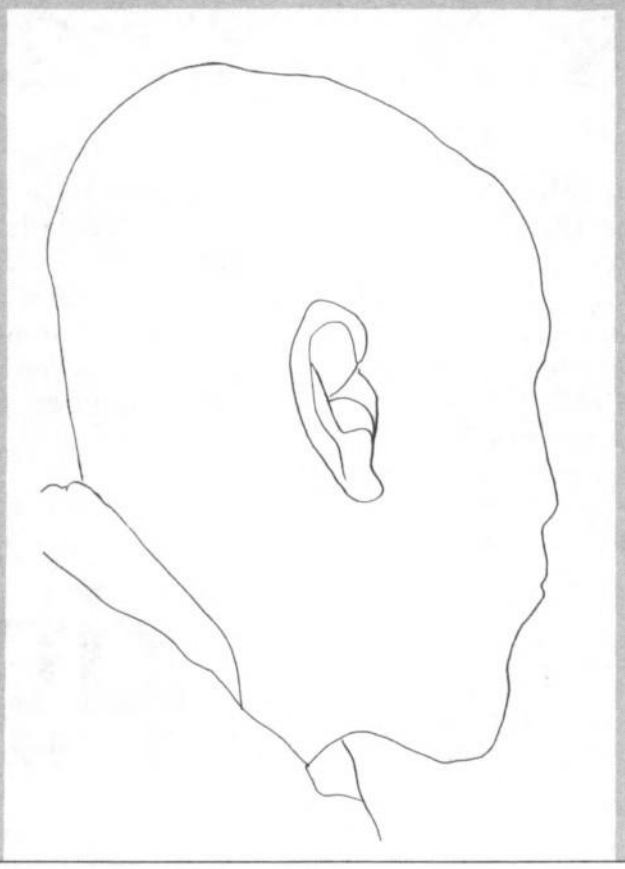
Christian Geissler
Das Brot mit der Feile
Roman

448 Seiten · DM 32,–

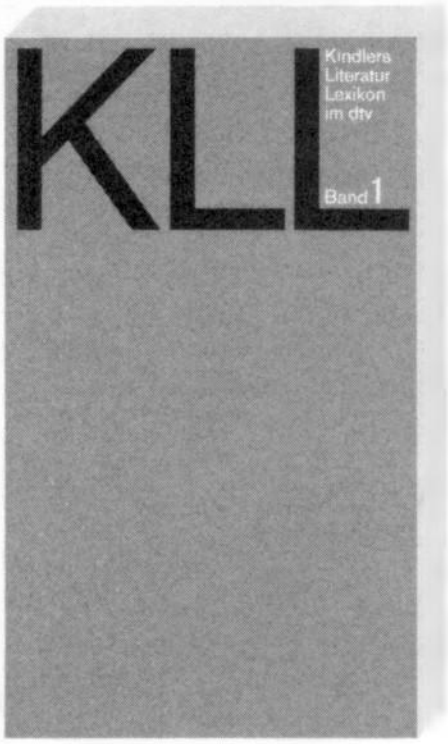
Wie Peter Weiß in seinem Roman »Ästhetik des Widerstands« den extremen Versuch gewagt hat, auf historischem Gelände, eine Biographie zu entwerfen, die politische Arbeit und künstlerische Reflexion einschließt, so unternimmt Geissler die extreme Anstrengung, die Frage Gewalt und Gegenwart auf die Existenzsituation zwischen Tod und Leben zuzuspitzen.

W. F. Schoeller in *Frankfurter Rundschau*

Rotbuch Verlag



Kindlers Literatur Lexikon im dtv



Zum 25jährigen dtv-Jubiläum neu erschienen: das komplette Werk in 14 Bänden mit buchstabengerechter Aufteilung und in größerem Format – handlicher, schöner, übersichtlicher und preiswert wie noch nie:

statt bisher für
DM 345,–
nur DM **298,–**

Eine Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen (130 Literaturen auf über 700 Seiten). Inhaltsangaben und Interpretationen von mehr als 18.000 Einzelwerken aller Zeiten und Völker. Die wichtigsten Literaturangaben (Primär- und Sekundärliteratur) zu den jeweiligen Titeln. Ausführliche Register der Autoren und ihrer Werke, der Anonyma, Kollektivwerke und Sammelartikel, der Titel deutscher Übersetzungen, Kurztitel und Titelvarianten. W. Jens schrieb in »Die Zeit«:

»Ich zögere nicht, dieses Lexikon eines der kühnsten und nützlichsten Unternehmen zu nennen, die auf dem Sektor der Geisteswissenschaften nach dem Krieg in unserem Land erschienen sind.«

25 Jahre
dtv
1961–1986

Benny Härlin
Europhonie
Bericht eines Abgeordneten

»Nach der Tagesordnung folgt nun der Bericht, Dokument A2 Strich einundneunzig fünfundachtzig von Herrn Mertens im Namen des Ausschusses für Landwirtschaft, Fischerei und Ernährung ...« Herr Mertens erhebt sich und ordnet seine Papiere. »Herr Präsident, meine sehr verehrten Kolleginnen und Kollegen!«, schwenkbare Teleskop-Scheinwerfer, die von der Decke des Hohen Hauses hängen, richten sich auf den deutschen Christdemokraten, die Kamera nimmt ihn ins Visier, an der Stirnseite beginnt eine riesige Digitalanzeige in roten Leuchtziffern die präzise 600 Sekunden abzuzählen, die dem Berichterstatter zur Verfügung stehen. »Wenn das Europäische Parlament einmal darüber nachdächte, welches Maskottchen es sich wählen sollte als Sinnbild seiner Arbeit, dann würde ich sagen: Es sollte die Biene wählen. Sie werden fragen: Warum die Biene? Nun, zunächst einmal hat die Biene die bewundernswerte Eigenschaft, ihren eigenen Staat aufzubauen und in Ordnung zu halten.« Herr Mertens wird von Beifall unterbrochen. »Zweitens ist die Biene weltberühmt durch ihren Fleiß, man spricht ja von ›Bienenfleiß‹. Drittens schafft die Biene durch ihre Tätigkeit wertvollste Naturprodukte, die nicht nur schmackhaft, sondern besonders heilsam sind. Darüber wird noch zu sprechen sein. Viertens kann die Biene, wenn es nötig ist, stechen. Fünftens ist sie besonders sprachbegabt und kann sich innerhalb ihres Volkes glänzend verständigen.«

Als Herr Mertens noch ein Kind war, gab seine Mutter ihm Honig mit Milch gegen Erkältung. Honig beruhige die Nerven und wirke Wunder, »wenn Sie Ihren Urlaub am Strand verleben und sich an einer Muschel schneiden«. Er mache die Haut der Frauen wieder »schön, duftend und straff«, auch sei das »Kittwachs besonders gut gegen Immunschwäche. Stellen Sie sich vor, welche Zukunftsaussichten!«

Dann kommt der Herr Abgeordnete wohl oder übel vom Frivolen zu »ein paar Zahlen zum Umfang der Bienenhaltung in der Europäischen Gemeinschaft: Wir haben etwa 360 000 Bienenhalter. Sie versorgen etwa 4,7 Millionen Bienenvölker, die etwa 50 000 Tonnen Honig produzieren. Das entspricht etwa 200 Millionen ECU«, und schließlich, nicht ohne zuvor die mannigfachen Feinde der Bienen zu erwähnen, namentlich die »Mörderbie-

nen« aus Afrika und die »Varroa-Milbe, die sich seit 1977 aus dem Osten kommend enorm bei uns verbreitet und die Bienenvölker zerstört hat«, gelangt Herr Mertens zum Gegenstand seines Berichts im engeren Sinne: »Die Kommission hat nun seit Jahren dankenswerterweise Hilfen für die Bienenhaltung gegeben. Sie hat Hilfen gegeben pro Bienenvolk und zwar in ECU. (...) Aber diese Zuwendungen haben die Kommission selbst nicht recht befriedigt, denn da wird zwar mit der Gießkanne schön über Land gegangen und versucht, alle ein wenig zu besprenkeln und zu erfrischen, aber es wirkt nicht im erwünschten Maße. Deshalb kam sie auf die Idee, etwas anderes anzufangen, was besser hilft und für die Bienenzüchter auch eine ehrliche Unterstützung werden kann. Nun hat die Kommission festgestellt, daß dafür etwa das Fünfundzwanzigfache in den Haushalt eingesetzt werden müßte, um das ordnungsgemäß durchzuführen. Das geht aber nicht von heute auf morgen.« Was Herr Mertens damit sagen will, ist, daß die Kommission das Subventionsprogramm für die europäischen Bienenzüchter im vergangenen Jahr schlicht auslaufen ließ und sich fürs erste, kostendämpfend, darauf verlegte, Untersuchungen über mögliche Umstrukturierungsmaßnahmen anzustellen.

Herr Mertens hebt die Stimme: »In dieser Situation hat sich der Ausschuß für Landwirtschaft, Fischerei und Ernährung bemüht, durch den Bericht, über den wir jetzt diskutieren, der Kommission einige Anregungen an die Hand zu geben. Die Hilfen sollten zunächst einmal bei der Zucht der Bienen, vor allem bei der Königinnenzucht, ansetzen. (...) Auch sollte die Gemeinschaft bei der Vermarktung helfen und drittens bei der Information und Fortbildung, vor allem der Jungimker und Bestäubungsberater, die dann wiederum bei der Schädlingsbekämpfung helfen können. Wir möchten die Kommission bitten, dem Rat möglichst bald in der Richtung des hier Gesagten einen präzisen Vorschlag zu machen, damit er beschließen kann, denn die Zeit drängt«, mahnt Herr Mertens und schließt, messerscharf: »Wenn sich der Ausschuß für Landwirtschaft, Fischerei und Ernährung dazu hat durchringen können, diesen Bericht einstimmig anzunehmen, dann kann ich eigentlich dem Parlament nur empfehlen, dies auch zu tun.«

Der lange Applaus und die angeregten Mienen der Versammelten beweisen dem Redner, der sich nun zufrieden zurücksetzt, daß er den Geschmack des Hohen Hauses mit seinem biederen Humor gut getroffen hat. Und so wollen ihm seine Nachredner denn nicht nachstehen. Die Sozialistin Hemeldonck aus Holland dankt ihm »für den honigsüßen Bericht, der auch ein sehr feministischer Bericht ist, und der, wenn man an den belgischen Schriftsteller Maeterlinck denkt, sogar politische Moral hat«, während Herr Mühlen »der Ausweitung der Aktion im Bienensektor auf den Honigmarkt und die Förderung des Qualitätshonigs zustimmen« möchte. Herr Boutos

aus Griechenland dagegen, der »zunächst Herrn Mertens zu seinem bewundernswerten Bericht beglückwünscht, mit dem er bewiesen hat, daß er außer dem Realismus, der sein Denken auszeichnet, auch dichterische Fähigkeiten besitzt, die der Sache förderlich sind«, befürchtet, daß »man die Sache zu romantisch angeht und es am nötigen Ernst bei der Behandlung des Problems fehlen läßt. Herr Präsident, verehrte Kollegen!« erklärt er, »ich meine, daß sich im Ausgabenchaos unserer Agrarpolitik ein Beitrag von vielleicht einigen Dutzend Millionen ECU zur Subventionierung dieses Erzeugnisses auftreiben lassen sollte.« Herr Marck aus Holland fordert: »Die Imker aus meinem Land benötigen eine spürbare Erhöhung der Beihilfen auf drei ECU pro Bienenvolk«, und hofft, »daß das zuständige Kommissionsmitglied den Bemühungen von mehr als 360 000 europäischen Imkern nicht gleichgültig gegenübersteht; nötigenfalls werden wir ihm die Angelegenheit mit einem Töpfchen Honig versüßen.«

»Herr Präsident!« ruft der britische Tory Hutton, »die gereizten Gefühle der Imker im Süden Schottlands anläßlich der Beendigung des vorherigen Kommissionsprogramms, mit dem Bienen durch den trostlosen schottischen Winter gebracht werden sollten, haben mich angestachelt, in dieser Debatte heute abend das Wort zu ergreifen.« Auch er fordert eine »Koordinierung der Maßnahmen zur Auslöschung der Varroa-Milbe auf europäischer Ebene« und liefert weitere Gründe, »weshalb sich das Parlament der Bienen annehmen sollte: sie kennen keine restriktiven Zwänge und sind immun gegen gewerkschaftliche Zwänge«. Der Flame Kuijpers von der Regenbogenfraktion stört sich zwar daran, daß Bienen von Königinnen angeführt werden. »Aber nun allen Ernstes, ich möchte alle Mitgliedsstaaten auffordern, für Bienen geeignete Gebiete zur Verfügung zu stellen, beispielsweise Seitenstreifen von Straßen und Eisenbahnen.«

Der konservative Däne Jepsen meint: »Die kleine Biene mit der großen Bedeutung steht in dieser späten Abendstunde zur Debatte, und auch ich möchte ihr gern ein paar freundliche Worte mit auf den Weg geben«, und hofft, daß Herrn Mertens' Mutter den Honig nicht über 49 Grad zu erhitzen pflegte, sonst nämlich sei es mit der gesundheitsfördernden Wirkung vorbei. »Abschließend möchte ich mein Bedauern darüber ausdrükken, daß nicht mehr von unseren Kollegen heute abend Herrn Mertens' herzerfrischenden und inspirierenden Beitrag gehört haben.«

Tatsächlich sind durchschnittlich knapp 30 Abgeordnete in dem riesigen Halbrund des Parlaments-Saals bei der Debatte anwesend. Über Kopfhörer die Simultanübersetzungen der Reden verfolgend, sichten sie dabei riesige Stapel von Anträgen, Änderungsanträgen, Berichten und Kommissionsvorschlägen, von denen sie täglich ein gutes Pfund in ihren Abgeordnetenfächern finden, vertiefen sich in Zeitungen oder schlendern zu einem kurzen Schwatz am Platz eines Kollegen vorbei.

An dieser unbefangene Beobachter häufig befremdenden Leere sind keineswegs die Bienen schuld. Es ist die vollkommene Bedeutungslosigkeit dieses Rituals des Austauschs von Worten, Meinungen und Argumenten, auf die die Abgeordneten, zu deren Berufsbild es schließlich gehört, ständig in Zeitnot zu sein, mit Abwesenheit reagieren. Die allgemeinen Zollpräferenzen, die vor den Bienen auf der Tagesordnung standen, und die Tafeloliven nach ihnen lockten noch weniger Abgeordnete in den Plenarsaal und erregten noch geringere Beteiligung. Im Gegenteil: Selten kommt es vor, daß so viele Redner, fast frei formulierend und sogar auf die Beiträge ihrer Vorredner eingehend, ein Thema derart liebevoll behandeln.
Der graue rednerische Alltag ist erbarmungsloser. Meist sind die Platitüden ernst gemeint, werden die Phrasen ohne Ironie, die Überflüssigkeiten und Wiederholungen lustlos vorgetragen. Jeder Redner spricht von seinem Platz aus. Das reduziert den erforderlichen körpersprachlichen Aufwand und nimmt der Rede den Charakter des Auftritts. Außerdem spart es Zeit. Und die ist hier aufs penibelste durchrationalisiert und aufgeteilt. Die Gesamtredezeit zu den Berichten wird entsprechend ihrer Stärke auf die acht Fraktionen verteilt, in denen sich dann die einzelnen Abgeordneten um Minuten und halbe Minuten balgen. Die Frage, wieviel Zeit erforderlich ist, um einen Gedanken, eine bestimmte Argumentation zu entwickeln, käme ihnen in diesem Zusammenhang einigermaßen abseitig vor. Worum es geht, ist, wer wie lange zu welchen Themen sprechen kann. Allein in der Zeitmenge drücken sich die Wertigkeit des Themas und die Gewichtigkeit der Person aus. Innerparteiliche Demokratie beweist sich so gesehen in der Tatsache, daß sich das Gros der Reden zwischen zwei und vier Minuten bewegt, wobei natürlich die Faustregel gilt: Je kleiner die Fraktion, desto knapper der Redestil; allerdings weniger auf die Diktion bezogen als auf den möglichen Begründungsaufwand.
Die Folge der jeweils nächsten drei Redner und das Thema erscheinen während der Debatte auf Bildschirmen in sämtlichen Foyers und Bars des Hauses. Alles ist darauf eingerichtet, den Abgeordneten eine möglichst kurze Verweildauer im Plenum zu ermöglichen. Über die hausinterne Übertragungsanlage können sie das Geschehen im Plenum von ihren Büros aus verfolgen. Die Reden aus dem Kopfhörer kann man, ohne ihn aufzusetzen, auf die Lautstärke von Hintergrundmusik im Radio hochdrehen und, wenn man in dem dafür hervorragend eingerichteten Büro zu schlafen pflegt, sie morgens und nach der Mittagspause auch als Wecker benutzen. Als Zwischenbilanz läßt sich jedenfalls festhalten, daß Abgeordnete sich für das, was im Plenum des Parlaments gesagt wird, nur in Ausnahmefällen interessieren.

Doch wehe dem, der mit praktischer Vernunft daraus den Vorschlag

ableitete, Debatten aus dem Programm parlamentarischer Veranstaltungen zu streichen, oder auch nur, sie auf wenige herausragende Themen zu konzentrieren, auf die sich ein hinlänglich allgemeines Interesse verdichten ließe. Derartige Rationalisierungsmaßnahmen, wer sollte das bestreiten, würden an den Grundfesten unseres Parlamentarismus rütteln. Und so lesen denn, zur Aufrechterhaltung der Fiktion demokratischen Diskurses und öffentlicher Meinungsbildung, die Repräsentanten dieses Mißverständnisses die meist von einem Assistenten der Fraktion nach Maßgabe der Zeit, einiger Hinweise und des persönlichen Geschmacks ihrer Auftraggeber mehr oder weniger lustlos formulierten Texte vor. Dabei kommt es zunächst darauf an, wie beim Blitzschach möglichst schnell den Knopf des Mikrophons zu treffen, um nicht beim Start schon kostbare Sekunden zu verschenken. Der Redner wird den ursprünglichen Text, sei's aus Überzeugung oder aus Nervosität, natürlich hier und da ergänzen und erweitern. Die Zeit wird knapp, die Rede schneller, und darin lauert eine ganz besondere Gefahr, vor allem dann, wenn jetzt noch die nicht ohne Absicht eingestreuten Standardfloskeln übersprungen werden: Die Dolmetscherin, deren Unwillen schon dem mechanischen Ton zu entnehmen war, mit dem sie der Beschleunigung zunächst noch folgte, stockt, hat den Faden offensichtlich verloren, versucht ihn ein paar Sätze später wieder aufzunehmen, bleibt erneut hängen, redet aber eisern weiter und verbindet, was sie noch erfaßt, mit Wiederholungen und Füllseln wie »es ist ja in der Tat doch so, daß, wie ich eingangs schon erwähnte ...«. Dabei wirft sie hinter den dicken Scheiben der Kabine verzweiflungsvoll die Arme in die Luft. Dann endlich hat der Präsident dem sehr verehrten Herrn Kollegen, der seine erste Warnung und das Aufblinken der Überziehungs-Sternchen an der Wand mit einem wilden Entspurt konterte, das Mikro abgeschaltet. »Es tut mir leid, Sie haben Ihre Redezeit bei weitem überschritten. Ich werde ihrer Fraktion eine zusätzliche Minute abziehen.« Erst jetzt merkt auch der Redner, daß er längst nicht mehr zu hören oder zu verstehen ist. Ein netter junger Herr aus den Katakomben des Schreibdienstes wird ihn für das Protokoll später um den Originaltext bitten.

Sind die rasenden Leuchtziffer-Sekunden der Digitalanzeige über den Köpfen der Abgeordneten das verbindliche, gleichgültige Maß all ihrer Reden, die gemeinsame Währung, Wählerstimmen in Zeiteinheiten ausdrückend, in der die Beteiligung am offiziellen Bekanntmachungswesen politischer Meinungen bezahlt werden muß, so sind die unansehnlich weiß-grauen Kopfhörer auf ihren Köpfen das durchaus nicht verbindliche Maß inhaltlicher Vermittelbarkeit, das Nadelöhr, durch das jeder Gedanke auf dem Weg in die Köpfe der Zuhörer gehen muß.

Die Deutschen lachen über einen französischen Witz gerade erst los, der ins Dänische nicht zu übersetzen ist und den die Briten einfach nicht komisch

finden können, als die Belgier und Franzosen schon wieder ihre abwartend interessierte Gesichtsmaske zurechtgerückt haben, und ganz zum Schluß lacht auch die Kolonie der spanischen Sozialisten höflich mit. Die Geschichte von dem wandernden Witz erzählen Europa-Parlamentarier gern in ihrem Wahlkreis, wenn sie illustrieren wollen, wie kompliziert doch Verständigung und Zusammenarbeit in Europa seien, warum da nichts von heut auf morgen gehe und daß deshalb allein schon die Tatsache, daß Vertreter so verschiedener Kulturen in einem Parlament zusammenarbeiten, eine großartige Leistung sei, die nur von international erfahrenen Leuten wie ihnen trotz dieser babylonischen Verhältnisse mit viel Geduld und Fingerspitzengefühl vollbracht werden könne.
Tatsächlich gleichen die Verhältnisse der verwirrenden kulturellen Vielfalt eines internationalen Flughafens. Doch wenn sich dort, sagen wir, eine Deutsche und ein Spanier auf Englisch verständigen, werden sie sich zunächst auf das Wesentliche, Einfache und Eindeutige beschränken. Weite Felder von Doppeldeutigkeit und Spannung, Widersprüche transportierende komplexere Begriffe werden sie meiden, vor Mißverständnissen aufgrund unterschiedlicher kulturgeschichtlicher Besetzung von Begriffen eher gefeit sein, weil keiner von beiden mit den Worten aufgewachsen ist, die sie benutzen. Die notwendige Nivellierung der Ausdruckskraft und Tiefenschärfe von Sprache unter den luxuriösen Bedingungen der Simultanübersetzung bei allen Sitzungen und angesichts eines Heeres von Übersetzern, die jedes offizielle Dokument in alle neun Gemeinschaftssprachen übertragen, befällt demgegenüber die Muttersprachen der Abgeordneten, die Begriffe, in denen sie denken und träumen, und tendiert dazu, die Bedeutung von Worten und Sätzen so flach und glatt wie nötig zu schleifen, um sie so eindeutig, einfach und schnell wie möglich in alle anderen Sprachen übersetzbar zu machen.

Die sogenannten Abstimmungsstunden, in denen einmal am Vormittag und einmal am Abend über alle Berichte, zu denen die Aussprache abgeschlossen ist, en bloc abgestimmt wird, treiben, durch Klingelzeichen mehrfach angekündigt, größere Teile der Volksvertreterschaft in den Plenarsaal, und wenn die »Whips« ihrer Fraktionen eine bestimmte Abstimmung gar für besonders wichtig erklärt haben, kann man bei dieser Gelegenheit schon mal das eine oder andere »Honorable Member« im wenig respektablen Schweinsgalopp durch die weitläufigen Gänge des Palais d'Europe rennen sehen, um dann womöglich noch mit aufgelöster Miene, von den Kollegen lautstark angefeuert, fieberhaft Hand- oder Brusttaschen nach der goldenen Plastikkarte zu durchwühlen, ohne die der Hoheitsakt nicht zu vollziehen ist. Der Abstimmungscomputer, nach Geschäftsordnungsantrag wahlweise auf einfache, namentliche oder geheime Abstimmung programmier-

bar, erkennt den Souverän allein an der Kombination der Löcher in der Karte. Die ist am jeweiligen Abgeordnetenplatz in einen Schlitz zu stecken, sodann ist in der danebenliegenden Abstimmungsmulde der Pro-, Contra- oder Enthaltungsknopf zu ertasten, bevor der Präsident seinerseits per Knopfdruck die Abstimmung geschlossen hat und Sekunden später das auf der bereits erwähnten Digitalanzeige erscheinende Ergebnis verkündet.

Die vom Präsidenten in Form von Dokumenten-Nummern verkündete Abstimmungsfolge der einzelnen Berichte und der dazugehörigen Änderungsanträge verfolgen die Abgeordneten anhand der von ihren Fraktionsassistenten erstellten Abstimmungslisten, auf denen säuberlich jede der Nummern mit einem Plus- oder Minuszeichen oder einer Null versehen ist. Dieses Verfahren erspart es der überwiegenden Mehrheit der Beteiligten, den Inhalt dessen, worüber sie abstimmen, überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Lediglich den jeweiligen Spezialisten der Fraktionen geben die Nummern Auskunft über den Fortgang des inhaltlich wie sprachlich ausgesprochen grausamen Spiels, das da gespielt wird.

Beschlüsse des Parlaments haben stilistisch eine einheitliche Form. Der Überschrift »Das Europäische Parlament« folgt zunächst eine Aufzählung aller offiziellen Dokumente, die in dem jeweiligen Zusammenhang unter Umständen von Bedeutung sein könnten:

»– In Kenntnis des Entschließungsantrags von Sir Peter Vanneck und anderen zur Förderung der Bienenzucht (Dok. 2-887/84),
– in Kenntnis des Entschließungsantrags der Herren Boutos und Stavrou zum Schutz und zur Entwicklung der Bienenzucht in der Europäischen Gemeinschaft (Dok. 2-1752/84),
– in Kenntnis der Richtlinie 74/409/EWG des Rates vom 22. Juli 1974 zur Angleichung der Rechtsvorschriften der Mitgliedstaaten betreffend Honig,
– in Kenntnis der Verordnung (EWG) Nr. 1196/81 des Rates vom April 1981 zur Einführung einer Beihilfe für die Bienenzucht in den Wirtschaftsjahren 1981/82, 1982/83 und 1983/84,
– in Kenntnis der Verordnung (EWG) Nr. 1994/83 des Rates vom 11. Juli 1983 zur Änderung der Verordnung (EWG) Nr. 1196/81 des Rates,
– in Kenntnis des Berichts der Kommission an den Rat über die Beihilferegelung für die Bienenzucht gemäß Verordnung Nr. 1196/81 des Rates vom 11. September 1984 (KOM (84) 464 endg.)«

Es folgt eine nach alphabethisch fortlaufenden Buchstaben geordnete Reihe von sogenannten Erwägungsgründen:

»A. unter Hinweis darauf, daß die Biene einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für das Pflanzen- und Obstwachstum leistet,
B. in der Erwägung, daß der von der Biene erzeugte Honig ein anerkannt hochwertiges Nahrungsmittel ist,
C. in der Erwägung, daß der Ausbau der Bienenzucht eine Alternative für einzelne Überschußproduktionen sein kann,
D. unter Hinweis darauf, daß die Bienenzucht mehr und mehr mit vielfältigen Problemen konfrontiert ist,
E. in der Erwägung, daß die Bienenzucht in Gebieten, die sich weniger für intensive Landwirt-

schaft eignen, z. B. Mittelgebirge, Heidegebiete, eine wichtige zusätzliche Einkommensquelle darstellen kann«

Gekrönt wird das Werk durch eine in fortlaufenden Nummern geordnete Reihe von Beschlußziffern:

»1. bedauert es, daß die seitherige Förderung der Bienenzucht (1 ECU je Bienenstock und Wirtschaftsjahr) kaum zu einer Produktionssteigerung geführt hat und daß die Kommission deshalb wegen ungünstiger Kosten-Nutzen-Relation keine Fortführung der Maßnahme über den 30. 6. 1984 hinaus vorschlägt;
2. bedauert weiterhin, daß die Haushaltslage eine – von der Kommission als wirksam errechnete – Erhöhung der Beihilfe auf den 25fachen Betrag der früheren Beihilfe kaum zuläßt;
3. fordert die Kommission jedoch auf, die Bienenzucht nicht lediglich auf die allgemeinen Förderungsmaßnahmen im Rahmen der Agrarstrukturpolitik zu verweisen, sondern Maßnahmen vorzuschlagen, die den Produktionsmethoden und der Struktur des Bienenzuchtsektors adäquat sind;
4. ist der Ansicht, daß mit diesen Maßnahmen die Bemühungen der Bienenzüchter in folgenden Bereichen unterstützt werden müssen:
4.1 Förderung der Zucht von Bienenvölkern, um den Bestand langfristig zu vermehren,
4.2 Vermarktung und Qualitätssicherung von Imkereierzeugnissen, Verbesserung der Marktorganisation, der Produktionsstrukturen und der Produktionstechniken,
4.3 Ausbildung von Jungimkern und Bestäubungsberatern,
4.4 Information und Fortbildung der Bienenzüchter in den Bereichen Produktion, Vermarktung, Seuchenbekämpfung;
(...)
6. begrüßt die Absicht der Kommission, die Fortsetzung der Förderung in Form spezifischer Maßnahmen zur Forschung über Bienenseuchen und Bienenschutz und zur Seuchentilgung zu befürworten;
7. fordert die Kommission jedoch auf, dem Rat in Kürze geeignete Vorschläge vorzulegen und hierbei eine noch stärkere Unterstützung als bisher von Forschungsmaßnahmen in folgenden Bereichen vorzusehen (...);
8. fordert die Kommission auf, die Koordinierung der Forschung und den Austausch der Forschungsergebnisse innerhalb der Gemeinschaft sicherzustellen;
(...)
11. beauftragt seinen Präsidenten, die vorliegende Entschließung dem Rat und der Kommission zu übermitteln.«

Zu diesen einzelnen Buchstaben und Ziffern werden nun von den Abgeordneten Änderungsanträge eingebracht, die jeweils die Streichung, Ersetzung oder Ergänzung einzelner Worte und Absätze fordern, woraufhin dann, je nachdem ob die Änderungsanträge eine Mehrheit bekommen haben oder nicht, über die einzelnen Absätze in der veränderten oder ursprünglichen Form und schließlich noch einmal über den gesamten Text der Entschließung abgestimmt wird.
Bei dieser Prozedur können und werden auch häufig Beschlüsse durch sukzessive Veränderung einzelner Wörter in das glatte Gegenteil ihrer ursprünglichen Aussage verwandelt. Man stelle sich beispielsweise die Wirkung von Änderungsanträgen auf die Aussage eines Textes vor, die etwa lauten: »In Absatz 1) ist vor dem Wort ›haben‹ das Wort ›nicht‹ einzufü-

gen«, oder: »In Erwägungsgrund B) sind die Worte ›großen Gefahren‹ durch ›vielfältigen Chancen‹ zu ersetzen«. Durch diesen Fleischwolf werden sämtliche vom Parlament zu verabschiedenden Anträge zweimal gedreht: Einmal von dem Ausschuß, in dessen Namen der Bericht erstellt wird, und noch einmal vom Plenum des Parlaments. Dabei handelt es sich zum überwiegenden Teil allerdings nicht um den Versuch, eine Aussage in ihr Gegenteil zu verkehren, in solchen Fällen sind die zu erwartenden Mehrheiten relativ kalkulierbar, sondern vor allem um mehr oder weniger wohlmeinende Ergänzungen, Abschwächungen oder Verstärkungen einer Aussage. Der Versuch, einen logisch und formal geschlossenen Text über diese Prozedur zu retten, kann im allgemeinen als aussichtslos bezeichnet werden. Nicht einmal für die Einheitlichkeit der Grundtendenz der Aussage kann eine Garantie übernommen werden. Denn nicht selten gelingt es entweder den linken oder rechten Fraktionen, in die sich das Parlament grob aufteilen läßt, durch eiliges Herbeirufen zusätzlicher Mitglieder während einer laufenden Abstimmung, die Mehrheitsverhältnisse zu ihren Gunsten zu verändern, so daß dann beispielsweise die Erwägungsgründe »links«, die daraus, nein, eben nur darauf folgenden Beschlüsse hingegen »rechts« gestrickt sind.
Zur Befriedigung der Selbstdarstellungsbedürfnisse der individuellen Berichterstatter wird übrigens jedem dieser Beschlüsse des Parlaments noch eine Begründung angefügt, die weder durch Abstimmungen zu verändern noch der eigentümlichen formalen Zerteilung von Erwägungen und Beschlüssen unterworfen ist, sondern ganz den inhaltlichen und formalen Gesetzen der Logik folgen darf. Diese Begründungen werden allerdings nicht einmal im Amtsblatt der Gemeinschaft veröffentlicht. Darin aber, in ihrer Veröffentlichung und ihrer mehr oder weniger wohlwollenden Erwähnung bei der Begründung der im übrigen in keiner Weise an sie gebundenen Beschlüsse und Verordnungen von Rat und Kommission, erschöpfen sich Bestimmung und Wirkung all dieser so mühsam gefaßten Parlamentsentschließungen. Von tatsächlicher politischer, gar legislativer Wirkungskraft sind diese höchst merkwürdigen Produkte demokratischer Grenzüberschreitungen ohnehin nicht. Der einzige Beschluß des Parlaments, der tatsächlich von legislativer Bedeutung ist, der über den Haushalt der EG, drückt sich ausschließlich in Zahlen aus. Und der einzige Widerspruch, der in diesem Zusammenhang regelmäßig angerichtet wird, nämlich der zwischen Einnahmen und Ausgaben, braucht uns hier glücklicherweise nicht zu interessieren.

Überhaupt müßte das Europäische Parlament uns nicht weiter interessieren, läge nicht gerade in der Absurdität seiner Existenz eine zukunftsweisende Komponente: Die Machtlosigkeit der Institution hat hier in gewisser

Hinsicht eine entwickeltere Form als in den nationalen Parlamenten, die nach wie vor über die Zusammensetzung und die Handlungsfähigkeit von Regierungen zu entscheiden haben. Während im Deutschen Bundestag etwa das Diktat, eine Regierungsmehrheit zu stützen oder gegen sie zu opponieren, der Entscheidungs- und Redefreiheit der einzelnen Abgeordneten enge Grenzen setzt, können Mitglieder des Europäischen Parlaments sich weitgehend befreit von solchen Zwängen ganz ihrer wahren Bestimmung widmen: reden über Dinge, auf die sie praktisch keinen Einfluß haben.

Es ist nur teilweise richtig, daß die Sprache der Politiker in dem Maße, in dem sie der Funktion, die »Gewalt des Arguments« oder gar die Macht der Vernunft zu transportieren, entkleidet wird, ein schlaffer Sack, eine zu vernachlässigende Tugend wird. Sie gewinnt da, wo sie nicht einmal mehr zur Aufrechterhaltung der Fiktion derartiger Macht mißbraucht wird, neuen Freiraum: l'art pour l'art; politische Rede ist nurmehr Selbstdarstellungsmedium des Sprechers, Spielzeug, Hobby, Spleen. Dem bildungsbeflissenen Kleinbürger (60 Prozent der MdEPs geben als Beruf Journalist an!) erwächst ein geschmäcklerischer Schrebergarten. Die Pflege des sprachlichen Ausdrucks, die Originalität oder auch die Einübung eines besonderen Jargons wird zum idyllischen Vergnügen. Die unverdorbene Machtlosigkeit ausgesprochener politischer Ansichten, der in sorgsamer Kleinarbeit zurechtgelegten Argumente gegenüber dem durchkalkulierten und komponierten Ensemble semantischer Wirkungsfelder, mit dem moderne mediale Mehrheitsstrategen heute den Bewußtseinskrieg um die Herrschaft in den Köpfen der Menschen führen, wird trotzig mit der Attitüde kunsthandwerklicher Verachtung gegenüber dem Massenprodukt hochgehalten. Wirklich erlernt haben das Handwerk traditioneller Rhetorik allerdings nur noch wenige. Wozu auch? Man ist eben Hobbykünstler, wenn auch leider selten mit der Anmut unbefangener Dilettanten.

Das mag daran liegen, daß diese neue Definition parlamentarischen Diskurses als Reden um des Redens willen sich auch hier noch nicht durchgesetzt hat. Im Gegenteil wird mehrheitlich die schwer zu leugnende Machtlosigkeit zum Übergangsstadium auf dem Wege zur Europäischen Integration erklärt, der angeblich notwendigerweise der Erwerb »voller parlamentarischer Rechte« folgen müsse. Die Ahnung, daß dieses Parlament umgekehrt an der Spitze des internationalen Fortschritts in der Fortentwicklung des westeuropäischen Parlamentarismus stehen könnte, wird mit einem erheblichen Aufwand an Beschwörungsformeln bekämpft, der von den Vertretern nationaler Regierungsapparate und der europäischen Bürokratie mit durchtriebenem Enthusiasmus unterstützt wird. Denn wenn es auch in den Grenzen des Schicklichen belanglos ist, *was* in diesem Parlament geredet

wird, so ist es doch durchaus nicht vollkommen bedeutungslos, *daß* geredet wird. Zumindest so lange nicht, wie Reden noch immer von vielen Bürgern der Mitgliedsstaaten als originärer Ausdruck demokratischer Willensbildung und Kontrolle betrachtet werden. Die Form suggeriert Inhalt.
Wenn Europa-Abgeordnete einen Satz mit dem Schlachtruf »Wir Europäer ...« beginnen, werden sie damit in der Regel zur Pflege eines künstlichen Euro-Patriotismus beitragen wollen und den Satz mit der »amerikanischen« und »japanischen Herausforderung« oder »einzelstaatlichen Interessen« fortsetzen, gegen die es sich zu behaupten gelte. Dafür werden sie bezahlt. Sie benutzen diese Phrase aber auch mit Vorliebe, um sich selbst, das kleine Bienenvolk von europäischen Maskottchen zu beschreiben, die sich außerhalb ihres in sich geschlossenen Regelsystems einer scheinbar unausrottbaren Verständnislosigkeit gegenüber dem Sinn ihres Treibens zu erwehren haben. Eben diese unglückliche Verquickung von Sprach-Leistung und paranoider Identität verwehrt ihnen die Erkenntnis der Grenzen, aber auch der Chancen ihrer Rolle.

Insgesamt ist diese Situation in vielerlei Hinsicht unbefriedigend und verbesserungswürdig. Überkommene, aus den Zeiten unterentwickelter bürokratischer Selbstbestimmung stammende parlamentarische Riten und die ebenso entnervende wie langweilige Exekution der Beschlußmaschinerie vermitteln den Beteiligten das Gefühl, sich in einem Hamsterrad abzustrampeln und ins Leere zu reden. Vor allen Dingen aber behindern sie die Entfaltung des in den institutionellen Grundzügen bereits gut angelegten Konzeptes eines von den Niederungen politischer Entscheidungsgewalt und legislativer Machtausübung losgelösten, nur der Idee des demokratischen Gemeinwesens und seiner Einheit verpflichteten Parlaments der wahrhaft freien Rede.
Anstatt sich mit Beschlüssen über die tagespolitischen Verrichtungen des Rates und der Kommission aufzuhalten, deren Wirkungslosigkeit und Beliebigkeit seinem Ansehen ohnehin eher abträglich sind, sollte sich das Europäische Parlament vielmehr der ungehinderten Debatte über grundlegende und allgemeine politische Fragen, die Zukunft Europas, das Ost-West-Verhältnis und Nord-Süd-Gefälle, Neue Technologien und die Pflege des kulturellen Erbes hingeben. Seine wahre Aufgabe ist die Formulierung von Grundwerten, nicht von Änderungsanträgen zu Gemüserichtlinien, und seine Bestimmung die Entwicklung und Pflege des politischen Diskurses in Europa.
Dieser Herausforderung gerecht zu werden und doch die lästigen Pflichten zu erledigen, die ihm seine Zwitterrolle heute leider noch aufbürdet, scheint allerdings bei konsequentem Einsatz Neuer Technologien durchaus möglich. Hier liegt der Schlüssel zur Zukunft nicht nur der Wirtschaft Europas,

sondern auch seines Parlaments nach der Maxime: Sachgerechte, effektive und moderne Demokratie in einem Europa der Bürger.
Die Ambivalenz der Mehrheit der Abgeordneten gegenüber dieser Erkenntnis mag eine Episode illustrieren, die sich anläßlich einer Debatte des Parlaments über »Die Herausforderung der Neuen Technologien« zutrug. Das Präsidium des Parlaments verweigerte zwar kategorisch einem von mir zu diesem Anlaß eigens engagierten Roboter das Rederecht. Doch dessen »erster vollautomatischer Protest« in den Wandelhallen des Straßburger Parlaments stieß auf ungeteilte Begeisterung der Abgeordneten, die sich von ihm bereitwillig in philosophische Streitgespräche verstricken ließen. Der Sohn des letzten Kaisers von Österreich erkundigt sich seither regelmäßig nach dem Befinden seines Freundes »X2V2«.
Daß dem alten Herrn die Vorstellungen X2V2's von einem vollautomatischen Parlamentarier der Zukunft zwar einleuchteten, er sie jedoch wie so manche politische Neuerung der letzten vierzig Jahre eher für einen modischen Witz hielt, ist ihm gewiß nicht zu verdenken. Die Ignoranz, mit der dagegen sogenannte Technologie-Experten der verschiedenen Fraktionen über diese Perspektive lachen, beweist, wie oberflächlich die Erkenntnisse, mit denen sie beispielsweise die Gewerkschaften zu traktieren pflegen, erst in ihr Bewußtsein eingedrungen sind und für wie korrumpierbar Politiker selbst den technischen Fortschritt halten. Dabei geht es ja nicht einmal darum, sie wegzurationalisieren, sondern lediglich darum, den politischen Diskurs von administrativen und bürokratischen Ablagerungen zu entschlacken.

Die Firma Demo-Soft, deren junges Team auf die Entwicklung computergestützter Demokratieablaufsysteme spezialisiert ist, hat zur Rationalisierung der parlamentarischen Rede- und Beschlußroutinen des Europäischen Parlaments unlängst ein bemerkenswertes Gutachten vorgelegt, das allerdings bis heute von interessierten Kreisen unter Verschluß gehalten wird. Hier einige Auszüge aus diesem Gutachten, das mir von einem frustrierten Mitarbeiter der Firma zugespielt wurde. Er habe es satt, für den Papierkorb zu produzieren, erklärte er mir am Telefon, »das ist jetzt schon das vierte Mal, daß wir von einer dieser Quatschbuden einen Auftrag bekommen, ohne daß sich daraus irgendetwas ergibt«. Unter der Überschrift »Raumzeitliche Komponenten« heißt es in dieser Studie:

»Das Verhältnis der für An- und Abreise und deren Organisation aufgewandten Zeit zur parlamentarischen Nutzzeit bewegt sich durchschnittlich zwischen 1:0,7 und 1:1,32. Berücksichtigt man noch vermeidbare Leerlauf- und aufgeblähte Reproduktionszeiten in diesem Zusammenhang, ergibt sich, allein auf den Zeitfaktor bezogen, ein durchschnittlicher Effizienz-Koeffizient von 0,4: Nur 24 Minuten jeder Abgeordnetenarbeitsstunde werden für den Demokratieablauf im engeren Sinne eingesetzt. Hinzu kommen kurz- und langfristige Konzentrationsverluste. Für die Mitarbeiter ergibt sich eine nur unwesentlich günstigere Bilanz.

Lösungsansatz 1: Videotisierung der Plenar-, Ausschuß- und Fraktionssitzungen.
Einrichtung telematisch integrierter Video-Studios am Wohnort der Abgeordneten mit einer Kamera und mehreren Bildschirmen. Schirm 1: Aktueller Redner; Schirm 2: Plenum, Totale (bei Abwesenheit Standbild einblendbar); Schirm 3: Individuelle Kontakte (›Quatschkanal‹) mit einem oder mehreren Kollegen. Nach erster Adaptionsphase, in der Sitzungen wie gewohnt simultan veranstaltet werden, ist eine schrittweise Entkoppelung des Ablaufs implementierbar:
a) Speicherung und (bei Bedarf auch wiederholte) Einspeisung von Redebeiträgen kann von den Abgeordneten en bloc vorgenommen werden.
b) Ebenso kann Abruf der Redebeiträge durch die Teilnehmer zeitlich und inhaltlich frei gestaltet werden (Schnell- und Suchlauffunktionen).
c) Mit voranschreitender Computergrafik-Auflösung ist mittelfristig Bildsimulation zunächst des real existierenden Abgeordneten denkbar, längerfristig bei entsprechender Akzeptanz und Fortentwicklung der demokratischen Regelmechanismen auch Vollsimulation entsprechend zu ermittelnder Wählerwünsche frei gestaltbarer Abgeordnetenbilder.
Neben der Erhöhung des Effizienz-Koeffizienten auf bis zu 0,86 bei gleichzeitig erheblich erhöhter individueller Zeitsouveränität der Abgeordneten können durch dieses System die Qualität der einzelnen Redebeiträge durch Schnitt- und Korrekturmöglichkeit sowie die Übersetzungstreue optimiert werden. Zusätzliche interne Vorteile: Präzise Einhaltung der Redezeiten, Vorabkontrolle der Themenbezogenheit, unbestechliche, zentral gesteuerte Geschäftsordnungsdisziplin und -antragsverwaltung, eventuell mit stufenlos regulierbarer Abweichungstoleranz. Zusätzliche externe Vorteile: Direktvertrieb an Fernseh- und Rundfunkanstalten, wahlweise im Volltext oder in individuell programmierbaren Ausschnitten, Archivierungsautomatik des Personen- und Sprachregisters, integrierbare Textauswertungsverfahren. (...)
Die Investitions- und Betriebskosten für eine solche Anlage würden sich selbst bei einer den ebenso hoheitlichen wie technisch unbedarften Benutzeransprüchen entsprechenden luxuriösen und idiotensicheren Ausstattung der einzelnen Parlamentarier-Stationen allein durch Einsparung von Reisekosten und Spesen bereits in der ersten Legislaturperiode voll amortisieren.«

Bei allem Verständnis für die Frustration meines Informanten möchte ich zur Ehrenrettung der europäischen Bürokratie und ihrer Innovationsbereitschaft darauf hinweisen, daß vermutlich noch in diesem, spätestens im kommenden Jahr das erste Pilotprojekt einer Videokonferenzschaltung zwischen Brüssel und Luxemburg in Betrieb genommen wird. Ein erster Schritt in die richtige Richtung.
Ein weiteres Kapitel widmet die Studie unter der Überschrift »Textgestaltung und -reproduktion« der Erstellung, Änderung und Abstimmung von Beschlüssen sowie dem gesamten politischen Erklärungs- und Resolutionswesen. In der einleitenden Bestandsaufnahme heißt es:

»61,6 Prozent der Entschließungen des Parlaments beruhten im Berichtszeitraum unmittelbar auf Vorschlägen der Kommission, weitere 8,7 Prozent auf Beschlüssen des Rates, 7,9 Prozent auf Vorlagen des Rechnungshofes und 3,1 Prozent auf Berichten anderer Institutionen der EG. Berücksichtigt man bei einer Inhalts-Analyse von Entschließungen zudem noch den zugänglichen Textbestand von untergeordneten Stellen, wie dem Statistischen Amt und der wissenschaftlichen Dienste, sowie den Stock bereits verabschiedeter Entschließungen, so ergibt sich ein durchschnittlicher Originalitätsgrad von 0,08.

Allerdings wird dieser Mittelwert von 8 Prozent originärer Wertungen oder Tatsachenbehauptungen (letztere mit einem immanenten Unschlüssigkeitsanteil von 38,9 Prozent) von einer kleinen Gruppe von Entschließungen verzerrt, die einen extremen Originalitätsgrad aufweisen. Läßt man diese unberücksichtigt, liegt der Originalitätsgrad von 90 Prozent der Entschließungen bei 0,046. Angesichts unvermeidbarer Unschärfen bei der Erkennung sogenannter unfreiwilliger Originalität, die sich aus gravierenden Verständnisschwierigkeiten oder völligem Scheitern bei der eigentlich beabsichtigten Reproduktion bereits vorgegebener Aussagen häufig ergibt, ist dieser Wert in der Praxis vermutlich noch um 0,005 nach unten zu korrigieren.«

Nach einer minutiösen Analyse des parlamentarischen Text-Fermentations-Prozesses, einer Evaluierung der Veränderungswahrscheinlichkeit nach Wortlaut und Autor eines Änderungsantrags sowie einer tabellarischen Übersicht über die Verwendungshäufigkeit und -streuung der 500 meistgebrauchten Redewendungen kommt Demo-Soft zu folgendem Lösungsvorschlag:

»1. Bis zu 80prozentige Automation der Reproduktionsarbeiten durch Verwendung eines gemeinsamen Textverarbeitungssystems durch die Institutionen der EG, perspektivisch auch der nationalen Körperschaften:
a) Vollautomatische Erstellung der Verweise auf einschlägige Dokumente (Teil 1, Spiegelstriche, Vorsatz: ›In Kenntnis‹);
b) Automatische Extraktion und grammatisch angepaßte Auflistung sämtlicher Tatsachenbehauptungen und Wertungen der Kommissions- oder sonstigen Vorlagen. Verbleibende manuelle Arbeit:
Teil 2, Erwägungsgründe A-Z: Auswahl der relevant bzw. argumentationsförderlich erscheinenden Sätze und Einfügen eines der einschlägigen Textbausteine: ›In der Erwägung‹, ›In Kenntnis‹, ›Unter Betonung‹, ›Im Bewußtsein der Tatsache‹, ›Unter Hinweis auf‹, ›Unter nachdrücklichem Hinweis darauf‹, ›In der Feststellung‹, ›Unter Anerkennung‹, ›Überzeugt davon‹, ›Zutiefst überzeugt davon‹, ›Besorgt über‹, ›Alarmiert über‹, ›Voller Abscheu über‹, ›In der Sorge über‹, ›In dem Wunsch‹, ›In der Hoffnung‹ etc.
Teil 3, Entschließungsziffern 1-n: Verfahren analog Teil 2. Die größere Grundmenge und Differenzierbarkeit der voranzustellenden Bausteine wie ›begrüßt‹, ›unterstreicht‹, ›weiß sich einig‹, ›wiederholt‹, ›ist der Auffassung‹, ›ist jedoch der Auffassung‹, ›ist dagegen der Auffassung‹, ›fordert‹, ›betont‹, ›erwartet‹, ›stellt fest‹, ›wünscht‹, ›erinnert‹, ›vertraut darauf‹, ›geht davon aus‹, ›hält es deshalb/insbesondere/aufgrund der besonderen Bedeutung/angesichts dieser Situation/trotz der angespannten Haushaltslage für besonders/sehr/außerordentlich/ungemein wünschenswert / erforderlich / unabdingbar / notwendig / vordringlich / unmöglich/verabscheuungswürdig/gefährlich/bedenklich/unvertretbar/unerträglich/fraglich/zweifelhaft/schädlich‹ erfordert jedoch eine feiner abgestufte Skala. Deshalb empfiehlt sich hier menugesteuerte Auswahl, bei der zunächst die Grundeinstellung, z. B. Zustimmung, angewählt und dann deren Grad numerisch genauer bestimmt wird.
Anmerkung: Die angeführten Textbausteine sind der Durchsicht der Sitzungsprotokolle entnommen. Wir regen jedoch an, nur grammatisch einwandfreie und stilistisch erträgliche Exemplare in das Angebot aufzunehmen, es insgesamt aber zu einer möglichst stufenlos regulierbaren Expressions-Skala zu erweitern.
2. Die Beschlußfassung selbst wird direkt in die Textproduktion integriert. Bei der Lektüre der Entwürfe an den Terminals fragt das Programm von den Abgeordneten Zustimmung oder Ablehnung bzw. die Eingabe von Änderungsanträgen ab und gibt die jeweiligen Abgabetermine automatisch an. Optimiert wird dieses Verfahren durch das Angebot von Hilfsprogram-

men für automatische Zustimmung, Ablehnung oder Enthaltung je nach Fraktionszugehörigkeit des Antragstellers bzw. zur automatischen Exekution der zentral von den einzelnen Fraktionen erstellten Abstimmungslisten.
3. Halbautomatische Erstellung von Presseerklärungen, Rede-Entwürfen und persönlichen Briefen an Wähler und Lobbyisten nach dem unter (1) beschriebenen Verfahren einschließlich der Erfassung und Vorsortierung eingehender Post, deren elektronische Zustellung gezielt zu fördern ist. Hierbei sind Schnittstellen für direkte Zuarbeit durch die jeweiligen Parteizentralen der Abgeordneten und die Integration kommerzieller Dienstleistungsbetriebe (siehe auch beigefügte Leistungsübersicht und Preisliste unserer eigenen Firma) vorzusehen, deren Einsatz gerade auch im Wahlkampf erhebliche Rationalisierungschancen eröffnet.«

Die Studie erörtert schließlich weitere Rationalisierungsmöglichkeiten, die sich bei geschickter Kombination der beiden vorgeschlagenen Systeme EPICS (European Parliaments Interactive Communication System) und DEMOCREATE (Decisive European Multiplication and Operation Computernetwork for Rapid and Effective Automatic Textprocessing and Editing) ergeben. Die zusammenfassende Prognose: »Von den analysierten Demokratieabläufen sind insgesamt etwa 40% voll, weitere 45% bis zu einem Grad automatisierbar, der es erlaubt, die verbleibende menschliche Arbeit an durchschnittlich gebildetes, flexibles Sekretariatspersonal zu delegieren.« Ein ermutigendes Ergebnis, das nach Taten und einem integrierenden Plan ruft.

Grundlagen für ein derartiges Projekt haben Parlament und Kommission in Zusammenarbeit mit den Behörden der Mitgliedstaaten bereits seit längerem entwickelt. So steht dem Eingeweihten bereits jetzt eine große Zahl von Datenbanken und -beständen zur Verfügung, etwa die Systeme PARQ und PARDOC, in denen sämtliche Dokumente des Parlaments verzeichnet und nach Stichworten auffindbar sind, oder das System CRONOS, das die wichtigsten Wirtschaftsdaten der EG enthält. Die allermeisten Dokumente dieser Institutionen werden heute schon auf Textverarbeitungssystemen hergestellt, in deren Speichern auch bereits ein recht solider Grundstock der gängigsten Redewendungen schlummert. Telekommunikations-Systeme und -Verbindungen zwischen den Tagungsorten und den meisten Hauptstädten werden im Rahmen des Projekts INSIS (Interinstitutionelles System für Dokumentenaustausch) zügig ausgebaut. Das Informations- und Kommunikationssystem OVIDE gibt Abgeordneten seit neuestem die Möglichkeit, per Computer Tagesordnungen abzufragen und sich gegenseitig Nachrichten zu übermitteln.
Vor allen Dingen aber wurde auf dem Gebiet der Sprachnormung schon Beachtliches geleistet. So liefert das System EURODICAUTOM verbindliche Übersetzungen der wichtigsten parlamentarischen Begriffe, und ein THESAURUS definiert die Liste der verwendbaren Schlagworte, nach denen Texte per Computer durchsucht werden können. Automatische Übersetzungssy-

steme sind für Englisch, Französisch und Deutsch bereits vorhanden, arbeiten aber bisher nur wenig überzeugend.
Dagegen scheint ein Forschungsprojekt der EG eine in jeder Hinsicht wegweisende Lösung zu entwickeln, die jene Konsequenz und einen absoluten Willen zur Integration erkennen läßt, an denen es den übrigen Systemansätzen bisher leider noch gebricht. Sein Ziel ist es, eine Kunstsprache für Übersetzungszwecke zu kreieren, die sämtliche Bedeutungsinhalte der Worte aller Sprachen der Gemeinschaft abzubilden in der Lage ist. Das Faszinierende an dieser ECU-Sprache, in die und aus der alle anderen Sprachen dann zu übersetzen wären, ist, daß kein Mensch sie sprechen, ihr Gebrauch sie also auch nicht verändern würde: eine endgültige, verbindliche Definition möglichen Bedeutungsinhalts und benutzbarer Worte, einzig der Begriffserfassung ihrer Programmierer zugänglich und unterworfen.

All dies mag auf den ersten Blick verstören und unsere bisherigen Vorstellungen von parlamentarischer Demokratie in Frage stellen. Doch auf den zweiten Blick fällt auf, daß es im wesentlichen die uns liebgewordenen Vorurteile sind, die bei einer solchen Durchrationalisierung des Parlamentsgetriebes Schaden nähmen. Diese besagen, daß Parlamentarismus sich darin erschöpft, die hier untersuchten Abläufe dem Bürger als Meinungsbildungs- und demokratischen Entscheidungsfindungsprozeß vorzuführen, das Ringen um Entscheidungen, die Verteidigung von Überzeugungen, die gemeinsame Suche nach gangbaren Wegen zu simulieren, wo in Wirklichkeit nichts als vorgefertigte Routine herrscht. Kein vernünftiger Mensch glaubt heutzutage einem Politiker, was er sagt; zur kritischen Begutachtung steht vielmehr, wie er es sagt. Längst sind es nicht mehr nur die Eingeweihten des Medien-Business, die sich Gedanken machen über den Appeal ihrer Kreaturen und deren Fähigkeit, die »Message rüberzubringen«, die Konsumenten selbst verteilen ihre Gunst bewußt nach derartigen Kriterien. Wer heute Kanzler werden will, muß in erster Linie seine Verkaufsmasche als erfolgversprechend und daher glaubwürdig verkaufen.
Wo also die dröge Exekution von Beschluß- und Begründungsroutine als das eigentlich Politische verkauft wird, ist Verdrossenheit völlig berechtigt. Das Wesen moderner Demokratie ist nicht diese Pflicht. Es ist die Kür, an der der Bürger ein berechtigtes Interesse hat, die Attitüde ist es, die uns fesselt und erregt, das Schauspiel selbst und seine Inszenierung. Darin liegt, wie bereits angedeutet, die Zukunft unserer Parlamente, und hier könnte das Europäische Parlament eine wichtige Vorreiterrolle spielen:
Nach einer anregenden, weil nicht mehr alltäglichen Anreise in Begleitung ihrer Gattinnen und Gatten, ständigen oder auch gerade erst erwählten

Begleiter, ihrer vorzeigbaren Kinder, namentlich der beliebten Neugeborenen, sowie einer Schar von Beratern und anderen Dienstboten versammeln sich die Damen und Herren Parlamentarier aus allen Regionen der Gemeinschaft zweimal im Jahr zu sogenannten Gala-Debatten über ausgewählte Themen von besonderem öffentlichen Interesse. Entsprechende Prunkentfaltung und die gefällige Inszenierung pikanter Affären und amüsanter Zwischenfälle garantieren die Aufmerksamkeit der Regenbogen-Presse. Die Modewelt spekuliert über die neuesten Kreationen der verschiedenen Fraktionen bereits seit Wochen. Der Maître de Cuisine hat widerstrebend einige Hinweise auf die geplante Speisenfolge gegeben, während die Abfolge der Redner bis zuletzt das sorgfältig gehütete Geheimnis des Präsidiums bleibt.

In den Feuilletons ist das auserwählte Thema bereits von allen Aspekten her beleuchtet, die Auswahl selbst als verspätet, überfällig oder überflüssig, gewagt, genial oder obszön gelobt oder verrissen worden. Die Politiker selbst warnen besorgt davor, das Thema bereits vor der eigentlichen Debatte zu zerreden, und ergehen sich in versteckten Hinweisen auf einen möglichen eigenen Auftritt und dabei eventuell zu äußernde Ideen. Zuweilen tauchen angebliche Vorabdrucke von zu erwartenden Reden auf, die, grundsätzlich dementiert, sich oft als von den Impresarios lancierte Testballons entpuppen. Kein Verleger oder Buchhändler kann es sich leisten, die Diskussionen über künftige Debatten-Themen zu ignorieren.

Von besonderem Interesse, vor allem auch für die Werbewirtschaft, ist die Auswahl der geladenen Gast-Stars. Nicht nur für Sportler, Entertainer und Schauspieler gilt eine Einladung zur Euro-Gala als wichtiger Schritt auf der Karriereleiter. Gekrönte und gewählte Staatsoberhäupter, Mode-Philosophen, Erfolgs-Wissenschaftler und selbst Unternehmer-Berühmtheiten bemühen sich ebenso dezent wie nachdrücklich um eine Einladung.

Höhepunkt des Vorbereitungsrummels ist regelmäßig die öffentliche Ziehung der sieben Bürger-Sprecher durch den Präsidenten. Die Kandidaten für diese besonders beliebte Einlage werden in ungezählten Vor-Runden ermittelt, bei denen auf regionalen und nationalen Turnieren das Publikum diejenigen Kandidaten auswählt, die im freien Vortrag das größte Talent beweisen, »denen da oben mal anständig die Meinung zu sagen«. Und natürlich träumt jede europäische Mutter davon, daß ihre Tochter oder ihr Sohn zwischen 12 und 16 Jahren einmal von dem örtlichen Abgeordneten dazu auserkoren wird, ihm bei einer der Gala-Debatten als Page im roten Samt-Livree zur Hand zu gehen.

Die Einschaltquoten der Euro-Visions-Übertragungen dieser Galas übertreffen die der beliebtesten Familien-Serien. Der Verkauf der Senderechte, übrigens auch nach den USA, wo eine wachsende Fan-Gemeinde in »European Culture Clubs« Wohltätigkeitsdebatten nach dem berühmten Straß-

burger Vorbild organisiert, trägt alleine schon die nicht unbeträchtlichen Veranstaltungskosten.

Das ist demokratischer Diskurs zum Miterleben, Parlamentarismus für alle, Politik, die Spaß macht und erbaulich ist. Und alle, alle spüren es: Die europäische Integration wird Wirklichkeit, wenn zur Eröffnung der Sitzung das Orchester (und nicht wie zur Eröffnung 1984 ein schlechtes Tonband, die Kommentatoren erwähnen dies gerne beim Stimmen der Geigen in gedämpftem Ton) »Freude schöner Götterfunken«, die europäische Hymne, anstimmt.

Dann richten sich die Scheinwerfer und Kameras auf den ersten Redner, der die einleitenden Worte zu dem Thema »Europa und sein Parlament« sprechen wird. »Herr Präsident, meine sehr verehrten Kolleginnen und Kollegen. Wenn das Europäische Parlament einmal darüber nachdächte, welches Maskottchen es sich wählen sollte als Sinnbild seiner Arbeit, dann würde ich sagen: Es sollte die Biene wählen ...«

György Dalos
Sorgen mit der Freiheit

1

In all den Jahren, als ich in Ungarn unter meinem Publikationshunger litt, versuchte ich mich immer wieder folgendermaßen zu trösten: Welch großartiges Aufsehen werde ich erregen, wenn es mir endlich gelingt zu sagen, was ich denke! So vergingen die Jahre, und ich kam mir vor wie jener Held eines berühmten alten Lustspiels. Dieser von Arbeit und Erniedrigung müde gewordene kleine Beamte murmelt ab und zu vor sich hin: »Wenn ich einmal den Mund aufmache ...« Die Kollegen nehmen diese Drohung ernst, und die Angelegenheit wird auch dem Vorgesetzten gemeldet. Alle beginnen, vor dem kleinen Alten Angst zu haben, denn sie wissen, daß da vieles zu entlarven wäre. Nur er selbst hat die geheime, große, grausige Botschaft längst vergessen, die er so viele Jahre lang sorgfältig gehütet hatte.

2

Schließlich hatte ich die Möglichkeit, den Mund aufzumachen. Ich veröffentlichte vier Bücher in Westberlin, und dank eines zweijährigen Westaufenthalts war es mir sogar vergönnt, den Erfolg meiner Bemühungen persönlich zu ernten.

Anfangs war ich berauscht von der Freiheit des Wortes. Die gedruckte Version meines ersten deutschen Buches war mit der Manuskriptvorlage derart identisch, daß sogar einige Tippfehler unangetastet geblieben waren – als ob mein Verlag sie für besonders ehrwürdige stilistische Elemente gehalten hätte. Das Wichtigste für mich war jedoch, daß ein Manuskript, einmal von einem Verlag akzeptiert, tatsächlich auch als Buch erscheint. Mein Verlag brauchte kein Gutachten vom Kulturministerium der BRD oder vom Zentralkomitee der damals regierenden Sozialdemokratischen Partei. Auch kam mir nicht etwa zu Ohren, daß die Angelegenheit hinter den Kulissen mit dem Kanzler Schmidt besprochen worden wäre. In Ungarn hat es immer wieder Bücher gegeben, über deren Schicksal von einer solch hohen Instanz befunden wurde.

3

All diese angenehmen Erfahrungen wurden noch von Hoffnungen ergänzt, die jeder einigermaßen ehrgeizige Autor nährt. Nun endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und das langersehnte Treffen zwischen Autor und Leser konnte stattfinden – wenn auch nicht zu Hause, so doch im Goldenen Westen. Und mein Verlag erschien mir im Lichte meiner Erwartungen etwas übervorsichtig, als er die Auflage meines Buches auf 5000 Exemplare festlegte.

Mit der Zeit erwies sich die Vorsicht des Verlages als berechtigt. Von meinem ersten deutschsprachigen Buch wurden zweieinhalbtausend Exemplare verkauft. Ich meinerseits war versucht, auf meiner ersten Westreise nach dem Erscheinen des Buches die Wirkung des großen literarischen Ereignisses bereits im Stadtbild und in der Stimmung der Massen aufzufinden. Leider konnte ich keine dramatischen Veränderungen beobachten.

4

Daraufhin stellte ich grobe statistische Überlegungen an. Setzen wir voraus, sagte ich mir, daß im deutschen Sprachraum abzüglich der DDR 100 Millionen Menschen leben. Von diesen, dachte ich optimistisch, lesen 30 Millionen regelmäßig. 27 und eine halbe Million, meinte ich pessimistisch, lesen ausschließlich Konsalik. Die verbleibenden zweieinhalb Millionen widmen sich jedoch in ihrer Freizeit der wahren Literatur. Sagen wir, daß bei einer halben Million davon das Herz links schlägt – eine Annahme, die auch von den damaligen Wahlergebnissen bestätigt wurde. Die Hälfte dieser halben Million interessiert sich für Osteuropa. Hunderttausend von diesen Zweihundertfünfzigtausend waren schon in Ungarn und möchten gerne auch ungarische Literatur zur Hand nehmen. Fünfzigtausend von diesen Hunderttausend geben sich mit den Werken meiner bereits in Deutschland bekannten Kollegen zufrieden. So etwas nimmt zwar jeder Autor übel, aber der Nationalstolz ist ein stärkeres Gefühl als die Eitelkeit. Und doch, fragte ich mich, was ist mit den Fünfzigtausend denn bloß los? Zweieinhalbtausend davon haben mein Buch gekauft, verbleiben siebenundvierzigtausendfünfhundert Leser. Fünfzig von diesen sind entschuldigt, weil sie von mir persönlich Geschenk- oder Belegexemplare erhielten. Aber all die anderen ... was, um Himmels willen, machen diese Leute bloß mit den acht Mark, die mein Büchlein kostet?

Beim Basteln an dieser primitiven Statistik bedachte ich auch die Verhältnisse in meinem Land. Wenn sich ein ungarischer Verlag traut, ein Buch herauszugeben, dann ist eine Erstauflage von 10 000 Exemplaren durchaus keine Seltenheit. Die Auflagenziffern für Reihenausgaben liegen durchschnittlich bei 15 000 Exemplaren. Es ist so gut wie sicher, daß diese Bücher auch gekauft werden. Umgerechnet auf die Bevölkerung der BRD bedeutet

dies, daß mein Buch, ein sehr bescheidenes Kalkül vorausgesetzt, in einer Auflagenhöhe von 60 000 Exemplaren verkauft werden müßte. Und ich verlange nichts weiter als ein Publikum von 47 450 zusätzlichen freiwilligen Lesern.

5

Bevor ich in den Verdacht einer schriftstellerischen Mono- oder Megalomanie gerate, möchte ich betonen, daß mich während meines Deutschlandaufenthaltes die Frage der literarischen Rezeption auch an und für sich interessierte.

Im Januar 1984 betrat ich mit ausdrücklicher Kaufabsicht eine Buchhandlung. Ich hatte den Auftrag erhalten, einen Artikel über Orwell zu schreiben, und suchte dazu Sekundärliteratur. Die Verkäuferin bot mir sechs verschiedene Werke an, allesamt über den Autor des Buches »1984«. Aus welchem von diesen, dachte ich, soll ich die paar Daten ziehen, die ich gebrauchen kann? Eigentlich müßte ich alle sechs lesen, um dies beurteilen zu können. Wann aber komme ich dann dazu, den Artikel zu schreiben? So blieb mir nur, von ästhetischen und finanziellen Voraussetzungen auszugehen. Sollte ich also die gelbe Monographie oder die rote kaufen? Sollte ich acht Mark achtzig für die eigene Erbauung opfern oder fünfzehn Mark siebzig in die Sache investieren? Um die Entscheidung hinauszuschieben, sah ich mir zunächst die anderen Waren der Buchhandlung an. Mindestens dreißig bis vierzig Bücher erweckten in mir den Wunsch, sie sofort zu lesen. Schließlich verließ ich den Laden unverrichteter Dinge.

In ähnliche Verlegenheiten kam ich, wenn ich mich über Buchpublikationen informieren wollte. Ich konnte mich zwischen der Bestsellerliste des *Spiegel* und dem entsprechenden Verzeichnis der *Zeit* nicht entscheiden. An Sonnabenden studierte ich zusätzlich noch die Liste jener Bücher, die die *Frankfurter Rundschau* ihren Lesern unbedingt als Lektüre empfahl. Aber hier mußte ich mich bereits fragen: Inwieweit bin ich überhaupt ein Leser der *Frankfurter Rundschau*? Sicherlich, an Wochenenden kaufte ich diese Zeitung. Den Anzeigenteil warf ich mit sicherem Griff sofort in den Müll. Zumeist verzichtete ich auf die Neuigkeiten aus Hessen, und den Wirtschaftsteil las ich oberflächlich. Am ehesten interessierten mich noch die Weltpolitik und das Feuilleton. Schon bald jedoch schob ich die Zeitung beiseite. Ich war erschöpft, und außerdem hatte ich ein schlechtes Gewissen. Als Gastberliner hätte ich vielleicht eher den *Tagesspiegel* lesen sollen und als anständiger Linker die *taz*. Aber von Anfang an hatten sich grundlegende Zweifel in meine Seele geschlichen: Möchte ich überhaupt so viel über die Welt wissen, wie man mir jeden Tag mitteilen will?

6

Anläßlich meines Abenteuers mit Orwell hatte ich auch noch einen anderen Verdacht. War es überhaupt meine eigene Absicht, die mich in die Buchhandlung getrieben hatte, oder nicht vielmehr eine fremde? Vielleicht hatte der Stab, der für die »Operation Orwell-Jahr« zuständig war, mich bereits von vornherein in die Armee der Käufer eingeplant. Man war bemüht, mich in das Schlaraffenland der Bildung zu locken. Vielleicht beobachtete ein gutmütiger Großer Bruder durch sein Telescrin, ob ich dem außergewöhnlichen Jahr schon meinen Tribut entrichtet hatte.

7

Das Dilemma bei der Wahl meiner Lektüre war dem bei der Beschaffung meiner täglichen Lebensmittel gespenstisch ähnlich. Bolle, Aldi, Edeka und Kaiser's, diese kultischen Hallen des Konsums, übten auf mich immer einen sanften Zwang aus. Während ich den Einkaufswagen zur Kasse schob, war mir oft so, als würde ich eine staatsbürgerliche Pflicht erfüllen. Es wäre in der hiesigen Kultur gleichbedeutend mit zivilem Ungehorsam, eine Art Konsumdienstverweigerung, wollte man die Vielfalt der materiellen und geistigen Güter einfach ignorieren.

Sehr bald kaufte ich mir einen gebrauchten Farbfernseher. Die drei westlichen Sender, die ich empfangen konnte – nennen wir sie Bolle, Aldi und Edeka – nagelten mich mit ihrem hübsch verpackten Warenangebot auf meinem Ikea-Lehnstuhl fest. Auch hier verspürte ich die Verlegenheit der Fülle. Bei Bolle lief etwas über die Parteispendenaffäre, Aldi sendete »Dallas«, und bei Edeka wurde über AIDS diskutiert. Wenn im Sommer »Dallas« lief, brauchte ich nur das Bild einzuschalten und das Fenster zu öffnen. So genoß ich neben der frischen Luft auch noch eine perfekte Tonqualität aus den Nachbarwohnungen. Mit Hilfe des Steuergeräts konnte ich mich gleichzeitig in mehreren Orten aufhalten. Der Raum erweiterte sich, die Zeit wurde kurz. Zum Lesen zu kurz.

Wenn man noch Kulturereignisse besonderer Art dazunimmt – die Olympischen Spiele in Los Angeles, das nächtliche Live-Konzert für die Hungernden in Afrika, André Hellers Feuertheater, die Krebsoperation von Ronald Reagan –, dann konnte ich damit nicht nur meine eigene Lesefaulheit entschuldigen, sondern auch die der siebenundvierzigtausendvierhundertfünfzig potentiellen Leser, die mit einem Stoßseufzer auf den Kauf meines Buches verzichtet hatten. Ich wunderte mich nur im Nachhinein über meine einfältige Erwartung, daß ausgerechnet das geschriebene Wort, und ausgerechnet das aus Osteuropa, in diesem höllischen Lärm Gehör finden könnte.

8

Was der osteuropäische Schriftsteller auf dem westlichen Markt anzubieten hat, ist der freie Gedanke. Die moralische Deckung dieses Gedankens, gleichsam der Beweis dafür, daß er wirklich frei ist, liegt in der Tatsache, daß man ihn im Ursprungsland unterdrückt. Wenn ein Autor im Osten außer unter dem Schreibverbot noch unter anderen Unannehmlichkeiten zu leiden hat, so wird im Westen daraus gefolgert, daß die von ihm übermittelten Gedanken überdurchschnittlich frei seien. Im Sinne dieser Logik wäre der größte Freiheitsgehalt zweifellos in den Werken hingerichteter Schriftsteller zu finden.

Diese Art der Bewertung entstammt den Jahren des Kalten Krieges. In den Jahrzehnten nach 1956 veränderte sich das Bild weitgehend. In der Welt hinter dem Eisernen Vorhang wurden erste, bescheidene, jedoch spezifisch osteuropäische Stufen der literarischen Freiheit verwirklicht. Bald entstand die Dissidentenliteratur, die man im Westen eine Zeitlang für die einzig authentische Botschaft Osteuropas hielt. Das war die Zeit der Konjunktur.

9

Inzwischen sättigte sich der Markt. Die Paperbacks füllten sich langsam mit freien Gedanken westlicher und östlicher Provenienz. Der osteuropäische Autor wurde von einem bedauernswerten und des Mitgefühls bedürftigen Wesen zu einem ebensolchen Konkurrenten wie der westliche Kollege. Die dramatische Wende fand jedoch statt, als der Prozeß der literarischen Produktion für den Leser vollkommen unnachvollziehbar wurde. Was sich hier abspielt, kann man schwerlich anders nennen als »Verharmlosung der Literatur durch das Verlagswesen«. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, reicht es, einige Tage auf der Frankfurter Buchmesse zu verbringen.

Die mir bekannten westlichen Bucherfolge erinnern mich am ehesten an eine Grippeepidemie. Nehmen wir einmal an, der Verlag Bolle, Aldi oder Edeka plant einen Bestseller. Die dem Erscheinen vorausgehende Reklamekampagne entspricht der Inkubationsphase. Das Fieber wird durch Vorabdrucke und/oder einen Beitrag in der Sendung »Aspekte« ausgelöst. Die Seuche bricht aus, wenn der *Spiegel* ein Interview mit dem Autor führt, und erreicht ihren Höhepunkt, wenn das Buch alle Schaufenster der Buchhandlungen ziert. Nach einer Weile haben die wichtigsten Risikogruppen die Buchkrankheit überstanden und sind damit immun gegenüber der Versuchung, das Buch etwa jetzt erst zu lesen. Spätfolgen, zum Beispiel das Zitieren bestimmter Passagen oder die Bezugnahme auf einzelne Figuren des Werkes als Inkarnationen bestimmter menschlicher Haltungen, sind sporadisch und zufällig. Anderthalb Jahre nach dem Erscheinen eines Buches sind solche Spätfolgen nicht mehr zu erwarten. Der literarische Erfolg im Westen ist weder tief noch dauerhaft, das Werk wird niemals in

das außerliterarische Bewußtsein integriert. In diesem Sinne ist das Verlagswesen im Westen eine typische Wegwerfproduktion.

10

Ein anderes Problem ist die modebedingte Zersplitterung literarischer Themen. Würde zum Beispiel ein neuer Goethe geboren – davor sind wir ja nie ganz sicher – und es wäre ihm daran gelegen, seinem *Faust* den Erfolg zu garantieren, dann müßte er sehr genau erwägen, als was er die Geschichte tarnen sollte. In Betracht kämen ungefähr folgende Kategorien: Soziale Enthüllungsliteratur / Umweltliteratur / Frauenliteratur / Friedensliteratur / Behindertenliteratur / Anthroposophische Literatur / Nicaragua-Solidaritätsliteratur / Bhagwan-Literatur / Therapie-Literatur / Literatur des 19. Jahrhunderts.

11

Weit mehr Schwierigkeiten als dieser hypothetische Goethe haben osteuropäische Autoren mit ihren Westveröffentlichungen; dies vor allem deshalb, weil der freie Gedanke ohne das gewohnte Risiko an Gewicht verliert. In der BRD ist es eine wahre Offenbarung, wenn die Staatsanwaltschaft gegen einige Autoren ein Verfahren einleitet, weil sie irgendein extrem radikales Blättchen in Schutz genommen haben. Wenn ein Buch sogar beschlagnahmt wird, dann ist das ein richtiges Fest für die Literatur. Es ist, als hätte sie für einen Augenblick ihre alte Würde zurückgewonnen.
Heinrich Böll war die letzte große anachronistische Gestalt, der es noch möglich war, sich mit ihrer schriftstellerischen Autorität für verfolgte Minderheiten oder Personen einzusetzen. Böll war ein Don Quijote, der seinen Kampf nicht mit einer Windmühle führte, sondern mit einem multinationalen computergesteuerten Betrieb für die Produktion von Einheitsbrei. Jahrelang verteidigte er die längst zu Denkmälern deklassierten Barrikaden des freien Geistes. Als er starb, blieb es mir nicht erspart, seine traurigen Augen unter der berühmten Baskenmütze auf der Titelseite der *Bild-Zeitung* zu erblicken. Ich fragte mich: Wo sind jene Demonstranten vor dem Springerhaus geblieben? Jetzt sollten sie eigentlich protestieren, denn diese Würdigung ist die größte Blasphemie.
Ein osteuropäischer Schriftsteller, der all das sieht, muß sich dessen bewußt sein, daß die Atmosphäre, in der er mit seinen Werken wirken wollte, keine Freiheit ist, sondern eine des zynischen Liberalismus.

12

Das andere schwierige Problem ist das der Übersetzbarkeit – nicht im sprachlichen, syntaktischen Sinn, sondern vor allem im Sinne der Kommunizierbarkeit von Inhalten. Die meisten Autoren zwischen Polen und

Bulgarien, die sich auch nach westlichen Lorbeeren sehnen, liefern einen Lebensstoff, der für die Mehrheit der potentiellen westlichen Leser durchaus fremd ist. Ein durchschnittlicher ungarischer Roman zum Beispiel ist aller Wahrscheinlichkeit nach vollgestopft mit sozialen und historischen Bemerkungen und Konnotationen, zu deren Verständnis der westliche Leser reichlich Fußnoten benötigen würde.

Nehmen wir ein imaginäres Beispiel. Der Held eines ungarischen Buches, ein junger Intellektueller, gerät an seiner Arbeitsstelle (Betrieb, Schule, Forschungsinstitut) in Konflikt mit der Obrigkeit, weil er versucht, gegen die dort herrschende Korruption anzugehen. Deshalb wird er entlassen. Damit es im Roman einen weiteren roten Faden gibt, wird er außerdem von seiner Geliebten betrogen. Und er läßt die Tasche mit seinem Paß in einer Straßenbahn liegen. Die Leseprobe versehen wir mit Fußnoten:

»Was sollte er jetzt bloß anfangen? Auf eine eigene Wohnung mußte er noch lange warten (1), und mit Maria konnte er nach alledem nicht mehr zusammenbleiben. Wie schön hatten sie sich doch die Reise vorgestellt! Vorsorglich waren sie bereits im Januar auf der Behörde gewesen, um den Touristenpaß (2) zu beantragen. Sie wollten in Paris bei dem Onkel von Maria wohnen, der sechsundfünfzig dorthin emigriert war (3). Sogar das Geld hatten sie schon besorgt (4). Wo sollte er jetzt im Ausland wohnen – gesetzt den Fall, man würde ihn überhaupt reisen lassen? Sein Paß war ja noch immer nicht wieder aufgetaucht. Außerdem war er verschuldet, denn das Wohnungsamt hatte die Renovierung und die Installation der Gasheizung nicht in bar gezahlt, sondern nur das Abwohnen garantiert (5). Über die zweitausend Forint, die in der verlorenen Tasche gewesen waren, konnte er nur müde lächeln: bei Mohács war mehr verlorengegangen (6).«

13

Nun zu den Fußnoten:

(1) In Ungarn wartet man auf die Zuweisung einer staatlichen Mietwohnung (Sozialwohnung) durchschnittlich 10 bis 15 Jahre. Es ist vergleichsweise einfacher, eine Eigentumswohnung zu erwerben, aber eine solche ist für die meisten unerschwinglich.

(2) Es gibt einen Erlaß, der jedem ungarischen Staatsbürger das Recht zuspricht, alle drei Jahre für dreißig Tage als Tourist ins westliche Ausland zu reisen. Für jede Reise braucht man eine Sondergenehmigung, die die Behörden ohne Angabe von Gründen verweigern können.

(3) Zwischen dem 23. Oktober und dem 4. November 1956 kam es in Ungarn zu einem Volksaufstand gegen die Diktatur der stalinistischen Parteiführung. Dieser wurde von sowjetischen Truppen niedergeworfen. Im Anschluß daran emigrierten 250 000 ungarische Staatsbürger ins westliche Ausland. Die Grenzen waren zu diesem Zweck geöffnet worden.

(4) Zu Reisezwecken darf jeder ungarische Staatsbürger, der über ein Touristenvisum verfügt, Westdevisen in Höhe von ca. 300 US-Dollar ankaufen. Dieses Geschäft wird über die Ungarische Nationalbank abgewickelt.

(5) Das Wohnungsamt, verantwortlich für die Instandhaltung staatlichen Wohnraums, verfügt über einen großen bürokratischen Apparat, dafür aber über wenig Gelder und technische

Möglichkeiten. Wenn ein Bewohner auf eigene Kosten eine Instandhaltungsarbeit durchführt, die eigentlich zum Kompetenzbereich des Wohnungsamtes gehört, dann ist er berechtigt, einen Teil der Kosten »abzuwohnen«, also in Form von Mietminderung zurückzuerhalten.
(6) »Bei Mohács ist mehr verlorengegangen!« Mohács ist eine Kleinstadt in Südungarn. 1526 zerschlugen die Türken bei Mohács die Wehrkraft des mittelalterlichen ungarischen Staates. Die Schlacht ist seitdem ein wesentlicher Bestandteil des ungarischen Nationaltraumas. »Mohács« ist im ungarischen Bewußtsein ein Synonym für die historische Katastrophe, für den Tod der Nation.

14

Ich schwöre, daß ich diese Fußnoten, die den Umfang des eigentlichen Textes überschreiten, nicht beifüge, um den westdeutschen Leser von der Lektüre durchschnittlicher ungarischer Werke völlig abzuschrecken (allerdings habe auch ich vor diesen manchmal ein wenig Angst). Zweifellos gibt es ungarische Texte, die sich in höheren Sphären bewegen als der hier von mir kreierte, die also allgemeinere Gültigkeit haben.
Außerdem kommt es natürlich ebenso vor, daß ein ungarischer Übersetzer mit den Untertönen eines westdeutschen Textes wenig anfangen kann. Böll sagte zum Beispiel über die Eingaben seines Helden, eines Rechtsanwalts, daß sie »ihren langen Marsch durch die Institutionen« begännen. Der Übersetzer assoziierte nicht den bekannten Satz von Dutschke und gab deshalb die erwähnte Passage wie folgt wieder: »Die Eingaben gehen ihren langen Weg von Behörde zu Behörde«. Der ungarische Leser denkt dabei kaum an etwas anderes als an bürokratisches Tauziehen. Der Übersetzer von Max von der Grün, ein alter ungarischer Kommunist, soll seinem Autor einmal ein verzweifeltes Telegramm geschickt haben: er solle ihm doch um Gottes willen verraten, was mit jener »Satchmostimme« gemeint sei, die eine seiner Figuren habe.
Wenn der Name Rudi Dutschke 1968 in der ungarischen Öffentlichkeit hätte bekannt werden können, und, mehr noch, wenn Louis Armstrong mitsamt seiner Kunstgattung im Ungarn der frühen fünfziger Jahre nicht tabuisiert worden wäre, dann wären zwei Fußnoten völlig überflüssig. Leider geht es hier aber um mehr als um Fußnoten: es geht um eine grundlegende Kluft an Informationen und Begriffen. Die beiden Hälften Europas sollten noch lange die Möglichkeit haben, miteinander reden zu können, um die Breschen auszufüllen und einen gemeinsamen Wortgebrauch zu vereinbaren. Als minimaler Ausgangspunkt sind offene Grenzen zu empfehlen, wie es in Europa vor dem Ersten Weltkrieg üblich war. Dann könnte zum Beispiel sogar das Wort »Mauer« seine ehemalige Dudenbedeutung zurückgewinnen: ein Bauwerk, das eine Stadt umschließt und nicht teilt.
Daß die Tragödie von Mohács nicht einmal mit Fußnote tiefere Wellen im Bewußtsein des deutschen Lesers schlagen wird, ist wenig verwunderlich.

Manchmal habe ich den Verdacht, daß vor allem die jüngere Generation der deutschen Leser selbst für die eigene Vergangenheit nicht sensibel genug ist. In einer Schule im Ruhrgebiet sprach ich mit gepflegten und sympathischen Schülern über die Entstehung des Dritten Reiches. Unter anderem fiel der Begriff »Weimarer Republik«. Ein Junge bemerkte daraufhin mit völlig unschuldiger Miene: »Weimar? Weimar ist doch drüben!«

15

Es ist nun höchste Zeit, vor meiner eigenen Tür zu kehren, das heißt, darüber zu reden, wie es mit der Literatur »drüben« bestellt ist, genauer gesagt, in meinem Land. Inwieweit konnte der Schriftsteller das große Wort führen, und wie groß war die Macht seines Wortes, angefangen vom Königreich bis hin zur Volksrepublik Ungarn?

16

Der Nationaldichter der Ungarn, Sándor Petöfi, fiel als Sechsundzwanzigjähriger in den Revolutionswirren von 1848/49. Diese Revolution ist auch das Thema seiner gesamten Dichtung. Die Einheit von Laute und Schwert, von Dichtung und Kampf war seither immer das Aushängeschild unserer Literatur. Zwar sind die historischen Dekorationen und Kostüme stark abgewetzt, und nicht alle, die die Freiheit besungen haben, sind auch für sie gefallen. Bis heute jedoch ist die ars poetica des Dichters Petöfi verpflichtend, zumindest muß sie jeder Schüler in Ungarn auswendig kennen:

»Wie Moses einst mit seinem Volke
umhergeirrt im Wüstenmeer,
geführt von einer Feuerwolke,
so irren unstet wir umher.
In jüngster Zeit der Himmel weihte
als Führer auf der Wüstenbahn
den Dichter, daß er leuchtend schreite
dem Volk voran nach Kanaan.«

Der Dichter, folgen wir Petöfis Weisung, ist verpflichtet, Prophet in seiner Heimat zu sein. Der Gott der Freiheit bedient sich seines Mundes, um dem Volke die Wahrheit zu verkünden. Der Dichter muß diese Rolle bis zur letzten blutigen Konsequenz erfüllen. Ambivalenz ist fehl am Platze, denn seit Mohács (siehe Fußnote 6) geht es immer um das Sein oder Nichtsein der Nation. Diese tiefe und mystische Tragik kommt in zwei Zeilen der Nationalhymne am prägnantesten zum Ausdruck: »Dieses Volk hat bereits / für die Vergangenheit und die Zukunft gebüßt.« Kaum eine andere Nation hat sich jemals solch einen großzügigen Ablaßzettel ausgestellt, einem moralischen Blankoscheck vergleichbar. Die ungarische hatte ihn aber auch nötig, denn die Geschichte bewies keineswegs die hier zum Ausdruck kommende höhere Einsicht.

17

Die Habsburger warfen die Revolution von 1848/49 mit russischer Hilfe nieder. Ein paar Jahrzehnte später gingen jedoch zahlreiche revolutionäre Forderungen in Erfüllung. Nicht das Land Kanaan wurde erreicht, sondern die Gründerzeit kam, nicht die Freiheit triumphierte, sondern die konstitutionelle Monarchie. Der Citoyen durfte endlich zum Bourgeois werden, die ehemaligen Volksführer kandidierten für das Parlament. Die Freiheitsdichtung überschwemmte in ungeahnter Fülle die Feuilletons der großen Zeitungen. Allein die Gedichte zum Andenken Petöfis füllten viele Bände. Das tragische Nationalbewußtsein, oder vielleicht die Vorahnung einer künftigen Tragödie, verließ die Gesellschaft jedoch nicht einmal auf dem Höhepunkt der Prosperität. Und für die Dichter gab es immer einen freien Platz im Pantheon der Märtyrer einer imaginären Revolution.

18

Dann kam eine Epoche, die das Ideal Petöfis in den Rang einer offiziell vertretenen politischen Auffassung erhob, allerdings in Form einer tödlichen Parodie. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde der Dichter als Mitglied des ungarischen Schriftstellerverbandes darauf verpflichtet, sich wie eine Feuerwolke zu verhalten. Wer nicht gewillt war, das in Marschkolonnen aufgestellte Volk gemeinsam mit der Partei nach Kanaan zu führen, der hatte bald seine Sorgen mit den Behörden, denen es oblag, die Propheten zu kontrollieren. Unter dem Banner des obligatorisch gewordenen »Engagements« wurden »private Themen« aus der Dichtung verbannt – ein Verbot, das den ständig verliebten Petöfi schwerlich erfreut hätte. Dem ungarischen Dichter wäre es kaum in den Sinn gekommen, daß diejenigen, die sich jetzt auf ihn beriefen, für ihre Art von Freiheit ein Einparteiensystem und eine allmächtige Geheimpolizei brauchen würden. Und dabei lautete der offizielle Gruß in jenen angstvollen Jahren: »Freiheit, Genosse!« Der Staatsbürger, der seinem Mitmenschen einfach einen »Guten Tag« wünschen wollte, schaute sich zuerst vorsichtig um.

In der verstaatlichten und sowjetisierten ungarischen Kultur wurde auch die Literatur nach dem Muster der Produktionssphäre zentralisiert. Der seiner Individualität beraubte und zum Sprachrohr degradierte Künstler wurde gleichzeitig mit gewissen Privilegien ausgestattet. Viele fanden Gefallen daran. Nur wenige verzichteten darauf, in den Geburtstagsanthologien für Stalin oder Rákosi zu erscheinen. Die Unhaltbarkeit der Situation brachte der Komponist Zoltán Kodály prägnant zum Ausdruck. Als ein sowjetischer Kollege ihn fragte, warum der große Béla Bartók keine zur Arbeit anspornenden Lieder komponiere, soll Kodály geantwortet haben: »Die Kometen lassen sich schwerlich in die Straßenbeleuchtung integrieren.«

19

Die in die Straßenbeleuchtung integrierten kleinen und größeren ungarischen Kometen rebellierten kurz nach Stalins Tod gegen ihre zweifelhafte Rolle. Die Form dieser Rebellion erinnert ein bißchen an einen Bummelstreik. Damit meine ich, daß die Autoren ihre Rolle im Sinne Petöfis hundertprozentig spielen wollten. Sie mischten sich in jede Angelegenheit ein. Es gab fast keine soziale, politische oder nationale Frage, die in der einzigen literarischen Wochenzeitung nicht erörtert worden wäre. So wurde die einst nach sowjetischem Muster geschaffene *Literarische Zeitung* allmählich zu einem Organ der Opposition und der Ungarische Schriftstellerverband zu einer Art zweiter Partei. Das in sich gespaltene Regime sah dem Ausbruch dieser – übrigens verfassungsmäßig garantierten – Pressefreiheit ohnmächtig zu. Daß die Sache mit dem Rattern von Maschinengewehren und Kanonen enden könnte, daran glaubten nur wenige Beteiligte. Nie war dem geschriebenen Wort in Ungarn ein derart unbegrenzter Kredit gewährt worden.

20

Nachdem die »Operation Kanaan« dann mißglückt war, baute man auf den Ruinen eine neue, mehr auf Stabilität ausgerichtete Gesellschaft. Nun politisierten die Leute weniger und kümmerten sich mehr um ihre Privatangelegenheiten. Die Wohlhabenden begannen, Häuser zu bauen, zu reisen und Autos zu kaufen. Ungarn ist heute das Land der begrenzten Möglichkeiten. Die Art, wie sich der kleine Mann zwischen den Grenzen und den Möglichkeiten an sein Glück herantastet, das ist schon fast ein way of life, ein Ansatz von Lebensqualität.

Auch die Literatur ist viel freier geworden, als sie es vor 1956 war. Der Zensor scheint manchmal monatelang zu schlafen. Einstmals verbotene Bücher erscheinen plötzlich in Massenauflagen. Die heute noch vorhandenen Tabus kann man an zwei Händen abzählen. Aber diese wachsende Freiheit vermindert gleichzeitig den Einfluß der Literatur. Das gilt sogar für die unzensierte Literatur, den Samisdat. Die Behörden, die die Autoren und die Vertreiber illegaler Bücher und Zeitschriften nicht mit äußerster Erbarmungslosigkeit verfolgen, relativieren durch dieses an sich lobenswerte Verhalten zugleich die Bedeutung der von jenen publizierten Inhalte.

Ich spotte über diese relative Freiheit, obwohl ich selbst ihr Nutznießer bin. Ich darf endlich Bücher veröffentlichen – in Ungarn und im Ausland, bei öffentlichen Verlagen und in der zweiten Öffentlichkeit. Ich habe Leser und brauche literarische Erfolge nicht zu entbehren. Aber mit einer gewissen Nostalgie denke ich an die sieben mageren Jahre meiner Laufbahn zurück, an die schwierigen Zeiten, in denen das Risiko des Schreibens zu einem

Bestandteil der Inspiration werden konnte. Ich fühle mich von der jetzigen Freiheit etwas benommen.

21

Am Ende der fünfziger Jahre, als ich das Petöfi-Gedicht in der Schule auswendig lernte, glaubte ich sogar ein wenig daran. Nein, eine Feuerwolke wollte ich nicht gerade sein, dieser Weisung konnte ich nicht so ganz folgen. Aber ich hoffte auf eine außerliterarische Relevanz der Literatur. Ich hoffe noch immer darauf. Vielleicht ist diese Hoffnung meine Privatangelegenheit – eitle Sehnsucht nach irgendeiner Transzendenz, kulturpessimistische Ziererei. Vielleicht aber auch nicht.

22

Als ich nach zwei Jahren im Westen wieder nach Budapest zurückkam, schlug mir außer dem wohlbekannten Smog noch ein Geruch von Unlust entgegen. Ich geriet mitten in den allgemeinen weihnachtlichen Einkaufsrummel. Im Supermarkt Bolle-Aldi-Edeka – diese drei Firmen laufen in Ungarn bislang noch unter dem Phantasienamen »Skála« – schoben schlechtgelaunte Menschen müde und pflichtbewußt ihre Einkaufswagen zur Kasse. Unseren Wirtschaftswissenschaftlern ist bekannt, daß Ware und Geld, die hier zirkulieren, keine reale Deckung haben und daß der Staatshaushalt seit Jahren am Rande einer Pleite balanciert. Die Importeure nehmen dies mit matter Gleichgültigkeit oder überhaupt nicht zur Kenntnis. Und das Gedränge vor der Kasse ist durchaus noch östlich, die Preise sind jedoch fast westlich.

23

In den Erzählungen meiner Freunde spürte ich eine Art Melancholie. Gelangweilt zählten sie die kulturellen Ereignisse auf, die ich während meiner Zeit im Ausland versäumt hatte. Dann hörte ich noch so einiges über zerfallene und zerfallende Paarbeziehungen sowie über Skandale in der ungarischen Politik, die in ihrer Subtilität natürlich keinem Vergleich mit den gigantischen Affären in der Bundesrepublik Deutschland standhalten. Am meisten aber wurde darüber geredet, wer wann in letzter Zeit im Westen war und wer in nächster Zeit dorthin zu reisen gedenkt. Den Anlaß dazu lieferte ich selbst durch die Tatsache meiner Ankunft. Ich fühlte mich wie im Wartesaal eines merkwürdigen Bahnhofs, in dem jeder auf etwas wartet, aber niemand auf etwas hofft.

24

Der Sachlichkeit halber muß ich anmerken, daß ich nicht durchgängig nur Trauriges wahrnahm. Zum Beispiel wurde im Fernsehprogramm zu Weih-

nachten außerordentlich gute Laune verbreitet, und zwar sowohl bei Bolle als auch bei Edeka. Wenn ich noch hinzufüge, daß viele Staatsbürger das Fest schon vor einem Videogerät feiern konnten, dann ist das Bild geradezu bis zur Trostlosigkeit heiter. Lärmend heiter und ein wenig aggressiv war auch das Raketenkonzert in der Silvesternacht. Dieses Programm kannte ich aber schon aus Berlin, und als grundsätzlicher Raketengegner kann ich mich nicht damit anfreunden.

25

Sehr bald nach meiner Ankunft ereilte mich ein besonderes literarisches Erlebnis. Bei einem Schaufensterbummel bemerkte ich plötzlich einen Importwodka aus Jugoslawien. Auf den Flaschenetiketten stand in großen Buchstaben: »Doktor Schiwago«.

Fußnote, diesmal für einen zufälligen ungarischen Leser: *Doktor Schiwago* ist der Titel eines Romans des russischen Schriftstellers Boris Pasternak. Für dieses Buch wurde ihm 1958 der Nobelpreis für Literatur verliehen. Unter dem Einfluß einer schmutzigen Hetzkampagne in der sowjetischen Presse verzichtete Pasternak auf die Auszeichnung. Zwei Jahre später starb er. Soweit seine Zeitgenossen sich erinnern können, trug dieser fatale literarische Erfolg wesentlich zu Pasternaks frühem Tod bei.

Das Buch *Doktor Schiwago* ist in Ungarn weder 1958 noch zu einem späteren Zeitpunkt erschienen. Und doch hat der Roman in seiner Wodka-Inkarnation eine drei Jahrzehnte währende strenge Zensur durchbrochen. Der seltsame und verspätete Triumph Pasternaks ist für mich ein trauriges Symbol für die Machtlosigkeit und die Macht der Literatur. Ja, wir Schriftsteller können ein paar Jahrzehnte lang gefährlich sein. Aber irgendwann werden wir dann doch in irgendeiner Form, unter irgendeinem Vorwand konsumiert. Das ist unser Schicksal, aber gleichzeitig liegt darin auch unsere Chance.

Ich kann nicht anders, ich gehe hinunter in den Laden. Soll es kosten, was es will, ich kaufe eine Flasche »Doktor Schiwago« und trinke einen Schluck zu Ehren des großen Namenspatrons.

Deutsche Fassung von Elsbeth Zylla

Anmerkungen der Redaktion

Lothar Baier, geb. 1942, lebt als freier Autor in Frankfurt am Main; zuletzt erschien von ihm *Un allemand né de la dernière guerre – essai à l'usage des Français* (Editions Complexe).

Klaus Laermann, geb. 1930, ist Professor für Germanistik an der FU Berlin.

Ulrich Enzensberger, geb. 1944, lebt als Journalist, Übersetzer und Schriftsteller in Berlin. Im Juni '86 erscheint von ihm *Auferstanden über alles. Fünf Untersuchungen* (Rotbuch Verlag).

Valentin Braitenberg, geb. 1926 in Bozen, ist Direktor am Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik und lehrt an der Universität Tübingen.

Klaus Bartels, geb. 1943, ist Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg.

Cora Stephan, geb. 1951, Politologin, ist Mitglied der Bonner Redaktion des *Spiegel* und lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien von ihr *Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert* (Berlin 1985).

Manfred Seiler, geb. 1952, studierte Literatur-, Theaterwissenschaften und Philosophie; lebt als freier Autor in Bachern bei München.

Cornelia Bolesch, geb. 1951, arbeitet in der Redaktion »Hörfunk und Fernsehen« bei der *Süddeutschen Zeitung* in München.

Gunter Hofmann, geb. 1942, ist Korrespondent der *Zeit* und lebt seit 1970 in Bonn.

Werner A. Perger, geb. 1942 in Wien, lebt seit 1970 in Bonn und ist Korrespondent des *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatts*. Die Dokumentation besorgte Mechthild Reith.

Benny Härlin, geb. 1957, Journalist, ist zur Zeit Abgeordneter der Grünen im Europa-Parlament und lebt sonst in Berlin.

György Dalos, geb. 1943, lebt als Autor und Übersetzer in Budapest. Zuletzt erschien von ihm *Kurzer Lehrgang – Langer Marsch. Eine Dokumontage* (Berlin 1985).

Die Abbildung auf dem Beihefter haben wir mit freundlicher Genehmigung dem Band Max Ernst, *La femme 100 têtes* entnommen. © Gerhardt Verlag Berlin 1962.

Kursbuch 85	**Trennungen**	September 1986
Kursbuch 86	**Esoterik oder Die Macht des Schicksals**	November 1986

(Vorschauen enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17)

J.B.Metzler

Sonderausgabe
1064 Seiten DM 39,-

Jan Knopf
Brecht Handbuch
Theater/Lyrik, Prosa, Schriften.
Mit einem Anhang: Film.
Ungekürzte Sonderausgabe
1986. 2 Bände in Kassette,
kart., DM 39,-
ISBN 3-476-00587-9

Die bisher umfangreichste Gesamtdarstellung zu Brechts Werk: zu seinen Stücken, den Dramenfragmenten, der Lyrik, den Romanen und Erzählungen, den Schriften zu Literatur, Kunst, Gesellschaft und Philosophie, den theoretischen Arbeiten zu Radio und Film.

Das Handbuch informiert über Entstehungsgeschichte, Textfassungen und -ausgaben, Quellen und Vorlagen, die historischen Bezüge und zeitgenössischen Anspielungen. Jan Knopfs Analysen eröffnen neue Perspektiven auf Brechts Werk. Ein zuverlässiges Nachschlagewerk, ein Lesebuch, das sich kritisch mit Brecht auseinandersetzt.

J. B. Metzler Verlag
Postfach 529. D-7000 Stuttgart 1

Tatort Wort

Herausgegeben von Klaus Blanc,
256 Seiten, ill., DM 19,80

»Wer die Beiträge dieses Sammelbandes aufmerksam liest, ... wird merken, daß der *Tatort Wort* überall sein kann und daß auch er zum Opfer einer Worttat ausersehen ist.«
Süddeutsche Zeitung

Weismann

MÄRZ IM APRIL

GERHARD AMENDT

Der *Neue Klapperstorch* gehört in die Hände all derer, die vor der Entscheidung stehen, ihren Kinderwunsch mit Hilfe der Reproduktionsmedizin zu verwirklichen.
Sie *müssen darüber aufgeklärt sein*, daß die Entstehung von Kindern aus einer Mehr-Personen- und Substanzen-Beziehung, die Teile ihres eigenen Körpers oder ihrer reproduktiven Substanzen für neue Entstehung bereitstellen, eine lebenslang wirksame Konstellation ist, die alle Mitglieder des synthetisch-technischen Familie schwerwiegend belastend beeinflußt. Und sie *sollen bedenken*, daß Kinder nicht drei Personen für ihre Eltern haben, die durch Rechtsnormen oder Verwaltungsakte dazu erklärt werden. Denn die Praxis der Reproduktionsmedizin macht *Elternschaft zur Beziehung* und zur Unauflösbarkeit im Bedürfnis der Kinder nach einer an Personen und dazu auch an einer Zeitgeschichte festmachbaren Herkunft.

Leinen, DM 29,80. Nur im gut sortierten **Buchhandel** sowie in allen Filialen von **montanus aktuell**. **Prospekte:** MÄRZ · Altenschlirfer Str. 33 · 6422 Herbstein 1 · Tel.: 06647/1211

DER NEUE Klapperstorch

WIDERSPRUCH

Beiträge zur sozialistischen Politik **9**

Psychokultur zwischen Angst, Macht und Utopie

Psychoanalyse, Marxismus, Feminismus
Therapeutismus, Gestalttherapie, Lacanismus
Psychoökologie, Erotik und Politik
B. Rothschild, U. Ruckstuhl, M. Galliker,
F. Hilfiker, E. Modena, E. Grütter,
P. Perin, K. H. Braun, S. Brander,
D. Lecourt, R. Heim, M. Erdheim, M. Züfle

Diskussion

Dialektik der Heimat – A. Kunzli
Militärpopulismus – J. Tanner
Schule als Angestelltenkultur – H. Hehlen

Berichte/Hinweise

Gewerkschaft: Soziale Kontrolle und Widerstand
Befreiungstheologie, Volksuni, Salecina

Rezensionen/Zeitschriftenschau

Heft 9 – Juli 1985 — 2. Auflage — Fr. 10.–

Direktbestellung: WIDERSPRUCH, Postfach 652, 8026 Zürich

edition nicole
Verlag für Gesellschaftsphilosophie

REVONNAH. liebe u. gesellschaft im jahre 2020. eine utopische erzählung von walter neumann
ist die links-grün-alternative Utopie in einer Liebesgeschichte. Gedanken u. Zukunftsideen zu Ehe, Arbeit, Liebe, Natur. 126 S., Abb., DM 16.- (März 86)

ICH WAR PUNK. Sensible Erzählungen aus Tagebuchaufzeichnungen von Katja Dahncke
sind authentische Geschichten des Lebens einer Punk-Frau mit Liedtexten und Zeichnungen der Autorin. 111 S., Abb., DM 14.- (März 86)

ARBEIT? NEIN, DANKE. Eine Kritik an Gewerkschaften, Grünen, Frauenbewegung u. "Linken" zum Thema Arbeit von Walter Neumann
kritisiert Arbeit glorifizierende Gewerkschaften, sie halbierende Grüne, sie fordernde Frauen, die auf Produktivität stehende Linke und durchdenkt die Aufhebung der Arbeit. 152 S., DM 19.- (Mai 86)

DIE BEFREIUNG DER LUST. Natur, Gesellschaft und Sexualität bei dem Marquis de Sade
entlarvt Sitten und Moral für die verarmten Sinne Veröffentlichte Intimität über das Geschlechtsleben. 132 S., Abb., DM 16,50 (Mai 86)

MANIFEST DER SOZIALEN REVOLUTION. -Befreiungsplan- vom Autorenkollektiv en
ist eine gesellschaftsphilosophische Kritik der Grünen u. praktische Alternative zu gegenwärtiger Gesellschaft u. linker Politik. 58 S., Abb., DM 7.50 (6/86)

Bestellungen über den Buchhandel od. Materialis-Verlag, Rendelerstr. 9-11, 6000 Frankfurt/M. 60

HOPI-STIMMEN EINES VOLKES

Ein indianischer Kosmos von seltener Faszination. Hier kommen die Hopi selbst zu Wort. Sie erzählen in archaischen, rituellen und prophetischen Bildern vom ständigen Kampf mit dem Bösen, der harten Arbeit, den Reisen in andere Welten. Der Leser macht Erfahrungen mit der Welt der Pueblo-Indianer – und vielleicht mit sich selbst. (410 S., 48 Abb., DM 39,80)

DIEDERICHS

Erich Fried

Es ist wichtig, zu hören, und verstehen zu wollen, was Psychologen, Künstler und Dichter zu sagen haben, denn sie alle kämpfen auf ihre Weise gegen Entfremdung, Selbstentfremdung und Verdinglichung.

Alfred Hrdlicka

Kunst ist die Konfrontation mit denen, die die Macht haben.

Erwin Ringel

Erkranken können nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Gemeinschaften – von der Familie angefangen bis zum Staat.

Französische Broschur,
17 × 24 cm, 200 Seiten,
reich illustriert, zum Teil farbig,
S 198,–

Europaverlag

Über Herren und Monster

Javier Tomeo
Mütter und Söhne
Roman über Monster
Quartheft 144. 128 Seiten, DM 17.80

Jeder hat auf seine Weise eine besitzergreifende Mutter im mentalen Gepäck – diese Entdeckung müssen die Hauptfiguren in Tomeos zweitem in deutscher Übersetzung erscheinenden Roman machen. Es ist das komische und unheimliche Gespräch zweier scheinbar sehr verschiedener Personen und der Bericht über einen merkwürdigen Befreiungsversuch.
»Tomeo ist ein würdiger Erbe des Don Quichote und seines Autors Cervantes im zwanzigsten Jahrhundert.«
Mannheimer Morgen

Michael Krüger
Warum Peking?
Eine chinesische Geschichte
Quartheft 145. 104 Seiten, DM 15.80

Mit höchster Sachkenntnis und heiterster Menschenfeindlichkeit wird hier ein ganzer Stand angegriffen, der heilige Stand der Meinungsmacher und Kongreßteilnehmer, samt allen seinen Giftereien, Irritationen und Eitelkeiten. Von einem, dem die Verzweiflung darüber noch Genußsucht genug gelassen hat, darüber zu schreiben.
Ein ironischer Roman über die Störungen der Welt und die Verunmöglichung von Büchern.

Georg Simmel
Philosophische Kultur
Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne
Gesammelte Essais
Mit einem Vorwort von
Jürgen Habermas
WAT 133. 256 Seiten, DM 16.50

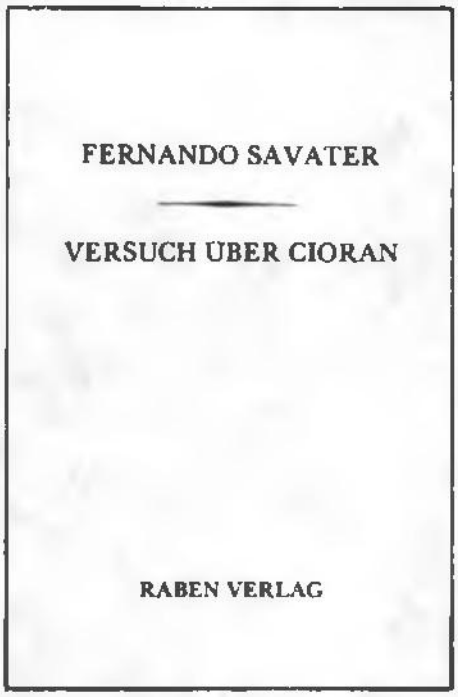
Die zentrale Sammlung seiner Essais, in der alle Fragen berührt werden, die für die Soziologie Georg Simmels bedeutsam waren, vom »Abenteuer« bis zur »Weiblichen Kultur«.
»Der Einfluß, den Simmel auf die Soziologie und die Kulturtheorie bis heute ausübt, ist enorm, Bloch und Lukács waren mit ihm befreundet, Benjamin verdankt ihm einige seiner wichtigsten Gedanken. Im Werk so unterschiedlicher Autoren wie Heidegger, Sartre, Foucault und Luhmann finden sich Spuren seiner Theorien.«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Gottfried Benn: Das Nichts und der Herr am Nebentisch
Mit einem biographischen Essay von *Joachim Dyck*
WAT 130. 160 Seiten, DM 13.50

Die eigentümlichsten Gedichte Gottfried Benns: über Astern und das Nichts, schizoide Typenreihen und die Destille an der Ecke, das gezeichnete Ich und den Herrn am Nebentisch. Und ein biographischer Essay darüber, wie sich einer der größten deutschen Lyriker in seinem Land zurechtfindet und verirrt.

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

RABEN VERLAG



Hinter Ciorans ‚Lehre vom Zerfall' steht kein Prinzip, kein Guru, kein System. Mit der Übersetzung liegt das erste Buch über Cioran in deutscher Sprache vor.

176 S., Engl. Broschur DM 24,--

Die Essays Zängls sind präzise recherchiert und leben von der Spannung zwischen detailliertem Bericht und philosophischem Interpretationsangebot.

125 S., 28 Abbildungen DM 12,--

RABEN VERLAG

Sehr hohl, Herr Kohl!

Ein Pamphlet, herausgegeben von Maria Kron

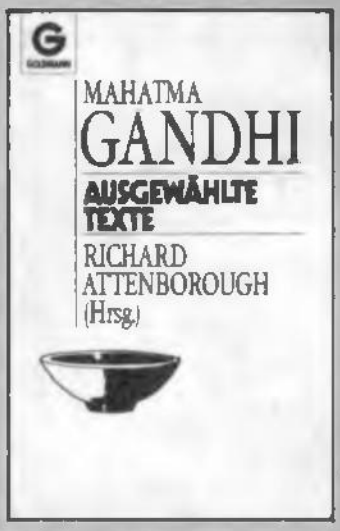
32 Seiten, DM 5,-

Über die Doktorarbeit Helmut Kohls wird viel gemunkelt. Maria Kron hat sie gelesen.

Dieses Buch ist über den Buchhandel erhältlich

la fleur-Verlag
Friedrich-Ebert-Straße 38
4150 Krefeld

AUSGEWÄHLTE TEXTE



Goldmann
6577
DM 7,80

Goldmann
8431
DM 7,80

Goldmann
8432
DM 7,80

GOLDMANN

Da capo

WEBER VERLAG

86-189

Gena Corea
MutterMaschine

Reproduktionstechnologien — von der künstlichen Befruchtung zur künstlichen Gebärmutter

336 Seiten, DM 32,–.

Gena Corea hat für diese erste umfassende Studie Fachliteratur gewälzt, Forscher, Anwender und Opfer befragt. Sie rekonstruiert so, wie Wissenschaft und Industrie (vorzugsweise männlich) die Fortpflanzungsorgane (vorzugsweise weiblich) immer weiter in Einzelteile zerlegen und diese künstlich nachzubilden trachten, um eines Tages dann die Ersatzteile zusammenzusetzen und die von ihnen erschaffene „MutterMaschine" anwerfen zu können. Aus der Perspektive dieses Endstadiums der Enteignung gewinnt der Fortschritt, der alles zur Verfügung hält (die Pille, die Abtreibung, die Befruchtung, — die Kinderlosen wie das Mutterlos), schärfere Konturen.

Rotbuch Verlag

Rowohlt

DAS LITERARISCHE PROGRAMM
EINE AUSWAHL

LITERATURMAGAZIN

DER NEUDEUTSCHE LITERATURSTREIT

Herausgegeben von Martin Lüdke und Delf Schmidt
192 Seiten. Kartoniert **DM 15,–**

Mit Beiträgen von:

Reinhard Lettau · Günter Kunert · Frank-Wolf Matthies · Fritz Wefelmeyer · Klaus Podak · Rolf Haufs · Ingeborg Haberkorn · Otto F. Walter · Heinrich Vormweg · Martin Meyer · Wilfried F. Schoeller · Zsuzsanna Gahse · Hanna Johansen · Bernhard Windisch · Michael Deistler · Norbert Hinterberger · Birgit Kempker · Wolfgang Ebert · Peter Renz · Andrea Zanzotto

Für das 763 Seiten umfassende «Medusa»-Manuskript erhielt Stefan Schütz im April 1985 den von Günter Grass gestifteten **Alfred-Döblin-Preis.** «Medusa» ist ein kühner, einmaliger Entwurf: Die unendliche Traumwanderung der Marie Flaam durch die Tiefen und Höhen einer sozialistisch genannten Gesellschaft.

872 Seiten. Gebunden **DM 68,–**
Vorzugsausgabe: 300 Exemplare signiert, numeriert, im Schuber **DM 128,–**

Das Forum für zeitgenössische Literatur bei Rowohlt – aktuell, avantgardistisch, experimentell.

HUGO DITTBERNER

WIE MAN PROVINZEN EROBERT

Erzählungen

Foto: Sebastian Kusenberg

180 Seiten. Kartoniert **DM 24,–**

Foto: Jacques Robert

HERVÉ GUIBERT

BLINDE

Erzählung

Deutsch von Thomas Plaichinger. 100 Seiten
Kartoniert **DM 22,–**

«Es ist Besuchern verboten, Äußerungen des Mitleids fallen zu lassen.»

CLAUDE SIMON

TRIPTYCHON

Roman

Foto: Claude Bonniard

Deutsch von Eva Moldenhauer. 220 Seiten
Kartoniert **DM 28,–**

1985 erhielt Claude Simon den Nobelpreis für Literatur.

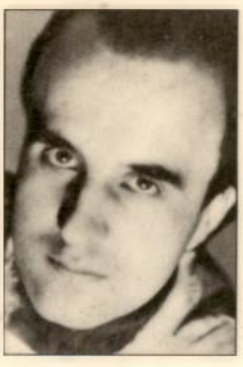
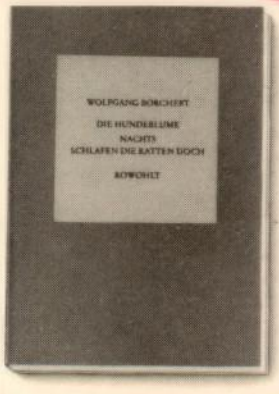


Foto: Rosemarie Clausen

1946 und 1947 schrieb Wolfgang Borchert die zwei Erzählungen «Die Hundeblume» und «Nachts schlafen die Ratten doch». Sein fünfundsechzigster Geburtstag (21. 5. 1986) ist der Anlaß, diese Handschriften als Faksimile herauszugeben.

98 Seiten. Gebunden **DM 68,–**
in einer limitierten und nummerierten Auflage